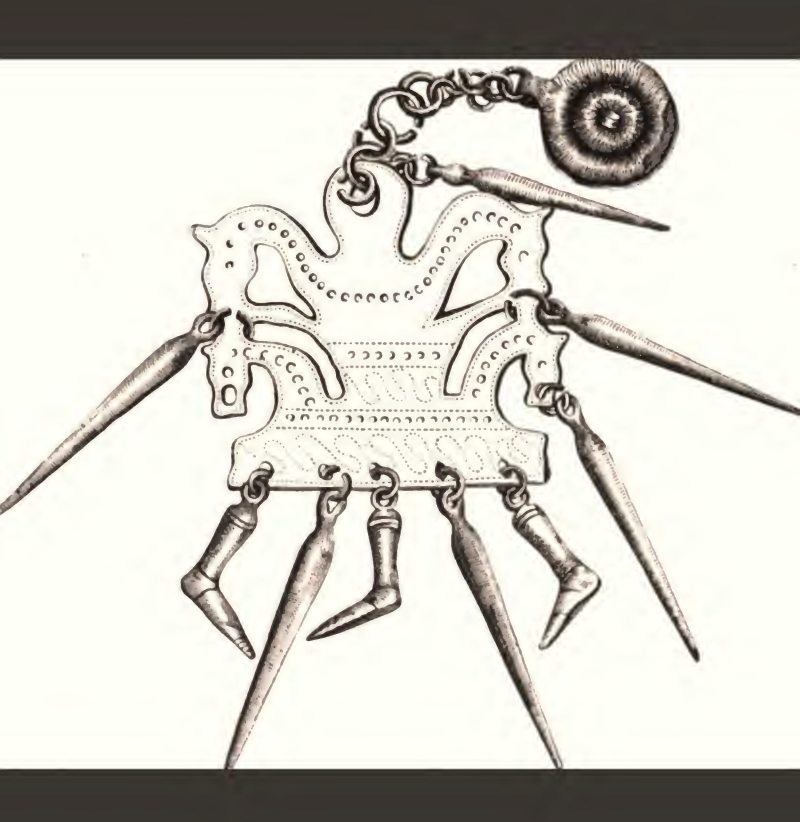


Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert (Freiherr von)


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Bronze - Helm

aus dem Passe Lueg bei Salzburg (Seite 98).

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Achter Jahrgang.

Wien, 1884.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

Nachruf

an weiland

Ihre k. und k. Hoheit die durchlauchtigste Erzherzogin-Aebtissin

Maria Antoinette,

Prinzessin von Toscana.

So ist es wahr und müßen wir es glauben?
Der holde Gott, der sonst nur Blumen bringt,
Er kam, um uns die lieblichste zu rauben?!
Der sonst des Lebens junge Kränze schlingt,
Dich nahm er hin in Deines Lebens Blüthe,
Die selbst ein Frühling Du an Lieb' und Güte!

Ob er vielleicht von Deinem Blumenleben
Ein duftig Theil zu seinem Werk gebraucht?
Ob Deine Seele nun in Waldesweben,
Im Veilchendufte uns entgegenhaucht?
Wo auch Dein Geist sich sonst — Dein kindlich Lieben,
Dein Herz, gewiß, es ist bei uns geblieben.

Ein doppelt Sehnen füllte all' Dein Wesen;
An Deiner Erdenheimat hing Dein Herz,
Für diese Heimat wolltest Du genesen,
Doch Deine Seele strebte himmelwärts.
O herbes Weh, wenn sich, was Eins war, trennet!
O bitt'rer Kampf, den man das Sterben nennet!

Du schiedest schwer, nicht um der Erde Flitter —
Den lernte früh Dein heil'ger Sinn verschmäh'n —
O Engelsherz, Dir war das Scheiden bitter,
Weil noch so viel des Guten ungescheh'n,
Weil Du so treu, so heiß geliebt die Deinen,
Daß Du sie leiden sahst, das hieß Dich weinen.

Und noch der Heimat mochtest Du gedenken,
Der schönen Berge, die Du so geliebt,
Der Dunkelröslein, die zum See sich senken,
Des Silberschaums, der von dem Felsen stiebt —
Und dort die Stadt am grünen Alpenstrome,
Mit Fels und Burg und hohem Kuppeldome!

So kommst Du wieder! Ach, mit Frühlingskränzen,
Bedecken wir Dein bleiches Erdenbild!
Dich aber sieht des Geistes Aug' erglänzen
Als schönen Engel dort im Lichtgefild,
Und sieht, wie Du die Hände betend faltest,
An Gottes Thron als unser Schutzgeist waltest.

Adolph Bett.

Zur Heiraths-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen.

Von Karl Peez.



Weltbekannt geworden ist der Spruch: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube!“ Ein Gemeinplatz mancher Gymnasien ist ferner die Aufzählung der drei vor allen anderen glückbringenden Ehen, welche zum Beginne der Neuzeit in drei aufeinander folgenden Generationen des Erzhauses geschlossen wurden: die burgundisch-niederländische des Erzherzogs Maximilian, die aragonisch-castilische des Erzherzogs Philipp und die böhmisch-ungarische des Erzherzogs Ferdinand. Weniger hält man sich aber gewöhnlich die Thatsache vor Augen, daß diese drei Ehen, wenn sie auch den gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts arg bedrohten Bestand der Dynastie sichern halfen, ja sogar wesentlich zur Großmachtstellung beitrugen, die dem Hause Habsburg seitdem geblieben ist, doch nur Glieder einer sorgfältig angelegten Kette von Heirathen waren, die zum mindesten ebensoviel Einfluß auf die Entwicklung der Monarchie gehabt haben, wie Friedensschlüsse oder Verträge. Das Haus Habsburg und nach ihm das der Lothringer haben es von jeher verstanden, durch klug ausgedachte und abgeschlossene Ehebündnisse dem Staatswesen wichtige Vorrechte, Länder-Vereinigungen und Angliederungen zu verschaffen. Recht deutlich tritt dieses Bestreben seit der, wenn auch nicht definitiven, so doch continuirlichen, Berufung des Hauses zum deutschen Kaiserthrone hervor.

Die Heirathen, welche in diese Zeit fallen, sind daher von erhöhter politischer Bedeutung und verdienen wohl einen kurzen Ueberblick. Von der Generation der beiden Kaiser Albrecht II. und Friedrich III. (resp. IV.), also vom Beginne des 15. Jahrhunderts

bis zum Jahre 1806, in welchem Kaiser Franz II. auf die deutsche Krone verzichtete, sind 97 Ehen von Mitgliedern der Dynastie abgeschlossen worden. Wie zu erwarten, entfällt das Haupt-Contingent der Auserwählten (34 Personen) auf deutsche Fürstenhäuser; die italienischen Fürstenhäuser weisen 22 Verbindungen auf, dann folgt Spanien mit 10, Frankreich und Polen mit je 8, Portugal mit 7, Böhmen-Ungarn mit 3, Schottland, England, Burgund, Dänemark, Rußland, Siebenbürgen mit je einer Heirath. Durchwandeln wir diese Ländergebiete ihrer geographischen Reihenfolge nach und betrachten wir an der Hand der Geschichte ihre dynastischen und politischen Beziehungen zum Wiener Hofe.

Wir beginnen mit dem Südwesten Europa's, mit Portugal, das 7 Prinzen und Prinzessinen mit dem Erzhause verschwägert hat[1]). Diese Heirathen beginnen mit der Ehe des Kaisers Friedrichs III. (resp. IV.) und der Prinzessin Eleonora, und schließen 1708 mit der Hochzeit der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter Kaiser Leopold I. mit König Johannes V. Sehr nahe liegt die Frage, warum Friedrich IV., dessen diplomatisches Talent in unseren Tagen immer mehr Würdigung erfährt, gerade aus Portugal seine Gemahlin nahm? Ein Blick auf die Geschichte des Landes zeigt uns, daß damals gerade das „Heroen-Zeitalter Lusitaniens" angebrochen war. Portugal, begünstigt durch seine vorgeschobene Lage am atlantischen Weltmeere, Erbe der hochentwickelten maurischen Cultur und geleitet von einer begabten Herrscherfamilie, begann damals seine Entdeckungen und Eroberungen. Im Jahre 1452, als Kaiser Friedrich die Prinzessin Eleonora, Tochter König Eduard's (1433—1438) und Nichte des bekannten Prinzen Heinrich „des Seefahrers", heimführte, waren die Portugiesen bereits bis Guinea vorgedrungen; bald hatten sie ganz Afrika umsponnen, große Schätze flossen in Lissabon zusammen, der portugiesische Hof war einer der reichsten und glänzendsten in Europa. Sollte einstmals die einheimische Herrscherfamilie erlöschen,

---

[1]) 1452 Kaiser Friedrich IV. und Prinzessin Eleonora,
1519 Erzherzogin Eleonora und König Emanuel,
1525 Erzherzogin Katharina und König Johann III.,
1526 Kaiser Karl V. und Prinzessin Isabella,
1543 König Philipp II. und Prinzessin Maria,
1553 Erzherzogin Johanna, Infantin von Spanien und Prinz Johann,
1708 Erzherzogin Maria Josepha und König Johann V.

so war das Erbe ein unermeßliches. Es ist also durchaus nicht zu verwundern, daß diejenigen Höfe, welche eine geschickte Diplomatie besaßen, Familienverbindungen mit Portugal suchten. Es ist bekannt, daß die burgundische Dynastie in Portugal wirklich im Jahre 1580 ihr Ende fand und die spanische Linie des Erzhauses Universal-Erbin ward. Vorhergegangen waren sechs Heirathen mit dem Hause Habsburg. Außer demselben glaubten erbberechtigt zu sein die Häuser (Farnese) Parma und Savoyen. Sechzig Jahre (1580—1640) war Portugal in spanisch-habsburgischen Händen, dann rang es sich unter der Familie Braganza los; nach weiteren sechzig Jahren (1700) starb die Familie seiner früheren Herrscher in Spanien aus, weder die österreichische noch die spanische Linie des Hauses Habsburg hatten, getreu der Familien-Allianz, während dieser Zeit, d. i. während der Jahre 1640 bis 1700, eine Verbindung mit der neuen Dynastie geschlossen. Erst nach dem Aussterben der spanischen Linie, als das Testament Karl II. den Bourbonen Philipp von Anjou auf den spanischen Thron berufen und lange Feindseligkeiten mit demselben in Aussicht standen, gab Kaiser Leopold I. seine Tochter Maria Josepha dem Könige Johann V. Seit dieser Zeit ist bis 1806 keine weitere directe Verbindung der beiden Dynastien vorgekommen.

Das nächste Land im Südwesten Europa's wäre Spanien, das in dem erwähnten Zeitraume durch zehn Heirathen [1]) an Oesterreich geknüpft wurde. Sie beginnen 1496 mit der bekannten, für Oesterreich so viel Glück und so viel Verwickelungen bringenden Ehe Erzherzog Philipp's „des Schönen" mit Johanna „der Schwermüthigen", Erbtochter von Castilien und Leon, Aragonien und Navarra, der beiden Sicilien, von Sardinien und Mallorca. Kurze Zeit vor dieser Ehe hatten sich den spanischen Seefahrern die Pforten des neuen Continentes im Westen aufgethan, kurze Zeit nach derselben liegen ihnen große unbekannte Welten, mächtige starkbevölkerte

[1]) 1496 Erzherzog Philipp „der Schöne" mit Johanna, Infantin von Spanien,
1497 Erzherzogin Margaretha I. mit Johann, Infant von Spanien,
1548 Kaiser Max II. mit Maria, Infantin von Spanien,
1570 Erzherzogin Anna mit König Philipp II. von Spanien,
1599 Erzherzog Albrecht mit Isabella, Infantin von Spanien,
1599 Erzherzogin Margaretha mit König Philipp III.,
1631 Kaiser Ferdinand III. mit Maria Anna, Infantin von Spanien,
1649 Erzherzogin Maria Anna mit König Philipp IV.,
1666 Kaiser Leopold I. mit Margaretha, Infantin von Spanien,
1764 Kaiser Leopold II. mit Maria Luisa, Infantin von Spanien.

Staaten zu Füßen. Der älteste Sohn dieser Ehe, Karl, ist mit sechzehn Jahren bereits (der erste) König von Spanien, König beider Sicilien, und wird in der Folge Kaiser von Deutschland und „Herr der beiden Indien"; der jüngere, Ferdinand, erhält die österreichischen Lande seines Großvaters Maximilian und ist berufen, durch seine Ehe der Gründer der jetzigen österreichischen Monarchie zu werden. Beiden Brüdern entsprossen Aeste; in den Nachkommen Karl's vererbten sich die spanischen, burgundischen und italienischen Lande, sowie die immense Colonial-Macht; die Nachkommen Ferdinand's vereinigten mit ihren österreichischen Besitzungen die Kronen von Deutschland, Böhmen und Ungarn. Im 16. Jahrhunderte besaß die ältere spanische Linie das an Kriegsmacht, Reichthum und politischem Einflusse erste Staatswesen der Christenheit. „Wenn Spanien sich bewegt, zittert die Erde", hieß es damals. Es war daher für den Wiener Hof ein unberechenbarer Vortheil, daß beide Aeste eine Familien-Allianz geschlossen hatten und fest an ihr hielten. So konnten beispielsweise die am österreichischen Lebensmarke zehrenden Türkenkriege wesentlich mit spanischem Gelde bestritten werden. Die beiden Aeste scheinen sich aber nicht nur das Versprechen gegenseitiger Unterstützung, wie sie auch in allen Kriegen bis zum 18. Jahrhunderte geleistet wurde, sondern auch gegenseitiger Erbfolge gegeben zu haben. Bis in das 17. Jahrhundert führten die österreichischen Agnaten den spanischen Infantentitel, während sich die spanischen Könige als Erzherzoge von Oesterreich bezeichneten. Wir sehen daher auch in vier Generationen (den letzten des spanischen Astes) sieben Heirathen innerhalb des Hauses. Doch drängt sich seit dem Ministerium Richelieu auch Frankreich, dessen Lage inmitten der beiden verbrüderten Mächte keineswegs beneidenswerth war, in Spanien ein und bringt es in den zwei letzten Generationen der spanischen Linie auf vier Familien-Verbindungen.

Bekanntlich wurde die gewaltige Erbschaft: Spanien, Belgien, Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, die Hälfte Amerikas und zahlreiche Colonien in Asien und Afrika, getheilt zwischen der französischen Seiten-Linie Anjou und dem Hause Habsburg. Letzteres bekam die europäischen Nebenlande. Sonstige Prätendenten waren Bayern und (abermals) Savoyen. Die Theilung war durchgeführt, aber die einander gegenüberstehenden Dynastien Habsburg und Anjou waren durch den Frieden nicht versöhnt. Dieser war auch kein naturgemäßer praktischer Austrag, d. h. er war nur praktisch, soweit er die Angelegenheiten Englands betraf;

und es war von vornherein zu erkennen, daß diesem großen Kampfe noch eine Reihe von kleineren Kämpfen folgen würden. Zudem gravitirte Spanien damals entschieden nach Frankreich. Demgemäß ließ sich auch erwarten, daß die beiden Höfe zu Wien und Madrid sich ziemlich fern stehen werden, und wirklich ist während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine spanisch-österreichische Ehe zu verzeichnen. Erst 1764 verehelichte sich der Erzherzog Leopold, der spätere Kaiser, mit der Infantin Maria Luisa, nachdem Spanien drei Jahre vorher, 1761, an die Seite des Erzhauses und Frankreichs in den Krieg gegen Preußen und England eingetreten war. Seit dieser Zeit ist bis 1806 keine Verbindung zwischen beiden Häusern vorgekommen.

Wesentlich anders als das Verhältnis des Erzhauses Spanien gegenüber stellt sich uns jenes zu Frankreich [1]) bei näherer Betrachtung dar. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß das französische Königshaus, der alte Rivale des Erzhauses, demselben auch verwandtschaftlich fern bleiben werde. Als aber Spanien und die burgundischen Lande in habsburgischen Besitz übergingen, traten beide Dynastien in ein Verhältnis der Nachbarschaft, welches verwandtschaftliche Beziehungen nicht gut umgehen ließ. Politisch ziemlich gleichgiltig erscheinen zwar die französischen Ehen des österreichischen Astes; zu desto größeren Ereignissen aber gaben Anlaß die der spanischen Linie. König Philipp II. von Spanien hatte sich 1559 mit Prinzessin Isabella, der ältesten Tochter König Heinrich II. und der Catterina dei Medici, verbunden. Ihre Brüder, die Könige Franz II. Karl IX. und Heinrich III., starben binnen kurzem ohne legitime Nachfolge; bevor sie noch aus dem Leben geschieden, gewahren wir bereits Versuche König Philipp's, das Erbrecht seiner Gemahlin geltend zu machen und seine älteste Tochter aus dieser Ehe, die Infantin Isabella Clara Eugenia, Gemahlin des mit den Niederlanden und Burgund begabten Erzherzogs Albrecht, mit Hilfe der strengkatholischen Partei für

[1]) 1530 Erzherzogin Infantin Eleonora mit König Franz I. von Frankreich,
1559 König Philipp II. von Spanien mit Prinzessin Isabella von Frankreich,
1570 Erzh. Elisabeth m. König Karl IX. v. Frankreich,
1615 Inf. Anna Maria v. Spanien m. König Ludwig XIII. v. Frankreich,
1621 König Philipp IV. v. Spanien m. Prinzessin Isabella v. Frankreich,
1660 Inf. Maria Theresia v. Spanien m. König Ludwig XIV. v. Frankreich,
1679 König Karl II. mit Prinzessin Marie Louise von Orleans.
1770 Erzh. Marie Antoinette m. König Ludwig XVI. v. Frankreich.

den französischen Thron zu candidiren [1]). Es ist begreiflich, daß die Plane Philipp's nicht nach dem Geschmacke der französischen Politiker waren, da dann ihr Land vollständig in das Schlepptau der habsburgischen Welt-Monarchie genommen worden wäre. Daher ward der Standpunkt des salischen Gesetzes nach dem Tode Heinrich III. doppelt gern geltend gemacht und König Heinrich von Navarra, der älteste Sprosse der ältesten Seitenlinie des Hauses Capet-Valois doppelt gern als König aufgenommen. Nach langem Kampfe mit der in Paris herrschenden spanisch-guisischen Partei gelang es Heinrich IV. schließlich doch, sein Erbe anzutreten.

Sehen wir so die Erbschaftsplane des spanischen Hauses Habsburg in Frankreich scheitern, so gewahren wir andererseits die Plane des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron von Erfolg begleitet. Besonders in den letzten zwei Generationen der spanischen Linie dominirt unbedingt der Einfluß Frankreichs. Wir können demgemäß auch in derselben Zeit vier französische Heirathen der spanischen Habsburger constatiren. Darauf folgte die Theilung der großen spanischen Monarchie, in welcher — Dank der Politik Englands — die Wünsche Frankreichs mehr Berücksichtigung fanden, als die des Erzhauses. Frankreich gegenüber ist also die Familienpolitik des Hauses Habsburg entschieden im Nachtheile geblieben.

* * *

Wir wenden uns nun nach England und betrachten die Verhältnisse, welche 1554 zur Ehe Philipp II. und der Königin Maria führten. Ein Jahr vorher war Maria's Bruder Eduard VI. gestorben,

---

[1]) Wir machen uns am besten eine Vorstellung von der imponirenden Größe dieses Entwurfes, wenn wir uns erinnern, daß die Hauptlinie des Erzhauses damals die erste Macht der Christenheit und Herrscherin in Amerika, Spanien und Italien war, daß die zweite Linie des Hauses die Kronen von Deutschland, Böhmen und Ungarn bereits mit den österreichischen Besitzungen vereinigt hatte, daß in Belgien und Ost-Frankreich ein dritter Habsburger herrschte und daß eben damals das Erzhaus die größten Anstrengungen machte, sich in den dauernden Besitz von Polen und England zu setzen. Wäre es ihm gelungen, auch noch Frankreich zu erobern, so wäre damit die gebildete Welt um die Lösung eines der anscheinend schwierigsten Probleme reicher geworden, um die Lösung des Problems die Völker Europas zu einigen. Aber ebenso wie es 2½ Jahrhunderte später dem genialen Corsen geschah, nahe der Vollendung entschlüpfte das Werk den Händen des Meisters und zerbrach.

ein weiterer männlicher Sprößling des Hauses Tudor war nicht da, die älteste Schwester Maria also unbestritten die Erbin der Krone; die Königin, eine eifrige Katholikin, wollte ihrem Glauben in England wieder das Uebergewicht über die Neuerer geben. Dies konnte sie am besten durch eine Verbindung mit dem mächtigsten katholischen Hause der Erde, dem Hause Habsburg; 1554 reichte sie dem Könige beider Sicilien und Herzoge von Mailand, Don Felipe, ihre Hand. Ein Verhängnis wollte aber, daß die Königin schon nach vier Jahren kinderlos starb. Wäre ein Sohn aus dieser Ehe hervorgegangen, so hätte er voraussichtlich England geerbt; schwerlich wäre die Erhebung der Niederlande geglückt, schwerlich hätte sich dann auch nach dem Aussterben der Valois Frankreich der spanischen Politik erwehren können. — Das Project der Ehe Erzherzog Karl's mit der Königin Elisabeth mag wohl gleichfalls dem Gedankengange von Seite des Erzhauses entsprungen sein, auf diese Weise im Inselreiche Einfluß zu gewinnen, doch hat es gleichfalls keine weitgehenden politischen Folgen gehabt.

Welche die Gründe gewesen sind, die 1448 den Erzherzog Sigismund von Tyrol zur Ehe mit der Prinzessin Eleonora von Schottland bewogen, ist schwer zu erkennen. Vielleicht lagen derselben gar keine politischen Absichten zu Grunde. Dagegen hochpolitisch wäre die Verbindung der verwitweten Königin Maria Stuart mit dem Erzherzoge Karl, oder mit dem unglücklichen Infanten Don Carlos geworden, wenn eines der beiden Projecte Leben gewonnen hätte. Maria, deren Mutter der Familie der Guisen entstammte, war durch ihren langen Aufenthalt in Frankreich, dessen König sie geheirathet, ihrem inzwischen presbyterianisch gewordenen Lande entfremdet worden, und fühlte sich, nach Schottland zurückgekehrt, inmitten des Getriebes der religiösen Parteien in höchst unsicherer Stellung. Eine Verbindung mit der einflußreichsten Dynastie der damaligen Zeit, dem Hause Habsburg, schien ihr daher vortheilhaft. Es entspannen sich lange Unterhandlungen, welche aber von Frankreich und England hintertrieben wurden, die den Herzog von Alençon, den Grafen Leicester und schließlich den Grafen Darnley candidirten. Der Letztere ward denn auch Gemahl der Königin.

Der hohen Politik gehört weiters die im Jahre 1477 abgeschlossene Heirath des Erzherzogs und späteren Kaisers Maximilian mit der Prinzessin Maria von Burgund an. Schon Rudolf von Habsburg, der Gründer der Dynastie, hatte bereits hoch in Jahren eine burgundische Prinzessin

geehelicht und damit gezeigt, welchen Werth er auf eine nähere Verbindung mit diesem Lande legte. Der gekrönte Alterthümler Friedrich III. folgte dem von seinem Ahnherrn gegebenen Winke und verheirathete seinen Sohn Max mit der Prinzessin Maria. Dieselbe war die einzige Tochter des im gleichen Jahre gefallenen Herzogs Karl des Kühnen, welcher Besitzer des größten Theiles der heutigen Königreiche Niederlande und Belgien, sowie weiter Länderstrecken im heutigen Frankreich und Deutschland gewesen war. Diese Ländermasse stand unter der Oberhoheit der beiden Reiche, welche demnach das Recht hatten, sie als verfallene Reichslehen einzuziehen, was Frankreich auch mit dem Herzogthume Bourgogne und der Grafschaft Artois that. Der Kaiser zog es aber vor, mit den auf deutscher Seite befindlichen Territorien seine Kinder als Erben des gefallenen Herzogs zu belehnen. Auf diese Weise kamen die reichsten gewerbefleißigsten und ergiebigsten Länder des damaligen Europa an das Haus Habsburg, um demselben Jahrhunderte lang anzugehören. Am längsten stand Belgien unter dem Erzhause, bis zum Jahre 1797. Als ein kleines Beweismittel für die Wichtigkeit dieses Ehebündnisses diene der Umstand, daß man um die Neige des 15. Jahrhunderts in den Niederlanden allein 350 Städte zählte.

Betrachten wir die eventuelle Veranlassung zur einzigen dänischen Heirath des Erzhauses, nämlich jener der Erzherzogin Isabella, Schwester Karls V., mit König Christian II. von Dänemark, Norwegen und Schweden im Jahre 1514, so dürfte wohl das Hauptgewicht auf die beiderseitige Absicht zu legen sein, sich die mächtige Nachbar-Dynastie zu verbinden. Besondere Folgen erwuchsen dieser Ehe nicht wegen der ungünstigen Zeitläufte — der König Christian wurde 1523 vertrieben, ohne daß Karl V. ihm helfen konnte — und wegen des frühzeitigen Todes der Erzherzogin (1526) sowie ihres Sohnes (1532).

Wenig Folgen hatte ferner wegen frühen Todes die kinderlose Ehe des Erzherzogs Joseph Anton, Bruders des Kaisers Franz II. mit der russischen Großfürstin Alexandra Paulowna, Tochter des Zaren Paul. Sie war ein Ausdruck der freundschaftlichen Beziehungen, in welchem zum Beginne unseres Jahrhunderts beide Vormächte des Ostens standen.

Ebenso wenig bildete die 1595 abgeschlossene Heirath der Erzherzogin Maria Christine, Schwester Kaiser Ferdinand II., und des Großfürsten Sigismund Bathory von Siebenbürgen einen Ausgangspunkt für große politische Combinationen. Siebenbürgen ward zwar drei Jahre

darauf an den Kaiser Rudolph abgetreten, erhob sich aber noch im selben Jahre, um unter türkischer Oberherrschaft sein halb unabhängiges Dasein noch weitere hundert Jahre zu fristen. Seit dieser Zeit ist kein ehelicher Bund zwischen den Dynastien beider Staaten zu verzeichnen.

Ganz anders hingegen gestaltete sich das Verhältnis Oesterreichs zu Polen [1]). Dasselbe war fast beständig ein freundliches, da die Machtsphäre der beiden Staaten verschieden, die Interessen aber beinahe stets gleich waren. Demgemäß begegnen wir auch acht polnisch-österreichischen Familien-Verbindungen. Die erste derselben ist die Heirath Kasimir III. mit der Erzherzogin Elisabeth, Tochter Kaiser Albrecht II., im Jahre 1454. Diese Ehe hat wahrscheinlich ihren Grund in der Erwartung des Königs Kasimir gehabt, daß nach dem eventuellen kinderlosen Tode seines Schwagers Ladislaus des Nachgebornen die Erbschaft an ihn oder an seine Nachkommen fallen werde. So kam es denn auch, freilich nicht unmittelbar; denn erst nach dem Tode der Nachfolger Ladislaus', Georg's von Podiebrad und Mathias' des Corvinen, wurde Kasimir's Sohn Wladislaw zum Könige der beiden Reiche Böhmen und Ungarn gewählt. Kasimir's Enkel Sigismund II. August heirathete nach einander zwei Töchter Ferdinand I. Selbst nach dem Eintreten des Wahlkönigthums hören diese Verbindungen nicht auf. Sigismund III. Wasa heirathet nach einander zwei Schwestern Ferdinand II.; dessen Sohn Wladislaw IV. eine Schwester Ferdinand III.; Michael Wisniowiecki freit eine Tochter Ferdinand III., August III. von Sachsen-Polen eine Tochter Joseph I. Nicht nur direct, auch indirect haben polnische Könige in das Erzhaus hineingeheirathet und sich mit nahe verschwägerten Familien, z. B. Mantua, Bayern, gern verbunden. Gehen wir alle die einzeln aufgeführten Ehen durch, so fällt uns auf, daß stets nur polnische Könige sich mit Angehörigen des Erzhauses verehelicht haben. Zumeist dürfte bei diesen Ehen nur das Bestreben obwaltend gewesen sein, durch eine Familien-Verbindung in ein näheres Verhältnis zu dem Wiener Hofe zu treten. Polens Könige

[1]) 1454 Erzh. Elisabeth von Oesterreich mit König Kasimir III. von Polen,
1543 Elisabeth von Oesterreich mit Sigismund II. August von Polen,
1553 Katharina von Oesterreich mit Sigismund II. August von Polen,
1592 Anna von Oesterreich mit Sigismund III. von Polen,
1605 Constanze von Oesterreich mit Sigismund III. von Polen,
1637 Cäcilia Renata von Oesterreich mit Wladislaw IV. von Polen,
1670 Eleonora von Oesterreich mit Michael (Wisniowiecki) von Polen,
1719 Maria Josefa von Oesterreich mit (Friedr.) August II. von Polen.

bedurften Oesterreichs Freundschaft, um sich bei ihren Unternehmungen nach Norden und Osten den Rücken zu decken. Hingegen kam es auch vor, daß Habsburger, wie Kaiser Max II. 1575 oder Erzherzog Max III. 1586—1588 von polnischen Parteien zur Krone berufen wurden. Als während des 16. Jahrhunderts der Protestantismus sich ausbreitete, waren Polen und Habsburg bald die katholischen Hauptmächte im Osten und als solche oftmals verbündet. Gegen Schweden und Türken haben sie sich abwechselnd die Hände gereicht. Einen Streitpunkt hätte es zwischen beiden Mächten allerdings gegeben: die Krone Böhmen; seitdem diese aber von dem Hause Habsburg erworben war und die litthauische Dynastie in Polen ihre Augen nach Osten gerichtet hatte, läßt sich ein beinahe ununterbrochen gutes Verhältnis zwischen Polen und Oesterreich nachweisen.

Wir gelangen damit zur Besprechung des Verhältnisses zu Böhmen-Ungarn[1]). Schon einmal hatte das Erzhaus durch die Ehe Herzog Albrecht's, des späteren Kaisers, mit Elisabeth, der Erbtochter Kaiser Sigismunds, beide Kronen erworben. Durch die Wahl der neuen Landsmann-Könige Georg von Podiebrad und Mathias Huniady waren sie aber den Händen der österreichischen Dynastie entrollt. Nach dem Tode dieser Herrscher waren sie an eine Seitenlinie des polnischen Königshauses gelangt, die aber nicht mit genügender Macht ausgestattet war und bereits stark von den Einfällen der Osmanen zu leiden hatte. Es war vorauszusehen, daß sich die türkische Macht immer mehr nach Norden entwickeln werde; das ein wenig schmalgebaute österreichische Territorium bedurfte nach einem wichtigen Grundsatze der Strategie eines Glacis, und daher setzte der Wiener Hof seine ganze Kraft daran, das Ziel, welches bereits in frühen Zeiten der Habsburger-Herrschaft in's Auge gefaßt war, zu erreichen, Böhmen und Ungarn dauernd zu erwerben. Mit dem Aufgebote aller diplomatischen Mittel strebte der alternde Max I. diesem Ziele zu und scheute sich nicht, selbst gleichzeitig mit seiner Enkelin Maria als Ehe-Candidat aufzutreten, falls sein Enkel Ferdinand der Heirath mit der Prinzessin Anna abgeneigt sein sollte. Der Enkel hatte aber ein Einsehen, zu seinem großen Glücke, denn Anna

---

[1]) 1421 Herzog, später Kaiser Albrecht II. mit Elisabeth, Tochter Sigismunds, 1521 Erzh. Maria von Oesterreich m. König Ludwig II. v. Böhmen-Ungarn, 1521 Erzh. später Kaiser Ferdinand I. mit Anna v. Böhmen Ungarn.

war nicht nur eine vortreffliche Gattin, sondern sie brachte auch ihrem Gemahle nach ihres Bruders, des kinderlosen Königs Ludwig, Schlachtentode bei Mohacs im Jahre 1526 das Anrecht auf die Kronen von Böhmen und Ungarn mit. Daß Ferdinand hochherzig auch die Stimmung der beiden Völker befragte und von beiden gewählt wurde, ist bekannt. Glücklich traf es sich freilich für ihn, daß der gefährlichste Mitbewerber, der Polenkönig, im Norden beschäftigt war und die im Süden drohende türkische Macht die Magnaten geschmeidiger machte; jedenfalls aber hat die habsburgische Doppelehe mit Böhmen-Ungarn wesentlich dazu beigetragen, den Uebergang an die neue Dynastie zu erleichtern und den Grund zu legen zu dem modernen Kaiserstaate.

* * *

Wir gelangen nun zur Besprechung der Ehen mit den italienischen Fürstenhäusern. Dieselben, 22 an der Zahl, vertheilen sich folgendermaßen: Mantua (Gonzaga) 6, Toscana (Medici) und Neapel (Bourbon) je 4, Sardinien (Savoyen) 3, Parma (Bourbon) 2, je 1 mit Ferrara und Modena (beides Este) und Mailand (Sforza).

Vor allem auffallend erscheint die große Anzahl mantuanischer Heirathen.[1]) Schwerlich werden sich dieselben allein durch das Streben nach dem Besitze des überaus festen und wichtigen Platzes erklären lassen; wir müßen wohl auch in Rechnung ziehen, daß sich seit Ende des 15. Jahrhunderts die Republik Venedig unaufhaltsam nach Westen, bis in die Nähe von Mailand, ausbreitete und ihr eine Erwerbung von Mantua sehr willkommen sein mußte. Es wäre daher leicht zu errathen, warum die Herzoge von Mantua sich mit Vorliebe an Oesterreich anlehnten und warum andererseits die kaiserliche Politik, die nie auf ihre italienischen Pläne verzichtete, auf die Familien-Verbindungen mit dem Hause Gonzaga so großes Gewicht gelegt hat. Sie wollte stets etwaigen

[1]) 1549 Erzherzogin Katharina mit Franz von Mantua,
1561 Erzherzogin Eleonora mit Wilhelm von Mantua,
1582 Erzherzog Ferdinand von Tyrol mit Anna von Mantua,
1622 Kaiser Ferdinand II. mit Eleonora von Mantua,
1649 Erzherzogin Isabella von Tyrol mit Karl III. von Mantua,
1651 Kaiser Ferdinand III. mit Eleonora von Mantua.

Eroberungsgelüsten Venedigs gegenüber Erbansprüche geltend machen. Im Jahre 1707, während des spanischen Erbfolgekrieges, wurde der letzte Herzog von Mantua wegen Felonie entsetzt und sein Land den habsburgischen Besitzungen angegliedert, denen es bis zur französischen Invasion angehörte.

Ebenfalls von großer Wichtigkeit für eine jede Macht, die auf die Geschicke Italiens Einfluß nehmen will, ist der Besitz von Mailand, der Centrale Ober-Italiens. Sitz einer blühenden Industrie, nahm Mailand überdies im 15. und 16. Jahrhunderte eine hohe Stellung auf dem europäischen Geldmarkte ein. Daher wird wohl auch der strengste Ahnenmeister entschuldigen, daß der mitunter von Geldnöthen geplagte Kaiser Max I. sich herabließ zur Heirath mit Bianca Sforza, deren Großvater Francesco ein Söldnerführer, deren Urgroßvater Attendolo ein Bauer gewesen war. Im Jahre 1535 starb das Haus Sforza aus, Kaiser Karl V. zog das Herzogthum als erledigtes Reichslehen ein und belehnte seinen Sohn Don Felipe damit, denselben, der in der Folge König beider Sicilien und König von Spanien wurde. Bei Spanien blieb Mailand bis zum Jahre 1707, in welchem Oesterreich sich für anderthalb Jahrhunderte (mit geringen Unterbrechungen) in seinen Besitz setzte.

Sein westlicher Nachbarstaat Savoyen hat in demselben Zeitraume (von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1806) drei Verbindungen [1]) mit dem Erzhause aufzuweisen; dieselben beginnen 1501 mit der Ehe der großen Erzherzogin Margaretha I. mit Philibert II. von Savoyen und setzen sich mit langen Unterbrechungen bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fort. Stets sind es savoyische Prinzen und Fürsten, die in das Erzhaus hereinheirathen. Jedenfalls war die habsburgische Politik Savoyen gegenüber defensiv und nur einmal, zur Zeit Karls V., vereinigte sie sich mit Frankreich zur Theilung Savoyens, dem damals große Gebiete entrissen wurden. Demgegenüber hatte Savoyen eine stark zugreifende Heiraths-Politik. Wir haben schon bemerkt, daß es bei den habsburgischen Erbschaften in Portugal 1580 und Spanien 1700 als Gegenwerber auftrat. Dasselbe geschah 1740, als der Mannesstamm des österreichischen Hauses erlosch und das lothringische Herzogshaus die

[1]) 1501 Erzherzogin Margaretha I. mit Philibert II. von Savoyen,
1585 Infantin Katharina von Spanien mit Karl Emanuel von Savoyen,
1789 Erzherzogin Maria von Oesterreich mit Viktor Emanuel von Savoyen.

Erbschaft antrat. In den beiden letzten Fällen erwarb Savoyen benachbarte Länderstriche vom Erzhause.

Die doppelte Verbindung mit Parma [1]) ist für das Haus Habsburg ohne weitere Folgen geblieben, als diejenige, daß Maria Theresia's Politik für das Herzogthum maßgebend war.

Nicht so war es mit Modena der Fall, wo die 1771 abgeschlossene Ehe des Erzherzogs Ferdinand mit der Prinzessin Maria von Este zur Errichtung einer habsburgischen Tertiogenitur im genannten Lande Veranlassung gab, da der Schwiegervater des Erzherzogs, Herzog Ercole Rinaldo, keinen männlichen Sproßen hinterließ.

Auch das blühende Toscana gelangte, freilich nicht durch Erbschaft, an das Erzhaus. Vier Heirathen [2]) waren von Habsburgern während dreier Generationen (der Kinder, Enkel und Urenkel Ferdinand I.) mit toscanischen Prinzen und Prinzessinen geschlossen worden, doch entschied keine derselben über das Schicksal des Landes. Noch zu Lebzeiten des letzten Medicäers wurde ohne sein Zuthun über sein Erbe verfügt, 1718 wurde es einer bourbonisch-spanischen Seitenlinie zugesprochen, 1735 wurde die Anwartschaft auf Franz Stephan von Lothringen übertragen. 1737 starb Giovan Gastone, und Francesco I. (Franz Stephan von Lothringen) wurde jetzt Großherzog, welcher kurz vorher (1736) die Erzherzogin Maria Theresia, Erbtochter des Kaisers Karl VI. geheirathet hatte. So wurde Toscana eine österreichische Secundogenitur und blieb es bis auf unsere Tage (1860).

Es erübrigt noch die Verbindungen des Erzhauses mit dem Königreiche beider Sicilien [3]) zu besprechen, vier an der Zahl, welche sämtlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts abgeschlossen wurden. Damals war der Einfluß Frankreichs in Folge der revolutionären Bewegung in seinem Innern im Sinken, derjenige Spaniens in Folge

---

[1]) 1760 Kaiser Joseph II. mit Isabella von Parma,
1769 Erzherzogin Maria Amalia mit Ferdinand von Parma.

[2]) 1565 Erzherzogin Johanna mit Herzog Franz von Toscana,
1626 Erzherzog Leopold mit Prinzessin Claudia von Toscana,
1608 Erzherzogin Maria Magdalena mit Herzog Cosmus II. von Toscana,
1646 Erzherzog Ferdinand Karl mit Prinzessin Anna von Toscana.

[3]) 1768 Erzherz. Maria Karolina mit König Ferdinand IV. beider Sicilien,
1790 Kais. Franz II. mit Prinzessin Maria Theresia beider Sicilien,
1790 Erzherzog Ferdinand von Toscana mit Prinzessin Louise,
1797 Erzh. Maria Clementina von Oesterreich mit Prinz Franz Xaver.

seiner apathischen Politik ebenfalls gering. Oesterreich war die einzige Macht, an die sich ein Küstenstaat anlehnen konnte, der sich vor einem marinen Angriffe hüten mußte. Welch' großen Werth schon Ferdinand IV. auf eine Familien-Verbindung mit dem Hause Maria Theresia's legte, geht aus dem Umstande hervor, daß er nach dem Tode der einen Tochter, seiner Braut, deren Schwester freite.

Fassen wir die geographische Lage dieser italienischen Staaten summarisch in's Auge, so ergibt sich von selbst, daß Toscana, welches einerseits am Meere liegt, andererseits sich weit in's Gebirge hinein erstreckt, Ober- und Mittel-Italien trennt und beherrscht. Von Norden her streckt Tyrol seine Hand herein in's welsche Land. Verband man Tyrol und Toscana durch Angliederung der dazwischen liegenden Staaten, so konnte man leicht auf die Leitung Italiens den entscheidendsten Einfluß nehmen. Als Zwischenstaaten sind zu nennen: Mailand, Mantua, Venezien, Parma und Modena. Mailand und Mantua wurden 1707 genommen und blieben (abgerechnet die kurze Zeit der Franzosenherrschaft) bis über die Mitte unseres Jahrhunderts im österreichischen Besitze; Parma gehörte von 1733 bis 1748 dem Erzhause, Modena wurde 1814 eine österreichische Tertiogenitur; Venezien wurde 1797 den österreichischen Staaten einverleibt. In dem bezeichneten Zeitraume des deutschen Kaiserthums der Habsburg-Lothringer wurde also die größte Ausdehnung in Ober-Italien in den letzten Jahren Karl VI. gewonnen, wo die Staaten und Länder des Erzhauses (Toscana, Parma, Mantua, Mailand) vom Meere bis zur Gränze der Schweiz und Venedigs reichten. Doch waren diese Länder unter einander durch das dazwischen liegende Modena und von der Hauptmasse der Erbländer durch die Republik Venedig getrennt. Es gelang indessen doch, beide Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Im Jahre 1797 wurde Venezien dem österreichischen Staatskörper angegliedert, 1814 Modena. Im Jahre 1814, nach dem Sturze der französischen Hegemonie, reichten die Staaten des Erzhauses wirklich bis zum tyrrhenischen Meere. Italien war in der Mitte durchschnitten und selbstverständlich auch beherrscht durch die Politik des Wiener Cabinets. Dieser Erfolg liegt zwar außerhalb des mir gestellten Zeitraumes, bildet aber doch innerhalb desselben den Gegenstand österreichischer Staatskunst. — Das Königreich beider Sicilien war zwar auch einmal auf kurze Zeit (1706 bis 1733) österreichisch und durch mehr als zwei Jahrhunderte habsburgisch (1516 bis 1733), verwuchs aber

wegen mannigfacher Umstände, von denen ich die Nothwendigkeit einer intimen Seeverbindung und die geringe Entwicklung der österreichischen Marine hervorhebe, niemals recht mit dem Körper der anderen Lande. Dasselbe gilt von Sardinien, das von 1708 bis 1720 in österreichischem und von 1516 bis 1720 in habsburgischem Besitze war. So viel aber kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß für sämtliche italienische Staaten der österreichische Einfluß oft und lange Zeit maßgebend war und wesentlich getragen wurde durch die geschickte Heirathspolitik des Erzhauses.

* * *

Wir hätten jetzt nur mehr die 34 deutschen Ehen von Angehörigen des Hauses Habsburg zu betrachten. Eine einzige Mesalliance wurde mit einer Deutschen geschlossen, ich meine die Ehe des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol mit der Philippine Welser. Vertheilen wir diese Ehen auf die einzelnen Länder, so steht Bayern mit 9 Heirathen voran, Sachsen folgt mit 6, Pfalz mit 5, Oesterreich und Lothringen mit je 3, Jülich mit 2, dann Württemberg, Braunschweig, Hannover, Anhalt, Baden mit je einer Ehe.

Mit dem bayerischen Hause[1]) sind eine Reihe von höchst wichtigen Ehen abgeschlossen worden, anfangend mit der Heirath der Schwester Albrecht II., Margaretha's mit dem Herzoge Heinrich „dem Reichen" von Bayern — Landshut 1412. Etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1503, stirbt diese Linie aus und Kaiser Max trägt aus der Erbschaft für sich davon Kufstein mit Gebiet, Landstriche am oberen Inn und der oberen Donau, die Hoheit über die Regensburger Juden, die Summe von 110.000 Gulden, sowie das wichtige Recht der Oeffnung der Inns und sämtlicher bayerischer Straßen für die österreichischen

[1]) 1412 Herzogin Margaretha mit Heinrich von Bayern Landshut,
1487 Erzherzogin Kunigunde mit Albrecht IV. von Bayern,
1546 Erzherzogin Anna mit Albrecht V. von Bayern.
1570 Erzherzog Karl von Steiermark mit Maria von Bayern,
1600 Kaiser Ferdinand II. mit Maria Anna von Bayern,
1635 Erzherzogin Maria Anna mit Max I. von Bayern,
1685 „ Maria Antonia mit Max II. von Bayern,
1722 „ Maria Amalia mit Karl Albert von Bayern,
1765 Kaiser Joseph I. mit Josepha von Bayern.

Unterthanen. In der Folge heirathet Herzog Albrecht V. seine eigene Nichte, die Erzherzogin Anna und läßt sich bei dieser Gelegenheit den bekannten Erbschafts-Vertrag ausstellen, welcher im österreichischen Erbfolgekriege eine so große Rolle spielen sollte. Ueberhaupt ist es auffällig, daß bayerischerseits sechs Prinzen und nur drei Prinzessinen in das Erzhaus herein heiratheten. Die bayerische Heiraths-Politik war eine aggressive, wie man auch aus dem Benehmen des Münchener Cabinets im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege ersehen kann. Ja auch in dem wichtigen Momente, als die österreichischen Erblande durch das Erlöschen der habsburgischen Dynastie einer Erledigung entgegengingen, meldete sich ein bayerischer Agnat, der Curprinz Max Joseph, als Candidat um die Hand der Erzherzogin Maria Theresia, der voraussichtlichen Erbin. Trotzdem aber gelang es Bayern niemals Erbansprüche durchzusetzen: im Gegentheile wußte die österreichische Politik die 1765 abgeschlossene Ehe des Kaisers Joseph II. mit Prinzessin Josepha, der Schwester Max Joseph's, des letzten Curfürsten aus der Münchener Linie, zur Erwerbung des Inn-Viertels zu benützen. Dagegen misglückte auch der wirklich großartige Plan des Austausches von Belgien gegen Bayern stets durch Contrecarrirung von Seiten feindlicher Mächte. Durch dessen Ausführung wäre einerseits die Wittelsbachische Dynastie, welche bereits schöne Länder am Niederrhein (mit Düsseldorf als Mittelpunkt) besaß, aus einer durch Oesterreich eingeengten Lage zu einer einflußreichen Stellung im Norden Frankreichs gekommen, anderseits hätte Oesterreich dadurch sein Besitzthum wunderbar abgerundet und sich durch deutsches Element verstärkt. Das Eine war Frankreich lästig, das Andere den deutschen Concurrenten des Erzhauses — sie hintertrieben es.

Die sechs Heirathen mit sächsischen Prinzen und Prinzessinen [1]) haben keine weiteren Folgen erzielt; es genügt zu bemerken, daß sie am zahlreichsten in der Zeit um 1450 waren (damals fanden drei sächsisch-habsburgische Ehen statt), bald aber änderte die lutherische Reformation,

---

[1]) 1431 Herzogin Margaretha von Oesterreich mit Friedrich „dem Sanftmüthigen" von Sachsen,
1446 Herzogin Anna von Oesterreich mit Wilhelm v. Sachsen-Thüringen,
1484 Erzherzog Sigismund von Tyrol mit Katharina von Sachsen,
1719 Erzh. Maria Josepha v. Oesterr. mit Friedr. August v. Sachsen-Polen,
1766 Erzh. Maria Christina von Oesterreich mit Albert v. Sachsen-Teschen,
1787 Erzh. Maria Theresia von Oesterreich mit Anton Clemens v. Sachsen.

deren Führer die Wettiner Fürsten waren, das Freundschaftsverhältnis beider Häuser. Erst nachdem das sächsische Curhaus seinen polnischen Aspirationen zuliebe im Jahre 1697 zum Katholicismus zurückgekehrt war, griffen wieder eheliche Verbindungen zwischen ihnen Platz.

Genau dasselbe gilt von dem pfälzischen Hause [1]), dem Führer der calvinischen Reformation. Um 1450 begegnen wir der Ehe Herzog Albrecht VI., Bruders des Kaisers Friedrich IV., mit einer pfälzischen Gemahlin. Nun tritt eine lange Pause ein, da der Wechsel des Glaubens und der Politik im Pfälzer Hause die beiden Geschlechter auseinander hielt. Das pfälzische Fürstenhaus trat wie so viele andere protestantische und reformirte Häuser Deutschlands in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Frankreich, von welchem es eine jährliche Subsidie erhielt. Als dann aber das erstarkte französische Königthum begehrliche Blicke auf die schönen pfälzischen Lande warf, erkannte das Curhaus den Werth einer Annäherung an die regierende Dynastie des Deutschen Reiches. Es ward wieder katholisch und schloß in schneller Aufeinanderfolge drei Familienverbindungen mit dem Hause Habsburg, zur selben Zeit, in welcher die französischen Heere die famosen „Reunions" executirten und am Rheine sengten.

Einer eingehenden Beachtung werth sind die Ehen im deutsch-habsburgischen Hause [2]) selbst, drei an der Zahl. In allen drei Fällen nimmt ein Kaiser oder der präsumtive Nachfolger eines solchen eine tyrolische Prinzessin zur Gemahlin; in zwei Fällen war dieselbe die letzte ihrer Linie, so daß das Erbe der Linien immer wieder zum Hauptstamme zurückkehrte. Diese Hochzeiten sind für die Kunstgeschichte Oesterreichs von hoher Wichtigkeit geworden, indem durch sie die großen Kunstschätze, welche die tyrolischen Fürsten aus Italien an sich gezogen, beständig nach Wien wanderten und vielseitigen Einfluß auf die Entwicklung der Künste in Oesterreich nahmen.

Interessant und zum Theile sehr folgenreich sind die Verbindungen

[1]) 1452 Herzog Albrecht VI. mit Mathilde von der Pfalz,
1676 Kaiser Leopold I. mit Eleonora von Pfalz-Neuburg,
1678 Erzherzogin Maria Anna mit Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg,
1690 König Karl II. mit Anna von Pfalz-Neuburg,
1795 Erzherzogin Maria Anna mit Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach.

[2]) 1611 Kaiser Mathias mit Erzherzogin Anna von Tyrol,
1648 „ Ferdinand III. mit Erzh. Maria Leopoldina von Tyrol,
1673 „ Leopold I. mit Erzherzogin Claudia von Tyrol.

mit dem lothringischen Fürstengeschlechte [1]), obwohl sie erst spät beginnen. Dieses Haus, welches von Karl dem Großen seinen Ursprung ableitete und in ununterbrochener Verbindung mit den Herrscherhäusern und Dynasten-Familien von Frankreich stand, hat zur Zeit der Ohnmacht Deutschlands in den französischen Wirren eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Doch war es durch diese Beschäftigung mit den französischen Angelegenheiten selbst französisch geworden, und erst, als die Politik Richelieu's und nach ihm die Ludwig XIV. die deutschen Gränzgebiete gewaltsam in ihren Bereich zog, näherten sich die lothringischen Herzoge mehr dem Wiener Hofe. Im Jahre 1678 heirathet Herzog Karl IV. die Erzherzogin Eleonora Magdalena, Tochter Kaiser Ferdinand III. und Witwe des Polenkönigs Michael. Er selbst war wohl dem Namen nach Herzog von Lothringen, sein Land aber in der Gewalt der Franzosen. Der Sohn aus dieser Ehe, Leopold, erhielt sein Herzogthum wieder zurück und wurde durch seine Heirath mit der Prinzessin Elisabeth von Orleans Vater des Kaisers Franz und des Herzogs Karl, die sich beide mit habsburgischen Prinzessinen vermählten. Franz Stephan ehelichte die große Erzherzogin Maria Theresia, Karl deren Schwester. Der ältere war dazu bestimmt, Fortsetzer des erloschenen Hauses Habsburg zu werden; er überkam die Traditionen des Kaiserthums durch diese Heirath, seine Kinder erbten die österreichischen Lande. Wahrhaft wunderbar ist es, wie schnell dieses halbfranzösische Haus in Toscana italienische, in Wien habsburgische Eigenart angenommen; die Zähigkeit und Beharrlichkeit, welche bisher dem Wiener Hofe so viele Erfolge gesichert hatte, sie setzte sich in dem neuen Geschlechte fort und ließ dasselbe in kürzester Zeit die größten Stürme überdauern.

Eine westländische Familie war ferner die von Jülich-Cleve [2]). Als diese beiden Herzogthümer nebst einer Reihe von anderen Landen sich in einer Hand vereinigten, warb der Besitzer Herzog Wilhelm „der Reiche" um Erzherzogin Maria, Tochter Kaiser Ferdinand I. und erhielt sie. Ihre Tochter Sibylla heirathete den Markgrafen Karl von Burgau, Sohn des tyrolischen Erzherzogs Ferdinand aus dessen unstandesgemäßer Ehe mit Philippine Welser. Wären dieser Ehe Kinder entsprossen, so

[1]) 1678 Erzherzogin Eleonora Magdalena mit Herzog Karl IV. v. Lothringen,
1736 „ Maria Theresia mit Franz Stephan von Lothringen.
1744 „ Maria Anna mit Karl von Lothringen.

[2]) 1546 Erzherzogin Maria mit Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve,
1601 Markgraf Karl von Burgau mit Prinzessin Sibylla von Jülich-Cleve.

hätten sie Anspruch gehabt auf die reiche Hinterlassenschaft des Jülich'schen Hauses; doch die Ehe blieb kinderlos. Daher suchte nun der kaiserliche Hof zum mindesten einen Theil des Erbes der ihm selbst verwandten und ergebenen Familie Pfalz-Neuburg zuzuwenden, was auch gelang. Bald darauf starb zwar auch diese Familie aus; da aber noch zwei weitere Zweige des pfälzischen Geschlechtes existirten, darunter der jetzt in Bayern herrschende, benützte das Haus Habsburg seinen Erbanspruch nicht.

Von geringer politischer Wirksamkeit waren die Anhaltische und Badische Ehe im Erzhause. Auch die im Jahre 1782 abgeschlossene Ehe des Erzherzogs und späteren Kaisers Franz II. mit der Prinzessin Elisabeth von Württemberg ist ohne politische Folgen geblieben. Eine Verbindung mit Württemberg wäre zwar nach dem bekannten Ausspruche Machiavelli's, daß die Staaten sich nach ihrer geographischen Lage wie die Felder auf dem Schachbrette gruppiren, rationell gewesen. Ueberdies hatte das Haus Habsburg durch den Vertrag von 1498 von der Regentschaft für den minderjährigen Herzog Eberhard II. für den Fall des Aussterbens der angestammten Familie die Nachfolge in Württemberg zugesichert erhalten. Württemberg's Herzoge zogen es aber vor, sich durch ein Bündnis mit Frankreich von Oesterreich zu emancipiren. Im Jahre 1519 wurde Herzog Ulrich von seinen Ständen und vom schwäbischen Bunde verjagt und das Land an Oesterreich übergeben; 1534 eroberte es Ulrich wieder zurück, mußte aber die österreichische Ober-Lehensherrlichkeit und die Nachfolge für den Fall des Aussterbens seiner Familie anerkennen. Nun wäre also Gelegenheit zur Annäherung beider Häuser gewesen, Württemberg verfiel aber immer mehr der französischen Politik; 1536 trat der Herzog zum Protestantismus über und machte dadurch eine Verschwägerung der Dynastien für lange Zeit unmöglich. Nachdem im Jahre 1599 die österreichische Ober-Lehensherrlichkeit abgelöst worden war, trat Württemberg im dreißigjährigen Kriege abermals auf Seite der Reichsfeinde, wurde 1634 von den Kaiserlichen besetzt und an kaiserliche Generale 2c. vertheilt; erst 1648 gelangte es wieder in die Hände des vertriebenen Herzogs. Und auch dann kam es zu keiner Familien-Verbindung beider Dynastien. Im Jahre 1770 schlossen sie zwar eine Erbverbrüderung, dieselbe war aber, 1805 bereits wieder aufgehoben, gleich resultatlos wie obgenannte Ehe.

Wichtiger war die 1708 abgeschlossene Heirath des Erzherzogs und späteren Kaisers Karl VI. mit Prinzessin Elisabeth Christine von Braun-

schweig-Wolffenbüttel. Ganz abgesehen davon daß diese energische Dame ihrer Tochter, der großen Kaiserin Maria Theresia, ihr Naturell vererbt, und ganz abgesehen daß ihr Typus zum Theile noch jetzt in Repräsentanten des Erzhauses wiederzufinden ist, hat diese Ehe die kaiserliche Familie mit den Dynastien von Rußland (Iwan VI.), Preußen und England verschwägert und so die Politik ziemlich stark beeinflußt.

Ebenfalls eine Annäherung an England bedeutete die unmittelbar vor Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, 1699, erfolgte Vermählung des Erzherzogs und späteren Kaisers Joseph I. mit Prinzessin Amalia von Braunschweig-Hannover, der Cousine Georg I. von England. Daß der Londoner Hof sich beim Abschlusse des Utrechter Friedens durch diese Verschwägerung nicht beirren ließ, ist sattsam bekannt; ebenso bekannt ist es aber auch, daß, trotz mitunter anscheinend wärmster Intimität der Politik, das Haus Hannover der österreichischen Dynastie von da ab verwandtschaftlich fern geblieben ist.

Auffallend ist es, daß in Deutschland die österreichische Familien-Politik, ganz im Gegensatze zu anderen Ländern nur mäßige Erfolge erzielte. Anscheinend wäre das deutsche Reich der beste Boden für eine solche Politik gewesen: innerlich zerklüftet, im Besitze von unzählig vielen kleinen Herren und Fürsten, welche vielfach durch Religion und Politik getrennt waren, ohne höhere gesetzliche Normen, welche das Uebergreifen des einen Staates über den anderen verhindert hätten, blieb Deutschland dennoch seinem territorialen Bestande nach Jahrhunderte lang fast unverändert. Auch das Haus Habsburg vermochte hierin keine Aenderung hervorzubringen. Suchen wir nach den Ursachen dieser Erscheinung, so ergibt sich, daß die Reformation vielfach Annäherungen von Dynastien verschiedenen Glaubens verhinderte; wir finden aber auch, daß mit Ausnahme des bayerischen und etlicher kleiner norddeutscher Häuser die meisten deutschen Herrscher-Familien eine große Vermehrung ihrer Agnaten und damit zusammenhängend eine große Anzahl von Linien-Abzweigungen aufweisen. In früheren katholischen Zeiten verfolgte man vielfach das Princip die jüngeren Söhne in den Dienst der Kirche eintreten zu lassen, um sie dann standesgemäß mit geistlichen Fürstenthümern ausstatten zu können. Dadurch erreichte man, daß die Hauptlinie ihr Gebiet zwar ungeschmälert behielt, aber mitunter Mangel an männlichen Sprossen eintrat. Nach Durchführung der Reformation wurden die geistlichen Fürstenthümer vielfach eingezogen und ihre Territorien der Hauptlinie zugeschlagen;

die jüngeren Kinder versorgte man durch Abtrennung eines Apanage-Gebietes. Diese theilten sich wohl auch wieder in Linien. So erzielte man zwar einen viel stärkeren männlichen Nachwuchs, verlor aber auch oft durch Uneinigkeit der einzelnen Linien an politischem Einflusse. Infolge dieser Linien-Bildungen sehen wir daher fortschreitend mit den Jahrhunderten seit Einführung der Reformation eine fortwährende Zersplitterung der deutschen Länder-Gebiete, aber auch eine fortwährende Bildung von fürstlichem Nachwuchse, welche die Thätigkeit einer Familien-Politik fast vollständig illusorisch machte.

* * *

Ich habe somit die in die Zeit seines deutschen Kaiserthums fallenden directen Verbindungen des Erzhauses Habsburg-Lothringen mit anderen Fürstenhäusern summarisch zusammengefaßt und in Bezug auf die Politik geprüft; es erhellt jedoch von selbst, daß nicht allein die directen, sondern auch die indirecten Verbindungen und Verschwägerungen für die Politik von großem Einflusse gewesen sind. Damit würde aber der Stoff meiner Arbeit in's Unendliche wachsen und jede Durchsichtigkeit verlieren. Ebenso ist es klar, daß nicht allein die Vermählungen, sondern auch die Verlobungen Fingerzeige für die Politik geben; aber auch sie würden die Verarbeitung des Materials unnöthig belasten. So wichtig beispielsweise die Verlobung des Kaisers Max I. mit Anna von Bretagne, oder diejenige Karl V. mit Claudia, der Erbtochter Ludwig XII. von Frankreich, war, so wurden sie doch nicht durch die staatlich-religiöse Weihe der Ehe zum Abschlusse gebracht und beleuchten nur vorübergehende Annäherungen und Projecte der Cabinete. Selbst die **Brautwerbungen**, wie etwa im Jahre 1497 die des Sultans Bajasid II. um Erzherzogin Kunigunde, Schwester Kaiser Max I., illustriren nur den Gang der Verhandlungen.

Dagegen tritt uns mit vollster Gewißheit die Thatsache entgegen, daß die Heiraths-Politik des Hauses Habsburg-Lothringen in den letzten Jahrhunderten durchaus keine großen Erfolge mehr erzielte.

Im 15. und besonders im 16. Jahrhunderte erlebte sie großartige Triumphe, im 17. Jahrhunderte versiegen dieselben allgemach und mit dem Jahre 1700 schließen sie ganz ab.

Von dieser Zeit an beginnt ein anderes Princip Geltung zu erlangen.

Das sogenannte „europäische Gleichgewicht“ war es, dieses geflügelte Schlagwort, das mit dem Fortschreiten unseres europäischen Staaten-Systems allmälig Leben gewann.

Die Staatswesen unseres Erdtheiles, welche im Mittelalter noch ziemlich verästet und zergliedert, nach außen hin noch nicht als geschlossene Masse erscheinen, beginnen sich in dem 15. und 16. Jahrhunderte neu zu gruppiren und da erschien dann die Heiraths-Politik als ein gutes Mittel dauernde politische Verbindungen anzuknüpfen. In früheren Zeiten, in denen die Staatsweisheit sich noch nicht durch Erschaffung einer nach Hunderten von Werken zählenden Litteratur als regierungsfähig erwiesen hatte, bedeutete ein Ehebund zwischen zwei regierenden Familien oftmals einen Staatsvertrag, oder fungirte als Gewähr eines solchen, weshalb wir auch oft Familien-Verbindungen der pactirenden Dynastien ausdrücklich als Friedensbedingnisse angeführt finden. Nachdem im 16., längstens im 17. Jahrhunderte, die meisten Staaten Europas die große Aufgabe gelöst und innerhalb des sich bildenden „europäischen Gleichgewichtes“ ihre Stellung gefunden, nachdem die Staatsweisheit innerhalb desselben Zeitraumes sich zu solcher Höhe der Vollkommenheit erhoben, war der Heiraths-Politik ihr rosengeschmückter Wirkungskreis vollständig entzogen; sie war mattgesetzt und konnte keine Erfolge mehr erzielen. Ueberdies hatten sich ja stets, abgesehen von der mitunter launenhaften Gestaltung des „Gothaischen Kalenders“, die Motive einer bedeutenden Anzahl von Ehen einer genauen Betrachtung entzogen. In vielen Fällen haben auch zarte Regungen des Herzens in einer Weise mitgespielt, welche die Combinationen der Staatsmänner durchkreuzte. Allein unbeirrt durch diese vorübergehenden Miserfolge setzte die hohe Politik ihr großes Werk gelassen fort und vergaß nicht, daß es eine der edelsten Aufgaben der Regenten ist, die Völker, die durch geographische Lage und gemeinsame Interessen auf einander angewiesen sind, auf friedlichem Wege zu nähern und zusammenzuführen. Welcher Weg zur Vereinigung könnte wohl für die Völker ohne große Opfer erreichbarer und erwünschter sein, als der der Ehe ihrer Dynasten? Welche Ehe könnte segenbringender und glücklicher sein, als diejenige, in welcher sich beide Gatten vor Augen halten, daß von ihrer Harmonie diejenige ganzer Völker abhängt?

Ueber wenig beachtete Arten der Dichtkunst.

Von J. Tandler.

Wir tragen uns mit den richtigen Begriffen, wenn wir dem Antiken das Moderne entgegenstellen; gleichwohl wäre für die Kunst, sofern sie aus den Bedingungen der Zeit geänderte Formen hervorgehen läßt, eine passendere Bezeichnung zu wünschen, denn diese Modificationen sind nichts weniger als Schöpfungen der Mode im gewöhnlichen Sinne des Wortes und sollen es auch niemals werden. Kunstformen haben einen inneren Werth, den sie auch dann behalten, wenn sie für längere Zeit in den Hintergrund gedrängt worden sind; immer wieder werden sie aus ihren Verstecken hervorgeholt und zu Ehren gebracht. Dieses Für und Wider vollzieht sich nicht nur an Werken der bildenden Künste, sondern auch im Gebiete der Poesie. Das Suchen nach classischen Vorbildern hat dahin geführt, daß in den Kreis der heimischen Kunst fremde Formen Eingang gefunden haben, ohne daß für jede derselben alle Acclimatisirungs-Bedingungen vorhanden gewesen sind. Selbst dort, wo urgermanische Baumriesen seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt hatten, treiben jetzt nur Schößlinge hervor, die gleichwohl Eichen werden wollen.

Wenn sich die Leserwelt gegenwärtig einzelnen Dichtungsarten gegenüber ablehnend verhält, so sind diese noch nicht für immer gerichtet, sie warten vielmehr auf die Ankunft eines Genius, der ihre morsche Form wieder beleben und durchgeistigen soll.

Wenn es richtig ist, daß mit dem letzten Menschen der letzte Dichter stirbt, so können wir auch mit dem ersten Menschen den ersten Dichter geboren werden lassen, vorausgesetzt daß er bald sein Publicum gefunden hat. Die Annahme der Anthropologen, daß die Sprachweise der Urmenschen eine Art von Gesang gewesen sei, hat manches für sich. Leicht nimmt die Nachahmung der Naturlaute einen Rhythmus an. Die Musik der Sprache hat viel Gewinnendes und macht für den Gedanken empfäng-

licher. Das Anschauliche in der Darstellung erweckt bei den Zuhörern ähnliche Empfindungen, wie solche den Erzähler im Momente des mitgetheilten Erlebnisses bewegt haben. Die haftenden Eindrücke wirken selbst dann noch nach, wenn das concrete Thatsächliche nahezu vergessen ist. In der Erinnerung lebt das Bewunderte, das Ueberwältigende, das Erhabene noch fort. Bei Wiedergabe des Bekannten legt man einen höheren Werth auf die Eindrücke als auf das Factum. Die Erscheinung wird zur Idee, der Erzähler zum Dichter und zwar zum epischen. Diese Gattung der Dichtung war die erste die sich selbstständig bemerkbar machte; eine weit längere Zeit bedurften zu ihrer Entwickelung und Anerkennung die zum Ausdrucke gelangten lyrischen Anklänge.

Das Epos geht aus der Jugendzeit der Völker hervor und bei den nachgebornen Geschlechtern ist es ganz besonders die Jugend, welche diese Gesänge mit Begeisterung aufnimmt. Vortreffliches besitzen wir in dieser Dichtungsart, die vor allen anderen geeignet ist die edelsten Regungen zu wecken, den Mannesmuth und die Vaterlandsliebe zu entflammen. Das Wohlgefallen daran scheint sich aber gegenwärtig eher zu vermindern als zu vermehren, trotzdem daß das Beste dieser Art in den Schulen gelesen wird, vielleicht auch eben deshalb. Was uns als Pensum quält wird selten liebgewonnen. „Alles ist nur so lange schön als es uns nichts angeht.“ (Schopenhauer.) Entschiedene Freunde der Literatur werden keine neue Gabe dieser Art übersehen, allein es wird geklagt, das große Publicum komme solchen Werken nicht mit der gewünschten Theilnahme entgegen, es wäre denn, man rühme ihnen wirkungsvolle Einzelheiten nach, wenn diese auch nicht von jedermann als Vorzüge erkannt werden. Man liest das neue Epos, nicht weil es ein solches, sondern weil es etwas neues ist. Selbst die Ballade und Legende ist in den neuesten Sammlungen von Gedichten nur sparsam vertreten.*) Es ist nicht zu zweifeln, daß sich immer wieder Barden finden werden, die es dem alten Sänger gleichthun wollen, der „vom Zorne des Peleiaden“ oder „vom Manne erzählte dem vielgewanderten“.

Mit voller Kraft wendet man sich gegenwärtig dem Romane zu, diesem Epos der Neuzeit und der durch ihren geistigen Werth und ihre Kunstform zur Bedeutung gelangten Novelle. Man verweilt nicht mehr

*) Von einer gleichen Ansicht geleitet hat zur Hebung dieser Dichtungsart die Verlagshandlung des „deutschen Dichterheim“, Dresden Paul Heinze, einen Preis für die beste Ballade ausgeschrieben.

mit so viel Vorliebe wie früher bei den Heroengestalten und den strengen Vorbildern der Vergangenheit, und so wenig man auch geneigt ist die Vortheile aufzugeben die aus Stamm und Familie erwachsen, so glaubt man doch an eine fortschreitende Veredlung der Race an ein geistiges Ueberwachsen und fühlt sich als Sohn seiner Zeit, der in dem Spiegelbilde des Romans sich und die Mitlebenden wieder findet. Niemand sehnt sich darnach, die Conflicte der Völker und Herrscher, die Thaten und Schicksale der Helden der neuen Aera, deren Vorführung zu den Vorrechten der Tagespresse gehört, im Liede verewigt zu sehen; der Begeisterung des Dichters wird mistraut. Uns fehlt das Jugendfeuer eines aufstrebenden Volkes, das seine wenigen Helden vergöttert. Wir leben in einer gealterten Welt, wo alles schon da gewesen ist. Das Ungeheuerlichste hat sich vor unseren Blicken entrollt; wir sind die verwöhnten Zeitgenossen der größten Männer des Jahrhunderts. Man wägt, man beleuchtet, man bekritelt ihre Thaten, aber man besingt sie nicht.

Die Sage wird gleichfalls selten mehr mit dem sicheren Erfolge ihrer schlichten Thatsache dem Liede überantwortet, sondern meist culturhistorisch behandelt. Mit ihr theilt die Mythe ein gleiches Schicksal, und ist die classische erst jüngst durch die nordische tiefer in den Hintergrund gedrängt worden, ohne daß letztere allgemeine und bleibende Erfolge für ihre Umdichtungen aufzuweisen vermag.

Wenn von den vorerwähnten Dichtungsarten eben nur gesagt werden wollte, daß sie gegenwärtig selten auf dem Repertoir zu finden sind und daß für die Größen unserer Tage die Zeit ihrer poetischen Canonisirung noch zu erwarten sei, um für künfti ge Dichter epische Stoffe zu bieten: so kann dagegen der harte Ausspruch, daß die Idylle sich überlebt habe, kaum durch einen Vorbehalt gemildert werden. Die Sittengemälde aus den Kreisen der niederen Stände, welche wir uns frei von den Gebrechen der Verfeinerung, frei vom Zwange des Herkömmlichen denken, von denen wir voraussetzen, daß sie in der natürlichen Einfachheit ihrer Zustände sich glücklich fühlen, sind mit geringen Ausnahmen seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr der Gegenstand einer einst so beliebten poetischen Darstellung. Wir sehnen uns nicht nach neuen Typen eines solchen idealen Daseins, zumal da uns das Beste dieser Art von Geßner, Bronner, Hebel, Voß u. a. geboten worden ist.

Die Ansicht ist irrig als habe die Dorf-Novelle in jüngster Zeit die Stelle der Idylle eingenommen. Die Theorie legt dieser eine einfache Hand-

lung zu Grunde, wobei die Lebensverhältnisse der vorgeführten Personen nicht verwickelt erscheinen, so daß die harmlosen Conflicte durch den gesunden Sinn der Helden dieser Schäferspiele bewirkt werden. Die moderne, selten tendenzfreie Dorfgeschichte hat einen wärmeren Pulsschlag in das geschilderte Dorfleben gebracht, sie gebietet über ein reiches poetisches Material, bringt aber auch die Landbewohner meist in schwierige Lagen, in Zwiespalt mit dem Sittengesetze und läßt sie nicht selten bedauerliche Verbindungen eingehen, so daß gar oft der Strafrichter als Deus ex machina herbei geholt werden muß. Das Idyllische als ein Gegenbild der verderbten Sitten bevorzugter Stände zu benützen, hatte von jeher den Einwurf gegen sich, daß dem Wirklichen nur ein Imaginäres entgegen gehalten wird. Wer glaubt jetzt noch an idyllische Zustände, seit dem Stadt und Land ein innigeres Bündnis eingegangen haben. Durch die Verkehrs-Erleichterungen haben sich alle Stände näher kennen gelernt, sich Aug' in Auge geblickt und der Wahn von der Einfachheit und dem Glücke der Landbewohner ist gewichen. Die Bildung dringt immer mehr in das Volk und führt eine Ausgleichung der Lebensweise, der Sitten und der Anschauungen herbei. Der Antheil, welchen jeder Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen gehalten ist, hat auch die Söhne des Dorfes aus ihrer Vereinsamung hervorgehoben und mit der Erkenntnis höherer Lebensaufgaben mußte ein gutes Stück ihrer ehemaligen Einfachheit, der vielgerühmten poetischen Einfalt verloren gehen.

Wenn die Idylle kaum jemals rehabilitirt werden wird, so beklagen wir es weniger als die Vernachlässigung der Fabel. Diese namentlich die aesopische, dichtet einem Thiere oder sonst einem Naturgegenstande eine Begebenheit an, um dadurch eine Lebens- oder Klugheitsregel oder eine Wahrheit zu veranschaulichen, so daß die daraus gewonnene Lehre ohne allen Beweis von selbst einleuchtet. Wie viel Weisheit legten die ältesten Cultur-Völker in dieser Dichtungsform nieder und es ist zu bedauern, daß die jetzige Generation für die harmlose Allegorie, für die feine Satyre und die überraschenden Wahrsprüche der Fabel kaum mehr eine Empfänglichkeit bewahrt hat. Mit Unrecht hat man die Fabel ausschließlich den Jugendschriften zugewiesen; dem reifen Verstande bietet sie weit mehr, als das Kind daraus zu holen vermag. Der Umstand, daß man die Fabeln für die Lehrbücher der Elementarschulen für geeignet hält, trägt immerhin etwas dazu bei, daß Erwachsene zu dieser Form der Dichtung sich abwehrend verhalten. Bei den in's Einzelne gehenden

Beschreibungen des Lebens der Thiere, bei den Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaft überhaupt dürften für die Fabeln neue Grundlagen aufzufinden sein. Der damit Auftretende würde durch Anpassung der geänderten Verhältnisse der Gegenwart die reichste Mannigfaltigkeit in die Fabel bringen können und müßte Erfolge erzielen.

Die Parabel hat manches mit der Fabel gemein, nur führt sie Personen handelnd auf und will höheren menschlichen Interessen und geistigen Wahrheiten zum Siege verhelfen. Man wünscht sie würdevoll dem Stoffe und der Darstellung nach und mächtig die Fantasie anregend. Wie hinreißend wirkt sie in den heiligen Schriften, wie unentbehrlich schien sie in früherer Zeit in profanen und geistlichen Vorträgen; wie viel des Trefflichen haben uns in diesem genre Herder und Krummacher geboten, und nur weil man jetzt im allgemeinen einer bilderreichen Darstellung abhold ist und Gleichnisse für eine Schädigung der stricten Erklärung ansieht, wird die Parabel dem alten poetischen Hausrate beigezählt.

Das eigentliche Lehrgedicht, welches mit unverhohlener Tendenz für irgend eine Wahrheit zu stimmen sucht, unterscheidet sich von einem prosaischen Vortrage nur durch die poetische Form. Neben dieser sind es zum Theile auch rethorische Mittel, welche hiebei mitwirken und selbst an Beweisgründen fehlt es nicht, so fern sie auf das Gefühl berechnet sind. Ein solches Werk wird in dem Maße poetischer je mehr es die Phantasie anregt und den Leser dahin stimmt die Absicht des Dichters herauszufühlen. Unsere Literatur bietet uns Werthvolles dieser Art; die ersten Größen haben in der Blumensprache der Dichtkunst die Tiefe der Erkenntnis und die Innigkeit der Ueberzeugung uns geoffenbart. Warum fordern diese Vorbilder nicht zur Nachahmung auf? Was hieß uns diese Richtung aufgeben? Was hat sich hier in den Weg gestellt? Die Wissenschaft hat es gethan, sie, die immer mit der Poesie in Zwiespalt lebt, wo es gilt das eigene Gebiet vor Gränzbeirrungen zu wahren. Die Verbreitung der Wahrheiten ist ihre Sache. Sie darf es nicht dahin kommen lassen, daß schöne Worte die Stelle strenger Beweise einnehmen; sie tritt dieser Art von Proselytenmacherei entschieden entgegen. Sie ruft zu den Waffen für ihren Heereszug nicht nach Art der Werber mit betäubenden Klängen der Feldmusik und mit dem Geklirre überschäumender Becher. Folgerichtigkeit, Nothwendigkeit und Pflicht führen ihren Fahnen die rüstigsten Streiter zu. Mit jedem Tage wird die Wissenschaft strenger

und gründlicher und man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Weisheit aus den Werken der Philosophen, die Geschichte aus den Urkunden der Archive, die Kunst aus ästhetischen Schriften und alles dieses nicht aus Gedichten, Romanen oder Dramen gelernt werden müsse; das volle ganze Wissen hat dem Lehrgedichte den Boden entzogen. Immerhin bleibt den übrigen Dichtungsarten noch Raum genug für die Aufnahme didaktischer Elemente, wenn dieses ohne jede Aufdringlichkeit geschehen kann.

Aehnliches ließe sich noch über einige andere Formen der Dichtkunst sagen, allein diese sind in der Species mit einbegriffen. Eines bleibt hier noch zu erwähnen. Geistige Genüsse strebt nicht jedermann an, sie werden auch nicht mühelos errungen, nur dort regen sie an, wo ein empfängliches Erkenntnisvermögen ihnen entgegen kommt. Es gibt mehr Philister als man meinen sollte, die wenigsten erkennen sich als solche; von den anderen aber, die es nicht sind, werden nicht alle mit der ruhigen und weihevollen Stimmung gesegnet deren die Hingabe an ein Kunstwerk und ganz besonders an ein der Seele zuflüsterndes Dichterwerk bedarf. Die tiefgreifende, andauernde Bewegung, welche sich seit Decennien der Gemüther bemächtigt hat, sie nicht selten durch beklagenswerthe Ereignisse erschüttert, durch trügerische Hoffnungen mit fruchtlosen Wünschen erfüllt, den Geist zu ungewöhnlichen Anstrengungen in praktischer Richtung auffordert, ist wenig geeignet auf den Genuß vorzubereiten, welchen die Bücher gewähren. Die Meisten treiben dahin auf dem Strome des Lebens, den Gewinn als Zweck, kampfgerüstet gegen jegliche Gefahren; für einen Blick nach den grünenden Ufern, auf Städte und Burgen, die in dem Strome sich spiegeln, bleibt ihnen keine Zeit übrig. Der Mangel an Vertiefung ist der Poesie abträglich und der laute Markt des Lebens sucht die milden Stimmen der Dichter zu übertäuben.

Sollte Schiller nicht auch für unsere Zeit die Worte geschrieben haben:

„Ach! noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten die Lyra
Freudig zu wecken; es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.“

Dieser ursprünglich nicht für den Druck bestimmte Aufsatz ist einem Vortrage entnommen, welchen der Verfasser vor einigen Jahren in Freundeskreisen gehalten hat.
Anmerk. der Redaction.

Aus der Mappe eines alten Pragers.

Von Heinrich Ritter von Kopetz.

Gymnasial-Erinnerungen. [1])

Es war vor Beginn des Schuljahres 1830—31, als ich, ein neunjähriger Knabe, angethan mit lichtgrauen Beinkleidern, einem blauen Spencer mit breit herausgeschlagenem Hemdkragen, an der Hand meines Vaters in das Clementinum wanderte, um dem Präfecten des k. k. Altstädter akademischen Gymnasiums P. Franz Petritsch vorgestellt zu werden. Es handelte sich um meine Aufnahme als „Privatist“ in die erste Grammatikal-Classe, damals Parva geheißen.

Zu Petritsch gelangte man über die im östlichen Flügel des Clementinums eingefügte dunkle Wendel-Treppe.

Nachdem an der Eingangsthüre geziemend angeklopft worden (während deren Oeffnung der Besuchende die in murmelndem Tone gesprochenen Worte: „Das immerwährende Geklopf!“ zu hören bekam), empfing uns eine hagere Gestalt, deren Kopf mit spärlichen hochaufgesträubten blonden Haaren bedeckt war, aus welchem ein Paar tief liegender Augen gutmüthig guckten. Bekleidet war Petritsch mit einem stereotypen lichtgrünen langen Rocke, dessen Schöße bis über die Waden herab reichten, während die Füße in hochgeschäfteten Stiefel staken, wie selbe, blank gewichst, damals von sämmtlichen Geistlichen getragen wurden. [2]) Es ist mir noch erinnerlich, daß Petritsch einige Worte an mich richtete, daß er vom „Ausziehen der Kinderschuhe“ sprach und mich aufmerksam machte, mit

[1]) Zuerst erschienen in der „Bohemia“ Nr. 153, 155, 157 vom 4. 6. 8. Juni 1882, einem in Prag und im Lande viel gelesenen Blatte. Form und Inhalt dieses Aufsatzes schienen mir dessen Bekanntwerden in weiteren Kreisen zu verdienen.

[2]) Der lichtgrüne um die hagere Gestalt schlotternde Rock gab der losen Gymnasial-Schuljugend den Anlaß, den sonst in Respect stehenden Präfecten „Spargel“ zu nennen.

dem Eintritte in das Gymnasium beginne des Lebens Ernst. Verständnis hatte ich selbstverständlich für die letztere Thesis nicht.

Eine Charakteristik des Präfecten und der später genannten Professoren erwarte der freundliche Leser von mir nicht; ich gebe nur Eindrücke wieder, wie ich sie als Knabe empfing und wie sie in mir noch heute nach einem halben Jahrhundert fortleben. Zudem sahen wir „Privatisten" den Präfecten und die Professoren nur zweimal des Jahres, und zwar bei den am Ende eines jeden Curses stattfindenden Prüfungen. Im allgemeinen bildete ich mir das Urtheil, der ernste trockene Präfect sei kein Jugendfeind.

Nachdem uns mitgetheilt worden, daß Cajetan Hübner mein Professor und der Malteser-Ordens-Priester Anton Pösel mein Katechet sein werde, begaben wir uns zu Hübner.

Dieser wohnte im Königsbade, einem damals einstöckigen, mit bescheidenen Bade-Vorrichtungen versehenen Gebäude. Oberhalb der Eingangsthüre befand sich ein Wand-Gemälde, welches die Rettung Königs Wenzel des Vierten durch die ihn über die Moldau schiffende Bademagd Susanne darstellte und folgende Aufschrift trug:

„Susanna gab dem König Freiheitsstand,
Doch nicht die Ruh' dem Vaterland."

Hübner, eine ehrwürdige Erscheinung, nett gekleidet, mit gepudertem Haare, schön gefälteltem Jabot, kam mir mit solcher Milde entgegen, daß er mein jugendliches Herz im Fluge gewann, zumal er im Gegensatze zu der ernstgehaltenen Ansprache des Präfecten Petritsch mir die Worte „Errando discimus" zurief, welche meinen Muth zum Antritte meines Berufes nicht wenig hoben.

Von Hübner ging's in den Malteser-Convent auf die Kleinseite, zu dem gefürchteten, aber darum doch populären P. Anton Pösel. Pösel, eine gedrungene beleibte Gestalt, zwischen dessen sprechenden klugen Augen eine ungewöhnlich große Nase hervorragte, beachtete mich — mehr mit meinem Vater verkehrend — wenig, und so war denn meine Vorstellung bei den künftigen Lehrern geschehen, ich war rite inscriptus.

Die Aufgabe meines Haus-„Informators" war's nun, sich über den zu bewältigenden Lehrstoff instruiren zu lassen, über dessen Verarbeitung in succum et sanguinem ich am Schluße des ersten Curses in der öffentlichen Privatisten-Prüfung Rechenschaft zu geben hatte. Die erwähnte Instruirung unterlag geringer Schwierigkeit, weil der Umfang

des Lehrstoffes für jede Classe durch die „im Verlage der k. k. Schulbücherverschleiß-Administration bei St. Anna in der Johannis-Gasse in Wien" herausgegebenen Lehrbücher präcise festgesetzt war. Wenn gleich diese, und namentlich die geschichtlichen Lehrbücher ganz eigens präparirt waren, so erwuchs doch den Schülern und insbesondere den ärmeren unter ihnen der Vortheil, daß sie nicht im Laufe des Curses mehrmals Bücher ankaufen mußten, wie es unsere modernen Gymnasial-Zustände mit sich bringen.

So eine erste öffentliche Privatisten-Prüfung war epochemachend im Leben eines kleinen Studenten!

Die Gegenwart des Dom-Scholasticus Pöllner, das Zusammenströmen so vieler Prüflinge, das Erscheinen zahlreicher, den höheren Gesellschaftskreisen angehöriger Knaben, der Ernst, welcher unverkennbar den jugendlichen Zügen aufgeprägt war, wäre ganz geeignet gewesen, mich um meine just an diesem Tage nöthige Fassung zu bringen, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, welches meinen Muth geweckt hätte. Ein mir an Jahren nachstehender, der Aristokratie angehöriger Prüfling begann nämlich, als ihm die ersten Fragen aus der Religionslehre gestellt wurden, bitterlich zu weinen. Das liebevollste Zureden sämmtlicher Autoritäten des Gymnasiums vermochte nicht seine Thränen zu stillen — es half alles nichts — er trat von der Prüfung zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich damals Mitleid mit ihm fühlte, im Gegentheil, der Vorfall rief die in mir schlummernden Keime männlichen Sinnes wach — ich faßte mich und bestand die mündliche Prüfung mit Ehren. Nachdem auch die „Composition" (schriftliche Prüfung) aus dem Lateinischen blos einen einzigen Schreibfehler aufzuweisen hatte, erhielt ich am 5. März 1831 ein Zeugnis der allgemeinen Vorzugsclasse, welches ich überglücklich der besorgt harrenden Mutter heimbrachte und welches mir von meinem Vater einen blanken „harten Thaler", gleichzeitig aber auch die Ehre eintrug, an diesem glücklichen Tage zuoberst an unserem Familientische sitzen und der Erste aus der Schüssel nehmen zu dürfen.

Die Privatisten-Prüfungen begannen morgens um 8 Uhr, und bis 1 Uhr nachmittags waren wir 5 Privatisten sämmtlich fix und fertig. Unwillkürlich werde ich angeregt, den heutigen Vorgang bei den Privatisten-Prüfungen in Vergleich zu ziehen. Während damals nur zwei Examinatoren prüften, sind nun deren mindestens vier — in den Classen, wo aus dem Griechischen geprüft wird, auch mehr — welche den Prüfling

ins Gebet nehmen. Es ist dies eine Consequenz des Principes der Fachlehrer. Eine moderne Privatisten-Prüfung währt nun von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags und von 3 Uhr nachmittags bis spät abends — kein Wunder, denn der Prüfling bekömmt lateinische, griechische, deutsche und mathematische Aufgaben zu schriftlicher Lösung. Ein Rigorosum für die Doctorswürde in seiner gesetzlichen Dauer von nur zwei Stunden spannt den 22jährigen Candidaten gewiß weniger an, als eine sieben- und mehrstündige Privatisten-Prüfung einen 10- bis 15jährigen Knaben geistig abzumatten vermag.

* * *

Bemittelte Väter jener Zeit, von der ich schreibe, ließen ihre Söhne gewöhnlich die vierte Classe (Syntax) als Privatisten absolviren und dieselben erst mit der fünften Classe (Poesie) als öffentliche Schüler das Gymnasium besuchen. Der Grund hiefür mochte in der Erwägung gelegen sein, daß die durch Ersparung der Hausarbeiten gewonnene Zeit der Ausbildung in fremden Sprachen und in der Musik gewidmet werden könne, und in der Sorge, daß der öffentliche Lehrer bei dem besten Willen in den unteren, meist überfüllten Classen nicht im Stande sei, beim Unterrichte zu individualisiren. In die fünfte Classe trat auch ich als öffentlicher Schüler ein, deren Frequentanten, wie lucus a non lucendo, den Namen „Poeten" führten.

Es war eine Anzahl von 65 Jünglingen, in deren Reihe ich als der jüngste an Jahren eintrat. Scheu standen meine Collegen und ich ihnen gegenüber, das Aneinanderschließen kam eben erst später. Erst bis der Neueingetretene sich als offen und wahr, und als ein auf dem Boden des „Einer für Alle und Alle für Einen" stehender guter Camerad erwies, öffneten sich die jugendlichen Herzen; es umschlang dann die Schüler einer Classe ein so festes Band, daß es weit über die Studienjahre hinaus bis ins späte Mannesalter festhielt und ungelockert heute noch die alten Knaben wochentlich zu einer geselligen Unterhaltung zusammenführt.

Wehe dem, der schuldig oder unschuldig in den Verdacht eines Zuträgers verfiel; es ward ihm das Leben so sauer gemacht, daß er an eine andere Lehranstalt übertreten mußte!

Vor Beginn des Unterrichtes wohnten die Schüler täglich einer Messe bei, an Sonn- und Feiertagen fand vor derselben eine Exhorte

statt, deren Inhaltsangabe von den Schülern in Form eines Pensums dem Religionslehrer überbracht werden mußte. Der Gottesdienst fand in der sogenannten Spiegel-Capelle des Clementinums im Beisein des gesammten Lehrkörpers statt. Den Chordienst, sowie das Treten der Blasebälge bei der Orgel besorgten Schüler der Anstalt.[1])

An Sonn- und Feiertagen legten wir beim Austritte aus der Capelle auf einem Opfertischchen, an welchem Professor Pösel stand, milde Liebesgaben nieder. Am Schluße des Schuljahres wurden aus dem Erträgnisse für mittellose fleißige Schüler vollständige Anzüge angeschafft. Das Institut der Freitisch-Concerte war damals noch fremd, wie wir Gymnasiasten auch das süße Gift, „Ausschuß" zu sein, noch nicht zu kosten bekamen.

Während Professor Pösel mit uns aus den vier Grammatikal-Classen in die zwei Humanitäts-Classen aufstieg, hatten wir in Joseph Jungmann einen neuen Präfecten und in Professor Dr. Anton Dittrich einen neuen Classen-Lehrer gewonnen.

Jungmann, der anspruchslose liebenswürdige Gelehrte (dessen Monument jetzt auf dem Franziskaner-Platze steht), erwies sich stets als ein treuer Berather und warmer Freund der Jugend; er wurde von uns hochgeehrt.

Dittrich, im rüstigsten Mannes-Alter stehend, Conventual des Cistercienser-Stiftes Ossegg, im Besitze einer gründlichen umfassenden classischen Bildung, stand im geistigen Verkehre mit den Heroen unserer Literatur und war ganz darnach angethan, die in seinen Schülern schlummernden dichterischen Anlagen zu wecken.[2]) Seine Theoria styli, seine Anleitung zur Anlegung von Excerpten, welche in den Worten „Legens semper calamum paratum teneat" Ausdruck fand, die Veranstaltung declamatorischer Uebungen, die sorgfältige Auswahl der Lesestücke und jener Themata, über welche wir schriftliche Aufsätze liefern mußten, die kritische Besprechung derselben waren vollkommen geeignet, allen seinen, wenn auch nicht dichterisch angelegten Schülern Interesse für die schöne Literatur einzuflößen und ihnen die Gabe beizubringen, ihren Gedanken geordnet und in gefälliger Form Ausdruck zu geben. Jede Woche mußte

---

[1]) Einer der jugendlichen Orgelspieler ist der nunmehrige k. k. Hof-Capellmeister Pius Richter.

[2]) Alfred Meißner ist Dittrich's Schüler.

ein lateinisches, ein griechisches Pensum, ein deutscher Aufsatz, dann die Lösung eines mathematischen Problemes — sämmtlich als Hausarbeit — gebracht werden, während einmal des Monats eine lateinische Aufgabe (Composition geheißen) unter Clausur auszuarbeiten war, deren Ausfall Einfluß auf die Classification hatte.

Vor Beginn des Unterrichtes wurden die Schüler von den Bankaufsehern (Decurionen) aus den gegebenen Aufgaben (Lectionen) „ausgehört". Es wurde an dem Principe der Repetitorien festgehalten. Eine Partie des Lehrstoffes wurde erläuternd vorgetragen und in der nächsten Lehrstunde wurde examinando die Ueberzeugung eingeholt, wie es mit der Auffassung stand. — Wenn ich nicht irre, so ist die Einhaltung dieser Methode auch jetzt angeordnet. Ich kann jedoch aus eigener Erfahrung constatiren, daß vor wenigen Jahren in einem Prager Gymnasium der Fall vorkam, daß in einer hohen Classe wochenlang ununterbrochen Mathematik vorgetragen und nicht ein einzigesmal repetitorisch vorgegangen wurde. Erst in der eilften Woche wurden die Schüler aufgerufen und an sie der strengste Maßstab angelegt. Was soll diese unglückliche Nachäffung des Vorgangs auf der Universität, an welcher Angesichts mangelnder Repetitorien das Institut der Seminare eingeführt wird?!

Das „Aushören" seitens der Decurionen störte übrigens die Fröhlichkeit der Schüler nicht — es wurde, wie der technische Ausdruck lautete, vor Beginn des Unterrichtes ganz gehörig „getrieben". Nur zu oft öffnete, wenn es zu laut herging, Professor Pösel die Thüre, warf einen seiner strafenden Blicke in die Schulstube, um wieder zu verschwinden.

Die Professoren hielten damals auch das „akademische Viertel" ein, doch genoßen sie nicht die Annehmlichkeit eines durchwärmten Versammlungs-Zimmers. Der unheizbare Corridor längs der Schulzimmer war auch zur Winterszeit der Raum, in welchem sie sich während des Stundenwechsels zusammenfanden; ich sehe sie noch in langen blauen, mit Astrachan-Pelz verbrämten Mänteln auf dem Schulgange auf- und abschreiten.

Pösel's Blick auf den „treibenden" Schülerkreis zauberte augenblicklich vollständige Stille herbei, das halbgesprochene Wort erstarb uns auf der Lippe. Der Mann hatte eine merkwürdige Macht über uns, der widerspänstigste wurde ihm Auge gegen Auge gegenüber lammfromm. Er war die Polizei des Gymnasiums in des Wortes edler Bedeutung.

Erkrankte ein Schüler, so war's Pösel, welcher dessen ärztliche Behandlung und Pflege veranlaßte; war derselbe mittellos, aber fleißig, so konnte er darauf rechnen, aus den gesammelten Liebesgaben gekleidet zu werden, oder verschaffte er ihm Lehrstunden (Conditionen), bei welchen weniger auf hohe Bezahlung, als auf ein sättigendes Mittags-Essen Werth gelegt wurde. Welche Mühe gab sich Pösel zur Winterszeit, zu welcher er an den Ferialtagen die Karlsbrücke (es war damals die einzige Brücke in Prag) auf- und abpatroullirte, um die Identität der Schlittschuhläufer sicherzustellen, welche, wenn von ihm erkannt, in der nächsten, der Religion gewidmeten Vortragsstunde übel wegkamen!

Ungeachtet des Respects, welchen wir unseren Lehrern entgegenbrachten, gab es doch während des Unterrichtes allerhand Schabernack — so das Einschieben von Papierfiguren unter die Rockkrägen, so das Herbeiführen plötzlichen Nasenblutens, wenn die Angst vor dem Herausgerufenwerden auf's höchste stieg. Ein Schüler war so begnadet, daß er bei einem etwas heftigeren Finger-Schnalzer auf die Nase so heftig zu bluten begann, daß das sofort geröthete Taschentuch dem Lehrer Anlaß bot, den Schalk sogar aufzufordern, er möge nach Hause gehen.

Entfernungen aus der Schule wurden unter gewissen, nicht näher zu bezeichnenden Vorwänden in Scene gesetzt, um in Vollmacht Kuchen und Obst bei Frau „Krama“, der Gattin des Schuldieners der „Philosophie“, zu kaufen. Wie gemüthlich Lehrer und Schüler verkehrten, mag der freundliche Leser aus folgender Episode ersehen. Pösel bestieg eines Tages die Lehrkanzel und setzte, nachdem er die obligate Prise genommen, ein ganz neues schwarzes Sammtkäppchen auf — ein einstimmiges „Ah“ entschwebte dem Schülerkreise, und die gewohnte Ruhe wollte sich nicht einfinden. „Ich sehe“, sagte Pösel, „Ihr merket nicht auf“ — sprach's, steckte das neue Käppchen ein, und bedeckte sich mit dem alten, uns wohlbekannten — die Ruhe ward nach stürmischer Heiterkeits-Eruption nicht weiter gestört.

* * *

Die Sorge Pösel's um seine schlittschuhlaufenden Schüler war eine begründete; das Schlittschuhlaufen war damals noch nicht „Sport“, die Schleifplätze auf offenem Fluß waren nicht so sicher wie jetzt; es war überhaupt damals nicht „nobel“ Schlittschuhe zu laufen, Damen fiel es gar nicht ein sich auf die glatte Bahn zu wagen; dagegen waren auch

die sanitären Zustände der Mütter und Promeneusen günstigere, welche den Anlässen zu krankhaften Affectionen der Respirations-Organe fern bleiben konnten.

Für die körperlichen Uebungen der männlichen Jugend war überhaupt wenig gesorgt. Das Turnwesen — möglicherweise wegen seiner auch in Deutschland gefürchteten politischen Seite — war ganz vernachlässigt. Die Jugend lernte voltigiren, und wenn es hoch herging, schwimmen, das Reiten und Fechten blieb der auf der Universität zugebrachten Zeit vorbehalten.

Einem mit körperlicher Bewegung verknüpften Vergnügen gab sich die Gymnasial-Jugend jedoch mit Vorliebe hin, u. z. dem Ballspiel. Sobald der Schnee geschmolzen und die Luft durch die Frühlingssonne nur etwas durchwärmt war, füllten sich die Stadtgräben Prags mit ballspielenden Studenten. Die Altstädter Gymnasiasten bevorzugten jenen Platz unterhalb der Marienschanze, welcher sich an die jetzigen Kronprinz-Rudolphs-Anlagen anschließt; da aber auch Schüler der andern Gymnasien nach diesem Spielplatze gelüstete, setzte es zuweilen Kämpfe um die Behauptung desselben ab.

Das Spiel, dem man sich widmete, war der sogenannte „Große Pajak", zu welchem es eines guten Gummi-elasticum-Balles, einer walzenförmigen Palästra, eines Ball-Aufwerfers, vorzüglich aber eines guten „Pro-Tribus" bedurfte. Letzterer war eine Hauptperson; er mußte es verstehen, den Ball recht hoch und weit zu palästriren, damit den ausgestellten Posten, „Metas", seiner Gegenpartei die möglichste Schwierigkeit bereitet werde, des Balles habhaft zu werden. Der Kern des Spieles lag nämlich darin, daß die sämmtlichen Partner des betreffenden Pro-Tribus, während der geschlagene Ball in den Lüften schwebte, vom Aufwerfer-(Palästrir)-Platze bis zur letzten „Meta" und von dieser wieder zurücklaufen mußten. Die ausgestellten Posten hatten die Aufgabe, mit dem indessen habhaft gewordenen Balle womöglich einen der Laufenden zu treffen, denn das Getroffen-Werden entschied den Spielkampf. Die vom Balle getroffene Partei war die verlierende, sie mußte nebst ihrem Pro-Tribus zurücktreten, und jene, welche den glücklichen Wurf gethan, war's, die nun den Ball zu schlagen hatte. Ich zweifle, daß unsere fortgeschrittene Jugend diesem einfachen Spiele Geschmack abgewänne.

Um so schnell als möglich zu dem beliebten Spielplatze zu gelangen, vollführten mehrere, sich heute noch des Lebens erfreuende Wagehälse

wiederholt den Versuch, mit Umgehung der Passage durch das Sand-Thor an den vorspringenden Ecksteinen der Schanzmauer in den Stadtgraben herabzuklettern.

Nicht wenig wurde dem edlen „Špaček" gehuldigt, jedoch nur in geschlossenem Raume; auf öffentlichen Plätzen, wie es die Schanzgräben sind, Špaček zu spielen, war unter der Würde eines Latein-Schülers. Ein vortrefflicher „Špaček" (Titschkerl) aus Zwetschkenholz, so recht hart, daß seine Spitzen selbst im Regenwetter nicht stumpf werden konnten, wäre für mich verhängnisvoll geworden: er flog mir hart am rechten Augenwinkel in's Nasenbein, ich trage die Narbe noch heute. Man denke sich das Entsetzen des Spiel-Cameraden, welcher den unglücklichen Wurf gethan, als er, mein blutüberströmtes Antlitz gewahrend, fürchten mußte, mein Auge sei verletzt.

Auch das Ballon-Spiel hatte seine Liebhaber, es war ihnen nicht so leicht gemacht, wie heute, wo man sich aus Guttapercha erzeugter Ballons bedient. Um einen richtigen Ballon in Stand zu setzen, mußte damals erst eine in den schlappen Lederballon gesteckte Rindsblase mit Hilfe eines Federkieles aufgeblasen, der Blasenhals möglichst luftdicht gebunden werden, bevor man zum Schlagen kam; wenn's schief ging machte das Bersten der Rindsblase der Lust ein schnelles Ende.

Nicht weniger beliebt waren Ausflüge über Land, welche bei vollkommenem Mangel an modernen Communicationen per pedes gemacht wurden. Kuchelbad, das Prokopi-Loch, die Cibulka, waren Punkte, welche an Ferial-Nachmittagen sommerüber besucht wurden, während eine in der Regel zu Pfingsten unternommene Partie nach Karlstein zwei Tage mit einem Nachtlager in St. Ivan in Anspruch nahm.

Der beklagenswerthe Thorwächter in Karlstein, wie wurde er gehänselt, als er uns allen Ernstes den in der Burg heute noch vorfindigen Krokodil-Schädel als einen Drachenkopf bezeichnete! Wie frugal waren die Mahlzeiten auf diesen Ausflügen! Das Menu bestand aus Butterbrot und Käseln, und zur Abwechslung aus kaltem „Schmetten" (Obers) und gerührten Eiern. Junge Hühner und Gänse durften wir aus finanziellen Gründen auf dem Hofraume des Wirthshauses blos ansehen!

Das Nachtlager in St. Ivan fand regelmäßig auf Stroh statt. Ich erinnere mich lebhaft, einst durch brennendes Jucken aus dem Schlafe geweckt worden zu sein — der zottige Hofhund hatte sein Lager hart neben mir aufgeschlagen!

Die feierlichen Aufzüge darf ich nicht vergessen, an denen sich das Gymnasium unter Vortragung einer großen, rituell zugeschnittenen rothen Fahne betheiligte. Unter diesen Aufzügen nahm die Frohnleichnams-Procession die erste Stelle ein, jedoch stand die Lust, an derselben Theil zu nehmen, mit der Höhe der Classe im umgekehrten Verhältnisse. Als Schüler der niederen Classen plünderte ich den väterlichen Garten und wand am Vorabende der Procession mit zwei Collegen die herzigsten „Kranzeln" aus blaßrothen Federnelken und kleinen weißen Rosen — meine Classe mußte die schönsten Kränze haben! Je höher hinauf, desto mehr beherrschte uns der Gedanke, wie es sich für uns, dem Universitäts-Studium so nahestehende Jünglinge, nicht recht passe, noch paarweise aufzuziehen. Mit ängstlicher Sorgfalt ward beim Aufmarsch zwischen unserer und der nächst niederen Classe ein recht großer Zwischenraum gelassen, auf daß jedermann wisse, wir seien Studenten höherer Ordnung.

* * *

Von den Fortschritten im Unterrichte überzeugte sich der Gymnasial-Präfect bei den monatlichen Prüfungen. Wir legten denselben wenig Bedeutung bei; hatte der Schüler während des Monates Proben seines Wissens abgelegt, seine schriftlichen Hausaufgaben pünktlich abgegeben und hatten diese entsprochen, so konnten wir sicher sein, nicht durchzufallen. Nur in jenen Fällen, wo die Leistungen während des Curses ein Urtheil für die Qualification nicht zuließen, wurde der Schüler zum Schluße des Curses einer Prüfung aus jener Materie, in welcher sein Wissen zweifelhaft war, unterzogen — wir nannten das eine Prüfung pro classibus.

Seinen Abschluß fand das Schuljahr durch die feierliche Classenlesung. Zu derselben erschien ein Delegirter des Landes-Guberniums, der Domscholasticus, eine große Anzahl von Gästen und Eltern der Studenten. Die Classenlesung fand in der festlich geschmückten Gymnasial-Capelle nach abgehaltenem Dankgottesdienste statt. Der Kanzel gegenüber stand die mit rothem Tuche ausgeschlagene Rednerbühne, von welcher herab der Primus der Abiturienten (Rhetor) die An- und Dankrede hielt. Nach derselben erfolgte die Verlesung der Namen der Prämiirten, jeder der Gerufenen trat vor und empfing sein Prämium, in der Regel einen altclassischen Autor, auf dessen nettem Einbande vorn in Goldlettern die Bezeichnung prangte: „Praemium quod munificentia Augustissimi

recepit“ (nun folgte der Name des Beglückten). In dem Augenblicke der Uebergabe erscholl vom Chore stets ein Trompetentusch. An die Schüler und die Anwesenden wurden sodann die Classenzettel vertheilt, aus welchen jedermann die Censuren jedes einzelnen Schülers ersehen konnte.

Diese aus der Zeit der Jesuiten herübergekommene Art, die „Classen“ der studirenden Jugend an die Oeffentlichkeit zu bringen, war ganz geeignet, den Ehrgeiz mächtig anzuregen, und barg in sich gleichzeitig eine Garantie der Gerechtigkeit der Lehrer. Aber auch diese konnten es nicht Allen recht thun, denn sehr oft hatten die Classenlesungen ein Nachspiel — es kam vor, daß die nach Anschauung der Schüler im Entgegenhalte zu anderen zu günstig Classificirten eine tüchtige Tracht Schläge mit Plumpsäcken hinnehmen mußten. Wohlweise wurde diese Lynchjustiz erst nach der Classenlesung geübt.

Unsere Lehrer, in ihrem Fache ergraute Männer, erfahrene Pädagogen, begegneten uns mit väterlicher Milde; wenn auch einzelne Animositäten vorgekommen sein mochten, so gehörten sie zu den seltensten Ausnahmen und ließen sich gewiß auf veranlassende Ursachen zurückführen. Uns Schülern selbst wäre es vollständig unverständlich gewesen, zwischen deutscher und böhmischer Nationalität einen Unterschied zu finden, wir fühlten uns als Söhne Eines Vaterlandes, und diese Factoren trugen bei, daß wir uns Alle der am Gymnasium zugebrachten Zeit nicht nur mit Freuden, sondern auch unserer Lehrer mit inniger, durch nichts getrübter Dankbarkeit erinnern.

Ohne daß wir einen bis in die Tiefen des Sanskrit reichenden philologischen Unterricht empfangen, ohne daß wir die Feuerprobe der Maturitäts-Prüfung bestanden hätten, sind aus dem Gymnasium der damaligen Zeit Männer hervorgegangen, welche in den verschiedensten Berufskreisen heute noch dem Gemeinwesen nützen, wiewohl sie unter einer Studienordnung ihre Ausbildung erhalten haben, über welche man in den Fünfziger-Jahren den Stab brach, an deren theilweise Wiederherstellung neuestens aber recht lebhaft gedacht wird.

Eine Bemerkung kann ich zum Schluße nicht unterdrücken: man berufe in die Commissionen für Gymnasial-Studienreformen nicht ausschließlich Fachmänner, sondern auch einige Väter; — schaden wird's nicht!

Aelteste
Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie
durch die Menschen und deren Culturentwicklung.

Von Dr. M. Much.*)

I. Stein-Zeit.

A. Zeit des Mammut. (Aeltere Stein-Zeit.)

Wann die mannigfaltig gestalteten Länder unserer Monarchie zuerst von den Menschen besiedelt worden sind, ist uns heute zu sagen noch nicht möglich; mit Sicherheit wissen wir nur, daß einzelne Gegenden schon bewohnt waren, als von allen höheren Gebirgen noch riesige Gletscher in die niedrigeren Thalgelände und Ebenen hinabblickten, wenn sie auch damals vielleicht nicht mehr jene Ausdehnung hatten wie in der Periode ihrer größten Entwicklung, in der nicht nur die Alpen, sondern auch andere größere Gebirge der Monarchie und selbst die norddeutsche Ebene mit Eis bedeckt waren.

In dieser Zeit des Zurückschreitens der Gletscher begegnen wir einer üppig entwickelten, an Arten sehr mannigfaltigen, an Individuen sehr zahlreichen Thierwelt, für die wir heute nur mehr in den Parklandschaften des Inneren von Afrika ein Beispiel haben. Es muß nämlich bemerkt werden, daß zur Erzeugung jener riesigen Eismassen keineswegs eine das Maß unserer Erfahrungen übersteigende Zunahme der Kälte nothwendig gewesen ist; es haben vielmehr neuere Forschungen festgestellt, daß reichere Niederschläge von Schnee im Winter und nur um wenige Grade kühlere Sommer genügten, um nach einem längeren Zeitraum die Höhen mit Firn zu bedecken, die Thäler mit Eis zu erfüllen. Hierbei

*) Dieser Aufsatz wird den ersten Abschnitt einer demnächst beginnenden illustrirten Gesammt-Geschichte von Österreich bilden.

konnte der Winter sogar milder sein, und es wäre daher irrig zu glauben, daß während der Eiszeit alles pflanzliche und thierische Leben erstorben gewesen. Allerdings wurden manche Gewächse durch die größere Kühle im Sommer von der Samenreife ausgeschlossen, dagegen gestattete es die geringere Kälte im Winter manchen anderen, denselben zu überdauern. Wenn wir sehen, daß in unmittelbarer Nähe des Grindelwald-Gletschers der Wald und eine Viertelstunde davon entfernt Kirschen, Roggen, Gerste und Hanf gedeihen, daß der riesige Franz-Joseph-Gletscher auf Neu Seeland inmitten eines üppigen Pflanzenwuchses von palmenartigen Baumfarren, Pinus-Arten und Fuchsien sein Ende erreicht, so wird uns klar, daß einst auch hier bei uns trotz des ungeheueren Anwachsens der Gletscher eine reiche Pflanzenwelt sich entfalten konnte, welche einer ebenso reichen Thierwelt Nahrung und Schutz gewährte.

Wie uns die Flußablagerungen und insbesondere zahlreiche Höhlen im ganzen mittleren Europa belehren, war denn auch dieses Gebiet von einer sehr verschiedenartigen Thierwelt bevölkert, welche die eigenthümlichen Verhältnisse der Eiszeit hier zusammengedrängt hatten: Mammut, Nashorn, welche beide damals mit einem dichten Pelze bedeckt waren, Riesenhirsch, Ren, Elch, Edelhirsch, Pferd, Steinbock, Lemming, Ur, Bison und viele andere Thiere fanden gleichzeitig, wenn auch nicht in jeder Gegend, auf diesem Boden alle Bedingungen ihres Gedeihens. Natürlich mußte eine so reich entwickelte Zahl von Pflanzenfressern auch eine entsprechende Zahl von Raubthieren anziehen, und so finden wir den Luchs, Fjällfraß und Eisfuchs aus dem Norden, den Höhlenbär, braunen Bär und Wolf aus der gemäßigten Zone, endlich den Löwen und die Hyäne aus dem Süden unter ihnen.

Inmitten dieser Thierwelt treffen wir die ältesten Spuren des Menschen in Europa; wir sind hierbei nicht blos auf indirecte Zeugnisse angewiesen, wie z. B. Asche, Kohle und die mehr oder weniger zahlreich angehäuften Knochen der verzehrten Thiere, die auf den Lagerstätten zurückgeblieben sind; wir haben auch vielfache diesen Lagerstätten aus der Gesellschaft dieser Ueberreste entnommene Belegstücke, welche die unmittelbare Einwirkung der menschlichen Hand zeigen, d. i. die aus Stein und Bein gefertigten Werkzeuge und Schmucksachen.

Soweit wir die Cultur-Stufe dieser ältesten Periode der Menschheitsgeschichte Europas aus den uns überkommenen Resten zu beurtheilen

vermögen, stellt sich dieselbe als eine sehr niedrige dar, so daß wir kaum im Stande sein dürften, den Menschen dieser Zeit irgend ein wildes Volk der Gegenwart als Beispiel an die Seite zu stellen. Sie hatten weder ein zahmes Thier, noch kannten sie irgend eine Getreideart. Ihre Nahrung schafften sie sich lediglich durch die Jagd und den Fischfang, und es ist nicht einmal ausgemacht, ob sie das Fleisch der erbeuteten Thiere am Feuer bereiteten; denn die Kunst Gefäße aus Thon zu erzeugen war ihnen fremd und die Kohlen und Asche auf ihren einstigen Lagerplätzen können auch von Feuern herrühren, bei denen sie sich wärmten oder gesellig zusammen fanden.

Ihre Werkzeuge waren von primitivster Einfachheit und bestanden lediglich aus roh zugeschlagenen Feuersteinen und bearbeiteten Knochen oder Geweihen. Von den ersteren können wir zweierlei Arten unterscheiden, nämlich 10—20 Centimeter lange mandelförmige Beile und drei- bis vierflächige prismatische Späne, die man am besten als Messer bezeichnet; einzelne der letzteren wurden an einem Ende durch kleinere Hiebe abgerundet, so daß sie wie ein flacher Löffel aussahen, andere an der Schneide mit Zähnen versehen. Von diesen nur in roher Weise zugeschlagenen Steingeräthen wird die Zeit, in welcher der Mensch gleichzeitig mit den diluvialen Thieren lebte, in der Wissenschaft die Periode der geschlagenen Steingeräthe oder die paläolithische Periode genannt.

Die ausnahmslos aus Feuerstein oder aus verwandten Gesteinsarten verfertigten Geräthe waren von äußerster Unzulänglichkeit, konnten allenfalls zum Zerlegen der Jagdthiere und im Kampfe des Menschen gegen den Menschen, niemals aber als Angriffswaffe gegen die Thiere dienen, namentlich nicht gegen jene großen Thiere, wie Elephanten, Nashorne, Elche, Auerochsen, Bisonochsen und andere, die wir so oft und erstere sogar weitaus vorwiegend unter den Resten der Jagdbeute finden.

Wir müßen demnach diesen Menschen ein großes Maß von Kenntnis der Natur dieser gewaltigen Thiere und von List zuschreiben, durch die es ihnen gelang sich derselben zu bemächtigen, was wohl zumeist durch Schlingen und Fallgruben geschehen sein wird.

Etwas mannigfaltiger und selbst besser gearbeitet sind die Geräthe aus Knochen, unter denen wir auch pfriemenartige Exemplare finden, die vielleicht an Stöcken befestigt als Wurfspieße, kaum aber als Pfeile dienten; sie haben zuweilen eine oder mehrere Längsfurchen, von denen

man mit Recht vermuthet, daß sie zur Aufnahme von Gift dienten, denn ohne dieses wäre sie nur von geringer Wirksamkeit gewesen.

Außer diesen pfriemenartigen Geräthen verfertigten die „Mammut jäger", wie man die Menschen dieser Periode zu nennen pflegt, auch mit Widerhacken versehenen Harpunen, vielleicht zum Erlegen größerer Vögel und zum Stechen von Fischen bestimmt, Stockgriffe aus Renthiergeweih, kleine Schmuckgegenstände und Nähnadeln. Die Mammutjäger kannten den Lein nicht, noch hatten sie sonst ein gewebtes Gewand; diese Knochennadeln konnten daher nur zum Zusammennähen von Thierfellen dienen, aus denen ihre Kleider bestanden haben.

Nach allem, was wir sonst ermitteln können, bauten die Mammutjäger keine festen Wohnungen, dazu waren ihre Werkzeuge gänzlich unzureichend. In höhlenreichen Gegenden, wie z. B. im mittleren Mähren, in der Umgebung von Krakau, gewährten ihnen die Höhlen sichere und verhältnismäßig bequeme Zufluchtstätten; in offenen Gegenden, wie in Nieder-Oesterreich nördlich der Donau, suchten sie an steilen Abstürzen, vielleicht auch in Gruben unter Zweiggeflechten, zur Winterszeit wohl zumeist im Walde, Schutz vor Wind und Wetter.

Wie schon erwähnt wird diese Periode nicht nur durch die Art der hinterlassenen Artefacte, sondern auch durch die Thierwelt charakterisirt, in deren Mitte der Mensch damals lebte. Von den schon oben hervorgehobenen wichtigeren Thierarten dieser Zeit sind einige gänzlich ausgestorben, wie das Mammut, das wollhaarige Nashorn, der Riesenhirsch, der Auerochs, der Höhlenbär; andere haben sich aus diesen Gegenden überhaupt oder doch auf ein kleineres Gebiet zurückgezogen, wie das Ren, der Wisent, das wilde Pferd, der Elch, der Steinbock, der Löwe, die Hyäne, der Fjällfraß und noch einige andere, die heute nur noch im hohen Norden, in der Steppe oder auf unzugänglichen Gebirgen Schutz vor den Angriffen der Menschen finden.

Diese Veränderungen sind nicht etwa durch ein katastrophenartig hereinbrechendes Naturereignis plötzlich eingetreten, sondern haben sich während des Verlaufes der Periode ganz allmälig vollzogen. Die großen Thiere erliegen nach und nach, zuletzt sehen wir den Menschen zumeist nur noch in der Gesellschaft von Ren und Pferd. Wir haben gewichtige Gründe dafür, daß diese letzteren Thiere nun nicht mehr Gegenstand der Jagd gewesen sind, sondern sich schon in einem Zustande halber Zähmung befunden haben, wornach wir in dieser Zeit auch schon einen nicht unwesentlichen

Fortschritt, nämlich den Uebergang vom Jägerleben zum Nomadenthum zu verzeichnen hätten.

Was das Alter dieser Periode im allgemeinen betrifft, so sind alle Versuche, diese Zeit ziffermäßig festzustellen, vergeblich gewesen und selbst jene Berechnungen, welche die Eiszeit und damit den Beginn dieser Periode zu den secularen Veränderungen in der Bewegung und Stellung der Erde im Planeten-System gebracht haben, sind bis jetzt ohne Anerkennung in der Wissenschaft geblieben.

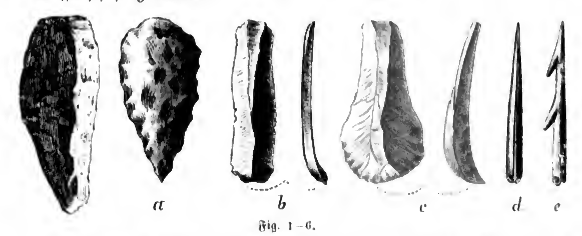


Fig. 1–6.

Fig. 1 und 2 Beile aus Feuerstein in 1/4 der natürlichen Größe, Fig. 3 Messer in natürlicher Größe in Voll und Seitenansicht, Fig. 4, löffelförmiges Geräth, sogenannter Schaber, Fig. 5 Knochenpfrieme, muthmaßlich Spitze eines Wurfspießes mit der Giftrinne; Fig. 6 Harpune aus Knochen, letztere beiden in 1/3 der natürlichen Größe.

Man hat die Zeugnisse der gewiß auffallenden und anfänglich auch mit einem vollständigen Mistrauen aufgenommenen Thatsache, daß einst in Europa, von wo heute eine nie geahnte Cultur über den ganzen Erdkreis ausstrahlt, Menschen von beispielloser Wildheit unter Elephanten und Löwen gehaust haben, zuerst in Belgien und Frankreich aufgefunden. Seit etwas mehr als einem Jahrzehent ist auch in den Ländern unserer Monarchie eine größere Zahl von Fundorten bekannt worden, welche die unzweideutigsten Belege für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der diluvialen Thierwelt lieferten. Es sind dies in Mähren: Joslowitz, die Býčiskála-Höhle und die Höhle Pekárna bei Blansko, die Šipka-Höhle und die Čertova Dira-Höhle bei Neutitschein; in Niederösterreich: Zeißelberg am Kamp, Gösing am Wagram, und Stillfried an der March; in Böhmen: die Umgebung von Prag und Zuzlavitz bei Schüttenhofen; im Krakauer Gebiete: die Wierzchower Höhle und einige andere Höhlen in der Umgebung von Krakau.

Mit diesen Orten ist übrigens weder das Gebiet umschrieben, auf dem sich die Menschen der Diluvial-Zeit in unseren Ländern bewegten, noch ein Maß für die Häufigkeit ihrer Lagerplätze gegeben. Vielmehr weisen schon jetzt einzelne noch nicht eingehender untersuchte Fundorte, wie Kammern, Ober-Hollabrunn, Sonnberg, Stettenhof, Städteldorf, und eine gegründete Erwägung darauf hin, daß der österreichische Kaiserstaat schon in jener frühen Periode und gleichzeitig mit den übrigen Ländern Mittel-Europas in allen seinen Theilen von Menschen besiedelt gewesen ist, soweit nicht etwa besondere natürliche Umstände damals das Land unbewohnbar gemacht hatten, wie dies in allen höheren Gebirgen der Fall war, wo Firn und Gletscher und in den Tiefebenen, wo ausgedehnte Sümpfe jede Besiedlung unmöglich machten. Freilich muß hierbei berücksichtiget werden, daß sowohl die Mammutjäger als die Renthierleute, wie Jäger- und Nomaden-Völker überhaupt zur Erhaltung ihrer Daseinsbedingungen eines weitaus größeren Gebietes bedurften als Ackerbauer. Unstät schweiften sie durch das Land und bezogen immer wieder dieselben Lagerplätze, und wenn nun auch in Zukunft, wie zu erwarten ist, noch andere derartige Lagerplätze in großer Zahl aufgefunden werden, so ist dennoch die Bevölkerung jedenfalls eine geringe und schüttere gewesen.

Wie die paläolithische Periode im allgemeinen, sind auch die beiden Zeitabschnitte derselben, von denen der ältere vornehmlich durch die Anwesenheit des Mammut, der jüngere durch das Vorherrschen des Renthieres charakterisirt werden, in den österreichischen Ländern vertreten. In die Zeit des Mammut fallen die Funde von Joslovitz, dann jene aus der Šipka- und Čertova Dira-Höhle, von Zeißelberg, Gösing, Stillfried, Zuzlavitz, aus der Wizchower Höhle, wogegen die Funde in der Býčiskála-Höhle, in der Pekárna und in der Umgebung von Prag der Renthierzeit angehören.

Bei der primitiven Einfachheit der Cultur-Zustände dieser Zeiten ist es nicht möglich, wesentliche Differenzen in den Erscheinungen derselben aufzufinden, die etwa auf eine Raçen-Verschiedenheit oder gar auf verschiedene Nationalitäten hinweisen würden. Die Zustände in jedem der beiden Zeitabschnitte sind nämlich auch in weit von einander entfernten Ländern, wie etwa z. B. Mähren und Belgien ziemlich gleichartige; nur so viel läßt sich sagen, daß die Mammutjäger, wie sie sich in Nieder-

Oesterreich und Mähren repräsentieren, auf einer noch roheren Cultur-Stufe zu stehen so scheinen als jene im Westen Europas. Ob dies etwa durch ein höheres Alter oder durch einen größeren Abschuß vor fremden Cultur-Einflüssen oder endlich durch eine geringere Empfänglichkeit für dieselben bedingt war, kann nicht gesagt werden.

Im allgemeinen läßt sich nicht ohne Grund behaupten, daß die Mammutjäger nicht der arischen Raçe angehört haben; sie verschwinden zugleich mit den riesigen Thieren der Quarternär-Zeit, mit den Mammuten und Nashornen, mit den Löwen und Höhlenbären vom Schauplatze dieser Periode vollständig. Aber auch die Renthierleute verlassen diesen Boden wieder, gleichermaßen durch die heißer werdenden Sommer, wie durch das Eindringen einer höherstehenden thatkräftigen Raçe mit ihren Thieren nach dem Norden gedrängt, wo man in den renthierzüchtenden Lappen und in den ihnen verwandten nordischen Völkerschaften ihre letzten mehr und mehr hinsterbenden Reste vermuthet.

B. Zeit der polirten Steingeräthe. (Jüngere Stein-Zeit).

Die nunmehr im mittleren Europa ankommenden Völker zeigen schon im ersten Beginn ihrer Ansiedlungen einen hohen Grad der Cultur. Sie scheinen zwar noch des Metalles zu entbehren oder haben es doch nur in äußerst unzureichendem Maße zur Verfügung, aber sie bringen Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und den Haushund, Getreide und Lein aus ihrer Heimat mit. Bei ihrem Vorwärtsdringen und ihrer allmäligen Ausbreitung wählen sie ihre Wohnplätze vorzugsweise auf Anhöhen, isolirten Plateaus oder sonst schon von Natur geschützten Orten; wo sie an Seen oder Sümpfe kommen, errichten sie gemeinsam ein Pfahlgerüst im Wasser und bauen auf dieses ihr Haus. Schon die Wahl der Oertlichkeit zu ihren Ansiedlungen, die Mühe, welche sie zuweilen zu ihrer Herstellung verwenden mußten, zeigen, daß sie in dauernder Weise sich niederzulassen beabsichtigten, also sicher nicht Nomaden waren. Und in der That lassen die an diesen Ansiedlungen oft massenhaften Anhäufungen von zerbrochenem Thongeschirre, von abgenützten und verlorenen Werkzeugen und Schmucksachen und von den Abfällen der Tafel und des Haushaltes den jahrhundertelangen Bestand derselben erkennen.

Wenn auch, wie schon bemerkt, anfänglich noch der Metalle entbehrend, verstehen sie doch, den Stein in der geschicktesten Weise zu

bearbeiten. Es ist vorzüglich der Feuerstein, der, wo immer man desselben habhaft werden kann, wegen seiner leichten Spaltbarkeit und seines muschligen Bruches vor allen anderen Gesteinsarten bevorzugt wird. Man verfertigte daraus durch regelrechte Schläge prismatische von 3—4 Flächen begränzte und in zwei scharfe Schneiden auslaufende Messer, dann aber auch keilförmige Aexte, Sägen, mit Widerhacken versehene Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Dolche und anderes Geräth in großer Zahl und nicht selten mit Bethätigung einer wunderbaren Kunstfertigkeit.

In Gegenden, wo es an Feuerstein mangelte, wählte man andere vornehmlich zähe Gesteinsarten, insbesondere den Serpentin, zur Anfertigung von Werkzeugen und Waffen. Da aber diese wegen des körnigen Gefüges nicht durch Schläge in der Weise wie der Feuerstein, sondern nur durch allmäliges Abtragen zu formen waren, wobei aber keine Schneide gewonnen werden konnte, so führte gerade die Verwendung dieser minder geeigneten Steinarten zu einem bedeutenden Fortschritte, nämlich zur Kunst des Schleifens und Polirens.

Durch das Schleifen, das dann auch auf den Feuerstein angewenden wurde, war es möglich, eine Schneide zu erzeugen, welche den Steinbeilen eine an die Metallbeile nahe heranreichende Wirksamkeit verlieh.

Der Gebrauch von Pfeil und Bogen führte zur Kunst des Steinbohrens, denn der Pfeilschaft und der Bogen bilden zusammen einen fertigen Drillbohrer, und die mit großer Virtuosität durchbohrten Steinhämmer bezeugen die thatsächliche Uebung dieser Kunst. Die außerordentliche Vollkommenheit der Steingeräthe setzt übrigens eine gewerbsmäßige Erzeugung derselben voraus.





Fig. 7 u. 8.

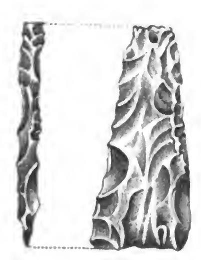


Fig. 9.

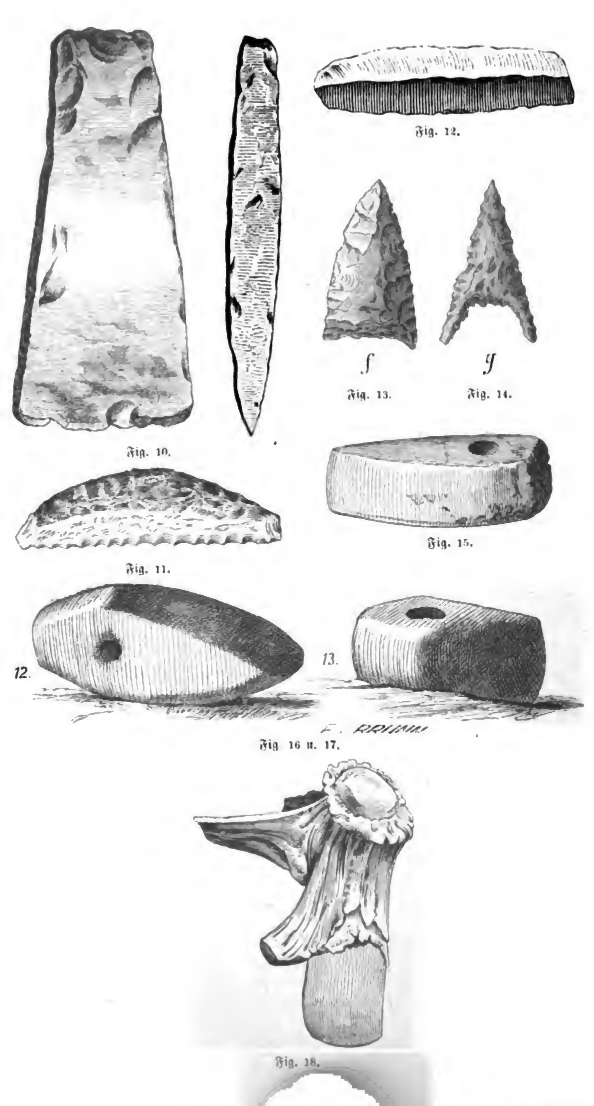


Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16 u. 17.

Fig. 18.

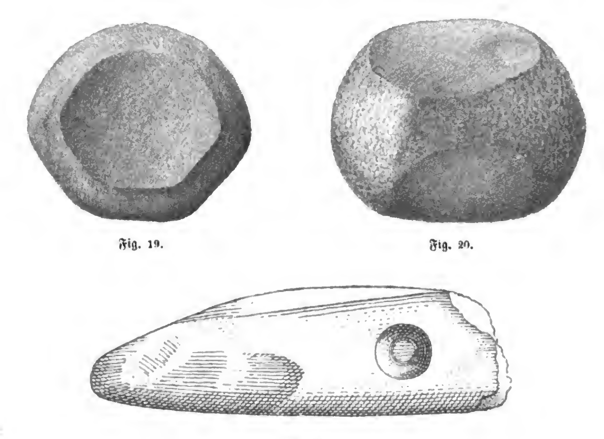


Fig. 19. Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 7, 8, 9 einfach behauene, Fig. 10 ein polirtes Feuersteinbeil von gewöhnlicher Ausführung, letzteres mit stark abgenützter Schneide. Fig. 11 und 12 eines der beschriebenen prismatischen Messer und eine mit Zähnen versehen Säge, beide aus Feuerstein in halber natürlicher Größe, Fig. 13 und 14 zwei verschiedene Formen von Feuerstein-Pfeilspitzen. Fig. 15, 16 und 17 zeigen mit einem gebohrten Loche versehene Steinhämmer gewöhnlichster Form, Fig. 18 ein mit einer Fassung aus Hirschhorn versehenes polirtes Serpentin-Beil und Fig. 19—20 den sogenannten Klopf oder Behaustein, das ebenso einfache als universale Werkzeug, mit dessen Hilfe alle diese verschiedenen Gattungen von Steingeräthen geformt wurden. Fig. 21 versinnlicht die Art der Bohrung der Steine; das Loch wurde nämlich mittels eines Röhrenknochens und eines Drillbohrers gemacht, u. zw. in sinnreicher Weise nur in seiner Peripherie, wodurch ein wesentliches Ersparnis von Zeit und Arbeit erzielt wurde. Das vorliegende Stück ist ein gebrochener Steinhammer, an dem neuerdings ein Loch zu bohren versucht wurde.

Alle hier abgebildeten Steingeräthe zeigen nur ganz gewöhnliche Vorkommnisse; man verstand es aber auch, dem ungefügen Materiale trotz der höchst einfachen Werkzeuge überraschend schöne und schwungvolle Formen zu geben, wovon der in Fig. 22 dargestellte Hammer aus Serpentin ein Beispiel für viele dergleichen ist.

Von dieser großen Vervollkommnung der Bearbeitung der Steine, einem der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale gegen die frühere Zeit,

heißt diese die Periode der polirten Steingeräthe oder die neolithische Periode.

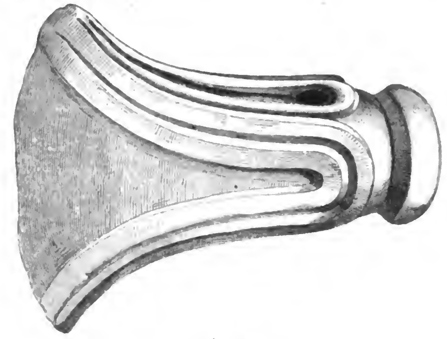


Fig. 22.

Außer dem Stein wurden auch die Knochen und die Gehörne der Thiere zu den mannigfachsten Werkzeugen verarbeitet; so finden wir auf



Fig. 23.

den alten Wohnstätten Pfriemen vielerlei Art, Kämme, Spateln, Nadeln, Dolche, Stockknäufe, Schmucksachen und selbst Geräthe zur Bearbeitung

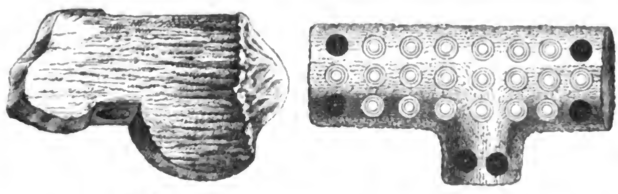


Fig. 24. Fig. 25.

des Bodens. Die Vollkommenheit der Steingeräthe gestattet nun auch die bessere Benützung des Holzes, das man zur Verfertigung von Löffeln, Dolchen, Nadeln, Pfriemen, und insbesondere zu Bogen und zur Schäftung der Pfeile und Aexte verwendet.

Fig. 23 Pfrieme aus Knochen der gewöhnlichsten Art; eine aus Hirschhorn verfertigte Fassung der Steinaxt wurde schon in Fig. 18 dargestellt. Besonders häufig finden sich in manchen Ansiedlungen dieser Zeit hammerartige, ebenfalls aus Hirschhorn verfertigte Stockknäufe, die muthmaßlich als Waffe dienten; Fig. 24 gibt hievon ein Beispiel seltenerer Form. Zuweilen wurden diese Stockknäufe gerundet und sauber geglättet und mit Ornamenten versehen, wie Fig. 25 zeigt. An diesem besonders gut erhaltenen Exemplare ist zugleich eine eigenthümliche Art der Ornamentirung ersichtlich, die aus einfachen oder mehrfachen concentrischen, häufig mit einem Punkte in der Mitte versehenen Kreisen besteht, ursprünglich zweifellos eine symbolische, die Sonne, das allbelebende Princip versinnlichende Darstellung ist und sich durch alle folgenden Culturperioden hindurch, selbst noch in der Römerzeit und in der christlichen Aera bis in unser Jahrhundert herein, namentlich an Gegenständen aus Knochen mit einer auffallenden Zähigkeit erhalten hat.

Die Ankömmlinge brachten aus ihrer Heimat auch die Kunst mit, aus Thon Gefäße zu formen, die an sich schon, so wie der Getreidebau, gegen nomadisches Wesen derselben Zeugnis gibt. Für Nomaden ist der irdene Topf ein unbrauchbares Geräth, das er des ewigen Wanderns wegen durch den Lederschlauch und in vorgeschrittener Zeit durch den Metallkessel ersetzt. Diese Thon-Gefäße haben sehr mannigfache Formen, je nach den Zwecken denen sie dienen, und zuweilen sogar reiche und nicht geschmacklose Ornamente. Diese letzteren bestehen häufig aus vertieften Linien, die mit Kreide oder anderer weißer Masse ausgefüllt sind und sich vom schwarzen Grunde effectvoll abheben; in manchen Gebieten werden diese Linien auch durch Eindrücken von Schnüren hergestellt.



Fig. 26 u. 27.

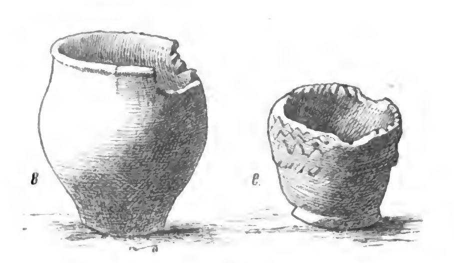


Fig. 28 und 29.

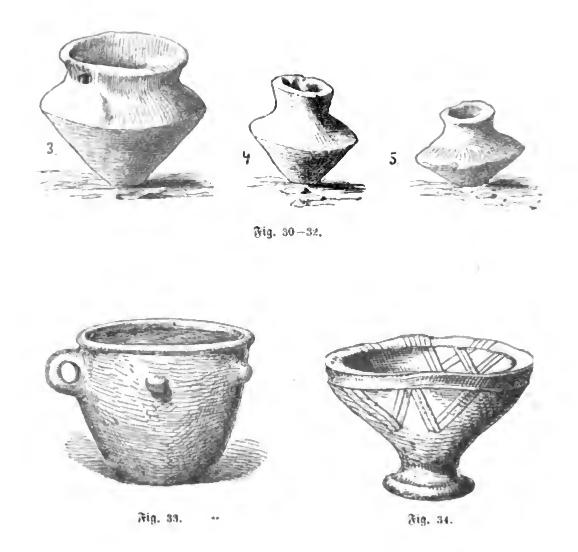


Fig. 30–32.

Fig. 33.

Fig. 34.

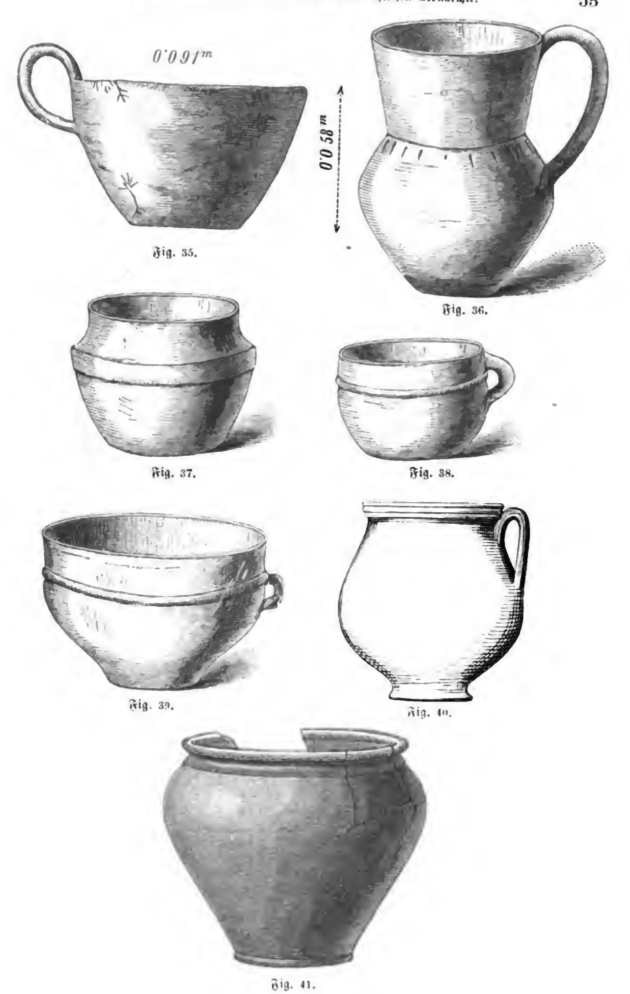


Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 40.

Fig. 41.



Fig. 42.



Fig 43.



Fig. 44.



Fig. 45.

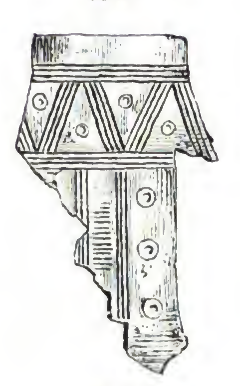


Fig. 46.

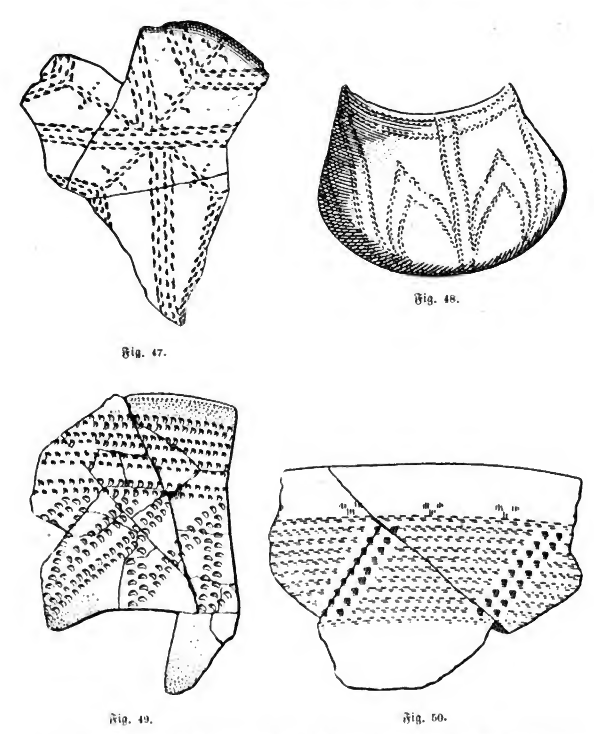


Fig. 47. Fig. 48.

Fig. 49. Fig. 50.

Die nebenstehenden Abbildungen, Fig. 26 bis 43, erschöpfen die Mannigfaltigkeit der Gefäßformen dieser Zeit sowenig, als sich alle Arten der Ornamente darstellen ließen. Am häufigsten werden diese durch Fingereindrücke, zuweilen in einer eigens dazu angebrachten Wulst, wie in Fig. 44 hervorgebracht; andere Ornamente zeigen Fig. 45 bis 50; es finden sich aber auch viele typische Verzierungen, wie z. B. die schon erwähnten Kreise und das Kreuz, das örtlich mitunter, wie z. B. in den Pfahlbauten bei Laibach besonders häufig erscheint.

Der Boden in den Wohnsitzen dieser Periode, insbesondere der Grund der Seen unter den Pfahlbauten, hat uns mit bewunderungswerther Treue eine Fülle von Zeugnissen bewahrt, aus denen wir un-

mittelbare und darum zuverlässige Kunde schöpfen. Wir finden da nicht blos all die schon erwähnten Geräthe und Werkzeuge, wie Steinhämmer, Beile, Knochengeräthe und insbesondere die unvergänglichen Thonscherben; in den Pfahlbauten insbesondere bringen wir selbst Dinge an's Tageslicht, deren Erhaltung fast unmöglich scheinen möchte, wie Fäden, Stücke von feinen Leinengeweben, Angelschnüren, Fischnetzen, Stricken aus der Lein- und Bastfaser, wobei freilich nebst der conservirenden Kraft des Grundes der Seen und Sümpfe auch der Umstand günstig mitwirkte, daß die Pfahlbau-Ansiedlungen oftmals von Feuersbrunst heimgesucht wurden, welche viele sonst leicht vergängliche Dinge, ohne ihre Form zu zerstören, in Kohle verwandelte und in diesem Zustande für eine unbegränzte Erhaltung geeignet machte. Außer den beim Spinnen und Weben gebrauchten Gegenständen, wie z. B. Flachshächeln, Spinnwirteln (Fig. 51), Webstuhlgewichten (Fig. 52), Spulen, Haspeltheilen, Pfriemen, Nadeln, Glätt-




Fig. 51.


Fig. 52.

steinen und ähnlichen Dingen haben wir also in den fertigen Erzeugnissen selbst die Beweise für jene sittigenden Künste vor Augen.

Die Verarbeitung der Leinfaser setzt selbstverständlich den Ackerbau voraus; wir wissen aber auch aus zahlreichen Funden, daß die Bewohner der Pfahlbauten und folgerichtig der gleichzeitigen Land-Ansiedlungen überhaupt einen intensiven Ackerbau getrieben haben. Sie kannten eine Art des Weizens (sogenannten Pfahlbauweizen), die Gerste, den Hirse, wozu späterhin noch andere Getreidearten kamen. Es ist zweifellos, daß die Daseinsbedingungen der Völker dieser Zeit auf dem Ackerbau und der Viehzucht beruhten. Die Jagd hatte anfänglich allerdings einen nicht geringen Umfang, indem sie nach den sicheren Aufschlüssen, welche uns die Knochenreste der verzehrten Thiere gewähren, nahezu die Hälfte der Fleischnahrung lieferte; allein sie verliert stetig an Bedeutung gegenüber

der an Umfang zunehmenden Viehzucht. Als Jagdthiere haben wir zu nennen den Hirsch, das Reh, das Wildschwein, den Biber, den Auerochsen, den Elch, die Gemse, wozu noch kleinere Thiere, Vögel und an den Gewässern Fische von außerordentlicher Größe kommen.

Es ist selbstverständlich, daß alles, was die Natur von selbst bot, dankend genommen wurde, so insbesondere die vielerlei Beerenfrüchte, Haselnüsse, Wassernüsse und wildes Obst; es wurde aber auch schon eine cultivirte Sorte von Aepfeln gezogen.

Der Cultur-Zustand und der Charakter dieser Periode spricht sich im allgemeinen dadurch aus, daß die Bewohner Mittel-Europas in dieser Zeit friedliche und seßhafte Bauern sind.

Die Häuser der Pfahlbaubewohner und ihrer Zeitgenossen auf dem trockenen Lande bestanden aus Flechtwerk von Baumzweigen mit einem Anwurf von Lehm; zur Herstellung des Daches wurde Stroh und Schilf verwendet. Durch die häufigen Feuersbrünste wurde der Lehm hartgebrannt, wodurch er befähigt wurde die Eindrücke des Flechtwerkes bis heute zu erhalten; das verkohlte Stroh und Schilf findet sich im Grunde der Pfahlbauten durch den Verbrennungs-Proceß zu ganzen Stücken zusammengefrittet.

Der Umstand, daß die Menschen in dieser Zeit in kleineren und größeren Ansiedlungen beisammen wohnen, ja daß die Ansiedlungen selbst wieder in manchen Gegenden in dichterer Zahl nebeneinander vorkommen, zeigt von einer gesetzlichen Ordnung, von Recht und Sitte. Die Frau nimmt neben dem Manne eine, wie es scheint, eine gleich berechtigte Stellung ein; in ihren Händen liegt der Betrieb der Töpferei, des Spinnens und Webens und der gesammten Haushaltung.

Die Ornamente an den Thongefäßen, häufig aus symbolischen Zeichen, wie dem Kreis, dem Kreuze, dem Dreiecke bestehend, lassen ein gewisses Maß religiöser Vorstellungen erkennen, die, wie es bei einem Volke, dessen Existenz auf dem Ackerbau beruht, nicht anders sein kann, auf den Sonnendienst schließen lassen.

Je tiefer wir in die Kenntnis der Zustände dieser Bevölkerung eindringen, um so verwandter erscheint sie uns. Während sie von den früheren Bewohnern des Landes, den Renthierzüchtern und Mammutjägern, durch eine unüberschreitbare Kluft geschieden ist, ist sie mit uns durch viele gemeinsame Züge verbunden. Ja es ist sehr wahrscheinlich, daß seit ihrer Einwanderung kein allgemeiner Bevölkerungswechsel mehr stattgefunden

hat, daß also die heutigen Völkerstämme unserer Monarchie mit Ausnahme der Ungarn zu jenen Völkern, deren Reste uns in den Pfahlbauten der Schweiz, Bayerns, Ober-Oesterreichs und in den gleichzeitigen Land-Ansiedlungen der meisten, namentlich der mittleren und nördlichen Länder der Monarchie aufstoßen in einem wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Sie sind Ackerbauer, Viehzüchter, Gewerbsleute mit einer gewissen Theilung der Arbeit, sie betreiben eine Art Handel, leben in festen Wohnsitzen und in geselliger Ordnung, geleitet von Rechtsbegriffen und religiösen Vorstellungen, nicht anders wie wir selbst. Ihre Cultur ist darum von der unsrigen nicht im Wesen verschieden, sie ist nur nicht in dem Maße wie die unsrige entwickelt; aber die Keime der Entwicklung sind vorhanden und eine nicht blos für den Fortschritt empfängliche, sondern auch active, den Fortschritt suchende geistige Anlage.

Was das Alter dieser Periode betrifft, so läßt sich dasselbe noch nicht mit voller Sicherheit feststellen; immerhin haben wir aus der Zeitdauer der folgenden Perioden Anhaltspunkte, welche uns anzunehmen gestatten, daß seit Abschluß der jüngeren Steinzeit mehr als 3000 Jahre vergangen sein müßen.

Auf die Hinterlassenschaft der Menschen dieser Periode stoßen wir in allen Ländern unserer Monarchie, und zwar entweder als zerstreute Einzelfunde oder als Massenfunde in ihren alten Wohnsitzen. Die Gesammtheit dieser Funde ist nun schon so bedeutend, die Zahl der bereits bekannten Fundorte eine so große, daß wir jetzt schon, und ganz abgesehen von den noch zu gewärtigenden Funden, von der Dichte der Bevölkerung, von der Zahl ihrer Ansiedlungen ein ganz anderes Bild bekommen, als wir es bisher uns vorzustellen gewohnt waren. Mit Recht können wir annehmen, daß damals der größte Theil der bewohnbaren Gegenden unserer Länder auch wirklich bewohnt gewesen ist. Von sehr vielen unserer jetzigen Wohnorte läßt sich nachweisen, daß sie auf prähistorischer Grundlage stehen; über eine große Zahl anderer geht heute die Pflugschar oder fluthet der See, über noch andere wölbt sich, fern von den heutigen Ansiedlungen, das Laubdach des Waldes.

So wohl erhalten, so vollständig, so ungestört und unvermischt bietet sich die Vergangenheit kaum noch anderweitig dem Einblicke dar, wie in den Pfahlbauten. Alles, was überhaupt erhaltbar gewesen ist, haben sie uns bewahrt und sie setzten uns dadurch in die Lage, das

Fig I



allerwärts fehlende, zu vervollständigen. Es war nach den reichen Ergebnissen in den Schweizer Seen im vorhinein zu erwarten, daß auch in den Seen der österreichischen Alpen-Welt die Pfahlbau-Ansiedlungen zu finden sein müssen und in der That wurden die Untersuchungen unserer Seen mit einem befriedigenden Erfolge gelohnt. Die meisten Ansiedlungen dieser Art enthielt der Atter-See, wo u. a. bei Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer nachgewiesen und auf das genaueste untersucht wurden. Besonders reich an Fundstücken aller Art ist der Pfahlbau im Mond-See unmittelbar am Ausflusse des Sees; ein zweiter befindet sich bei Scharfling. Im Traun-See und im Keutschacher See wurde bis jetzt je ein Pfahlbau entdeckt u. zw. im ersteren bei Gmunden, im letzteren bei Keutschach. Ebenso wurde im Neusiedler See während der Zeit seiner völligen Austrocknung ein Pfahlbau aufgefunden. Von großer Bedeutung endlich sind die an mehreren Stellen aufgedeckten Pfahlbauten im Laibacher Moore. Mit diesen Namen ist die Zahl der Pfahlbauten Oesterreichs sicherlich nicht erschöpft, wir haben vielmehr mit dem Fortschreiten der Forschung die Auffindung einer weiteren Reihe derselben zu erwarten. Die beiliegende Fig. 1 bringt die nach wirklichen Funden ideell reconstruirte Pfahlbau-Ansiedlung im Mondsee zur Darstellung.

Aber auch von gleichzeitigen Land-Ansiedlungen sind nunmehr viele aufgefunden worden, und wenn auch die Erscheinungen in diesen nicht immer mit der gleichen Klarheit uns entgegen treten wie in den Pfahlbauten, so bezeugen doch tausende von Fundstücken die oben angeführten Thatsachen.

In Nieder-Oesterreich ist es vorzüglich die Gegend von Eggenburg, welche in der jüngeren Steinzeit eine ungemein dichte Bevölkerung trug. Die Stadt Eggenburg selbst beginnt ihre Geschichte mit der Stein-Zeit, aber auch fast alle auf viele Meilen im Umkreise liegende Ortschaften reichen bis in diese Zeit zurück. Außerdem trugen alle isolirten Berge der Umgebung Ansiedlungen auf ihren Plateaus; besonders berühmt wegen der Zahl und der Bedeutung der Funde sind der Vitus-Berg und die Heidenstatt[1]. Auch das ganze Viertel unter dem Manharts-

[1] Alle mit dem Worte „Heide" zusammengesetzten Ortsnamen lassen auf vorhistorischen Ursprung schließen, wie eben dieses Heidenstatt, Heidenstatt bei Nikolsburg, Heidenäcker auf der Stätte des alten Carnuntum, dann Heidenbühel, Heidenstollen, Heidengebirg, Heidenweg u. a.

anderwärts fehlende zu vervollständigen. Es war nach den reichen Ergebnissen in den Schweizer Seen im vorhinein zu erwarten, daß auch in den Seen der österreichischen Alpen Reste der Pfahlbau-Ansiedlungen zu finden sein müssen und in der That wurden die Untersuchungen unserer Seen mit einem befriedigenden Erfolge gelohnt. Die meisten Ansiedlungen dieser Art enthielt der Atter-See, wo sie bei Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer nachgewiesen und auf das genaueste untersucht wurden. Besonders reich an Fundstücken aller Art ist der Pfahlbau im Mond-See unmittelbar am Ausflusse des Sees; ein zweiter befindet sich bei Scharfling. Im Traun-See und im Keutschacher See wurde bis jetzt je ein Pfahlbau entdeckt u. zw. imer steren bei Gmunden, im letzteren bei Keutschach. Ebenso wurde im Neusiedler See während der Zeit seiner völligen Austrocknung ein Pfahlbau aufgefunden. Von großer Bedeutung endlich sind die an mehreren Stellen aufgedeckten Pfahlbauten im Laibacher Moore. Mit diesen Namen ist die Zahl der Pfahlbauten Oesterreichs sicherlich nicht erschöpft, wir haben vielmehr mit dem Fortschreiten der Forschung die Auffindung einer weiteren Reihe derselben zu erwarten. Die beiliegende Fig. I bringt die nach wirklichen Funden ideell reconstruirte Pfahlbau-Ansiedlung im Mondsee zur Darstellung.

Aber auch von gleichzeitigen Land-Ansiedlungen sind nunmehr viele aufgefunden worden, und wenn auch die Erscheinungen in diesen nicht immer mit der gleichen Klarheit uns entgegen treten wie in den Pfahlbauten, so bezeugen doch tausende von Fundstücken die oben angeführten Thatsachen.

In Nieder-Oesterreich ist es vorzüglich die Gegend von Eggenburg, welche in der jüngeren Steinzeit eine ungemein dichte Bevölkerung trug. Die Stadt Eggenburg selbst beginnt ihre Geschichte mit der Stein-Zeit, aber auch fast alle auf viele Meilen im Umkreise liegende Ortschaften reichen bis in diese Zeit zurück. Außerdem trugen alle isolirten Berge der Umgebung Ansiedlungen auf ihren Plateaus; besonders berühmt wegen der Zahl und der Bedeutung der Funde sind der Vitus-Berg und die Heidenstatt[1]). Auch das ganze Viertel unter dem Manharts-

[1]) Alle mit dem Worte „Heide" zusammengesetzten Ortsnamen lassen auf prähistorischen Ursprung schließen, wie eben dieses Heidenstatt, Heidenstatt bei Nikolsburg, Heidenäcker auf der Stätte des alten Carnuntum, dann Heidenbühel, Heidenstollen, Heidengebirg, Heidenweg u. a.

berg muß dicht bevölkert gewesen sein; von bedeutenderen Ansiedlungen sind zu nennen der Leiser Berg, Kronberg, die Umgegend von Stillfried, die Höhen des Rohrwaldes. In der Nähe Wiens ist vorzüglich der Bisamberg bemerkenswerth; ebenso trug der Leopoldsberg eine kleine Ansiedlung in dieser Zeit, so wie das Alter von Wien selbst, wie mehrere Funde bezeugen, bis in die Steinzeit zurückreicht. Zerstreute Ansiedlungen und vereinzelte Funde kommen mit Ausnahme der inneren Alpenthäler und des größeren Theiles des Viertels ob dem Manhartsberge, der damals offenbar undurchdringlicher Urwald war, fast im ganzen Lande vor.

Eine gleich große Zahl von Ansiedlungen dieser Zeit findet sich in Mähren. Im mittleren Theile desselben sind es die Höhlen, welche mit Vorliebe aufgesucht wurden, wie z. B. die Bypustek-Höhle bei Blansko, welche von Ueberresten verschiedenster Art erfüllt war. Ansiedlungen von ungewöhnlicher Ausdehnung befanden sich auf dem Waisenberge und auf dem Maidenberge (Pollauer Berge) bei Nikolsburg und auf dem Mistkogel bei Mähr.-Kroman; auch in der ferneren Umgebung von Olmüz findet man nicht selten Steinwerkzeuge und gleichaltrige Reste.

In Böhmen ist es namentlich die Umgebung von Prag, welche durch zahlreiche Funde aus der Stein-Zeit bemerkenswerth ist, so daß es scheint, daß das Centrum des Landes damals schon eine große Bedeutung hatte; insbesondere sind die Anhöhen der Šárka dicht und lange Zeit besiedelt gewesen. Auch sonst findet man Steingeräth im ganzen Lande mit Ausnahme des waldbedeckten Gränzgürtels und einzelner Gebirge im Innern, welche damals sowie das Waldviertel Nieder-Oesterreichs von dicht geschlossenem Urwald bedeckt waren. Zahlreich sind die Funde in der Umgebung von Neustadt a. d. Mettau, Nächod, Časlau, Nischburg, Lobosic und Josephstadt, sowie überhaupt in den Seitenthälern der Eger entlang und an vielen anderen Orten des Landes.

Wenn auch nicht so zahlreich, aber immerhin beachtenswerth sind die Funde von Ansiedlungen der Steinzeit in Ober-Oesterreich, Steiermark, Tyrol, Kärnten, Krain, Istrien, Galizien, Bukowina, Ungarn und Siebenbürgen.

In Galizien insbesondere sind derartige Ansiedlungen nicht selten; auch hier waren die Höhlen bewohnt. In der Bukowina finden sich aus dieser Zeit häufig Werkzeuge, insbesondere kleinere und größere Beile

aus dem eigentlichen Feuerstein verfertigt, den das Land eben in genügender Menge liefert, während sie in den übrigen Ländern nur selten und in kleineren Dimensionen vorkommen, wo, wie schon bemerkt wurde, dessen Stelle körnige Gesteinsarten vertreten, unter denen der Serpentin vorherrscht. Hiedurch berühren sich die Bukowina und angränzende Theile Galiziens mit dem Norden, in welchem fast ausschließlich Feuerstein zur Verwendung kam.

Eine besondere Erscheinung bieten die nördlichen Theile Ungarns wo es vorwiegend der Obsidian aus der Hegyalja ist, welcher zur Fabrikation kleinerer Objecte, vornehmlich von Messern und Pfeilspitzen diente; die Comitate Zemplin, Ung, Abauj, Szabolcs, Hajdu, Kun-Szolnok und Bihar liefern zahllose Obsidian-Splitter, Abfälle von dieser Fabrikation, die sich übrigens in einzelnen Stücken fast über das ganze Land, ja bis in die Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs verbreiten und Zeugnis für eine Art Austausch und Handel geben. Von den bedeutenderen Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit in Ungarn wurde der Pfahlbau im Neusiedler See schon genannt, andere wurden in Tószeg, Nagy-Rév, Szelevény und Kemenytetö aufgefunden; zahlreiche Funde lieferte insbesondere die Höhle von Agtelek im Gömörer Comitate.

In Siebenbürgen ist es die Gegend von Broos, welche eingehender untersucht und reich an Funden ist.

Von besonderem Interesse sind die Steinzeit-Ansiedlungen im Innern von Istrien und bemerkenswerth ist, daß auch schon die Inseln des adriatischen Meeres in der jüngeren Stein-Zeit bewohnt waren.

II. Metall-Zeit.

1. Kupfer-Zeit.

Der Uebergang von der Stein-Zeit zur Metall-Zeit vollzieht sich in Mittel-Europa und insbesondere auch in den Ländern unserer Monarchie allmälig und so unvermerkt, daß man nicht sagen kann, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Es ist der Gedanke entschieden abzuweisen, daß die Cultur der Metall-Zeit auf ganz neuer Grundlage wie beim Uebergange der älteren zur jüngeren Stein-Zeit in Folge eines Bevölkerungswechsels sich aufgebaut habe. Wir haben vielmehr die sichersten

Zeugnisse dafür, z. B. in den ober-österreichischen Pfahlbauten, daß die Bevölkerung in ihren Ansiedlungen unverändert seßhaft geblieben ist während zu der schon vorhandenen Summe von Cultur neue Cultur-Elemente hinzutraten. Als eines der wichtigsten stellte sich nunmehr das Metall ein, u. zw. zuerst Gold und Kupfer, wovon jedoch nur das letztere wegen seiner größeren Menge und seiner besseren Eignung zu Werkzeugen von durchgreifender Bedeutung wurde.

Es läßt sich heute noch nicht sagen, wo das Kupfer zuerst den Menschen bekannt wurde, ob sein Gebrauch nur von einem Punkte oder von mehreren ausgegangen ist. Das aber ist sicher, daß sich derselbe unmittelbar an den Gebrauch der Steinwerkzeuge anschloß, noch lang neben demselben einhergegangen ist, und daß schon die Bewohner der ober-österreichischen Pfahlbauten, die in überwiegendem Maße noch Werkzeuge aus Stein und Bein verwendeten, im Laufe der Zeit nicht nur in den Besitz von Kupfergeräthen überhaupt gelangt sind, sondern sich auch die Kunst angeeignet haben, selbst allerlei Geräth aus Kupfer, wie kleine Beile, Dolche, Pfriemen, Fischhacken Zierstücke zu verfertigen, ja sogar das Kupfer in seinen Erzadern aufzusuchen, es aus den Bergen zu holen, aufzubereiten und auszuschmelzen.

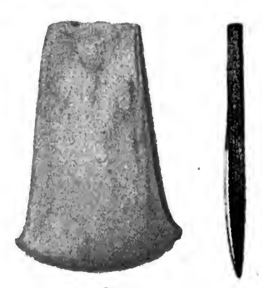


Fig. 53.



Fig. 54.

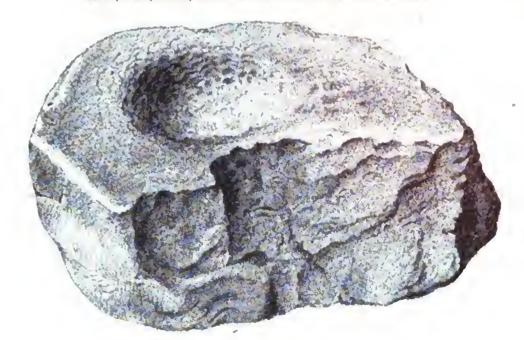


Fig. 55.



Fig. 56.

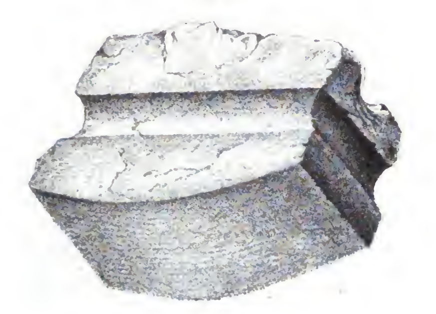


Fig. 57.

Fig. 53 Kupfer-Axt aus dem Pfahlbau im Mondsee (in Voll- und Seitenansicht). Fig. 54 ein bei der Erzgewinnung gebrauchter kupferner Pickel aus den prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg. Zur Aufbereitung der Erze dienten übrigens ausschließlich Steingeräthe u. zw. größere Schlägel, Fig. 55 $^1/_4$ der natürlichen Größe, zum Zertrümmern der größeren Erzstücke, dann die schon unter Fig. 19—20 abgebildeten Klopfsteine und die dazu gehörenden Unterlagsplatten (mit den durch die Ausnützung entstandenen Grübchen) Fig. 56 zum weiteren Zerkleinern, endlich die Reibsteine, Fig. 57 zum völligen Zerreiben des Erzes behufs der Verschmelzung derselben.

Die Formen der Geräthe, die aus diesem primitiven Kupferwerksbetriebe hervorgingen, sind zumeist denen der Steinzeit nachgebildet; ein directer Einfluß fremder, höher stehender Völker ist also weder in der Technik, noch in den Formen bemerkbar, so daß es den Anschein hat, als ob die Kenntnis des Kupfers als etwas diesen Völkern Ureigenes und so wie die Kenntnis des Ackerbaues, der Viehzucht, der Töpferei, des Spinnens und Webens aus der Stamm-Heimat mitgebracht, dort aber, wo die Bedingungen zur Ausnützung und weiteren Entwicklung nicht vorhanden waren, latent geblieben ist.

Die Stätten dieses uralten Bergbaues sind namentlich der Mitterberg bei Bischofshofen (Salzburg) und die Kelch-Alpe bei Kitzbühel (Tyrol); sehr wahrscheinlich wurde auch im Ahrenthal (Tyrol) und an anderen Punkten der Alpen Kupferbergbau betrieben. Es besteht kein Zweifel mehr, daß sich von dorther die Bewohner der ober-österreichischen Pfahlbauten mit dem für sie so werthvollen Metalle versorgt haben.

Auch die Pfahlbauten im Laibacher Moore weisen ähnliche Verhältnisse auf, wie die eben genannten, denn auch sie reichen bis in die Kupfer-Zeit hinein; neben einer weitaus überwiegenden Zahl von Werkzeugen aus Bein und Stein zeigen sich hier ebenfalls Beile, Dolche und Nadeln aus Kupfer. [1])

Ein bedeutender Fund von Kupfergeräthschaften wurde an der langen Wand nächst Stollhof in Nieder-Oesterreich zu Tag gebracht; diese bekunden schon einigen Fortschritt, aber noch immer sehen wir massive Meißel darunter in der unveränderten Form der Steinbeile. Bemerkenswerth bei diesem Funde ist die Gesellschaft goldener Zierscheiben.

Kupfersachen u. zw. Nadeln und Ringe (sowohl Arm- als auch Fingerringe) lieferten auch drei Gräberfelder in Nieder-Oesterreich, nämlich

[1]) Ein prächtiger Dolch aus Bronze der ebenfalls aus einer Pfahlbaustelle stammt, gehört nicht dieser Zeit an; er lag einen halben Meter über der Pfahlbauschichte, ist jüngeren Ursprungs und nur zufällig an diese Stelle gekommen.



Roggendorf bei Eggenburg, Roggendorf bei Wullersdorf und Stillfried, mit einem sehr ausgeprägten Typus der beigesetzten Urnen, der sich unverändert in Mähren (Mönitz) und Böhmen wiederfindet und nordwestlich bis Thüringen reicht. Dieser Gefäß-Typus charakterisirt sich, wie die nebigen Fig. 58 und 59 zeigen, durch ein auffälliges Ueberwiegen des Halses gegenüber den anderen Theilen des Gefäßes.



Fig. 58.



Fig. 59.

Außerordentlich häufig kommen Kupferfunde in Ungarn vor; vorzüglich reich an solchen soll die Gegend von Schmölnitz sein, was der Reichthum dieses Ortes an Kupfererzen erklärlich macht. Die zahlreichen Beile darunter von der Form der Steinbeile, mit mangelhafter Bearbeitung und gehämmerter (nicht geschliffener) Schneide, ja selbst die besser ausgeführten Aexte mit einem Stielloch und die Doppelbeile, welche mehr oder weniger die gebohrten Hämmer nachahmen, gehören ohne Zweifel derselben frühen Zeit an, wie die Pfahlbaufunde in Ober-Oesterreich und Krain.

Einzelfunde von Kupfergegenständen kommen auch in Böhmen u. zw. auch hier in der primitiven Form der Steingeräthe, wie z. B. bei Vinařic vor.

Wenn wir endlich die fremdländischen Funde in Berücksichtigung ziehen, wie in Nord-Deutschland, Spanien, und ganz besonders die den ober-österreichischen Vorkommnissen ganz analogen Funde im Bieler See in der Schweiz, so kann die Existenz eines, wenn auch vielleicht nicht sehr lang dauernden Kupfer-Alters nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

2. Die Bronze-Zeit.

Zu den auf der Grundlage des Ackerbaues und der Viehzucht, der Kunst des Spinnens und Webens, der Töpferei, der selbständigen Gewinnung und Verarbeitung des Kupfers und der allmähligen Bildung der Gewerbe aufgebauten mittel-europäischen Cultur tritt nunmehr als neues Element die Kenntnis des Zinnes hinzu; Eisen fehlt auf lange Zeit noch gänzlich.

Kupfer mit Zinn legirt gibt die vortreffliche für Waffen, Werkzeuge und Schmuck gleich geeignete Bronze. Woher die erste Kenntnis der Bronze gekommen, ist noch ebenso räthselhaft wie die Herkunft des Kupfers; als sicher kann jedoch angenommen werden, daß auch sie nicht etwa durch ein neu einwanderndes und die einheimischen Bewohner bewältigendes oder gar verdrängendes Volk in unsere und in die angränzenden Länder gelangte; vielmehr war auch hierbei der Uebergang ein ganz allmähliger. So blieb nicht nur die bisherige Bevölkerung in ihrer Hauptmasse während dieses Uebergangs in ihren Wohnsitzen seßhaft, was sich in vielen derselben nachweisen läßt: es erhielten sich auch die allgemeinen Cultur-Grundlagen, die Formen der Thongefäße, ja sogar die Ornamente auf denselben unverändert fort. Beispielsweise überträgt sich der schon erwähnte eigenthümliche Typus der Thongefäße von Roggendorf aus der Kupfer- in die Bronze-Zeit ohne irgend welche Abänderung.

Wenn es nun auch sicher ist, daß der Uebergang vom ungemischten Kupfer zur Bronze ein ganz allmähliger gewesen ist, daß dabei kein allgemeiner Bevölkerungswechsel stattgefunden hat, so ist doch ein so bedeutender Fortschritt in der Cultur selbstverständlich nicht ohne sehr weittragende Folgen und innere Aenderungen geblieben.

Die vortreffliche Eignung der Bronze zu Werkzeugen und Schmuck mußte bald eine Vervollkommnung derselben und eine Veredlung der Formen zur Folge haben, abgesehen davon, daß mit der Kenntnis der Bronze sicher auch Muster und weitere Anregung von auswärts vermittelt worden waren.

So sehen wir, wie die bronzenen Werkzeuge, die anfangs in der Form den kupfernen noch sehr nahe stehen, allmählig zweckmäßiger, und weil sie sich der Verschiedenartigkeit der vorzunehmenden Arbeiten besser anpassen, auch mannigfaltiger werden. Wir finden nunmehr eine überraschende Variation von Messern, Pfriemen, Beilen, Dolchen, Hacken, Lanzenspitzen, Nadeln und derlei Gegenständen, die schon in den früheren Perioden vorgebildet waren; zwei Dinge treten ganz neu auf: das Schwert und die Sichel.

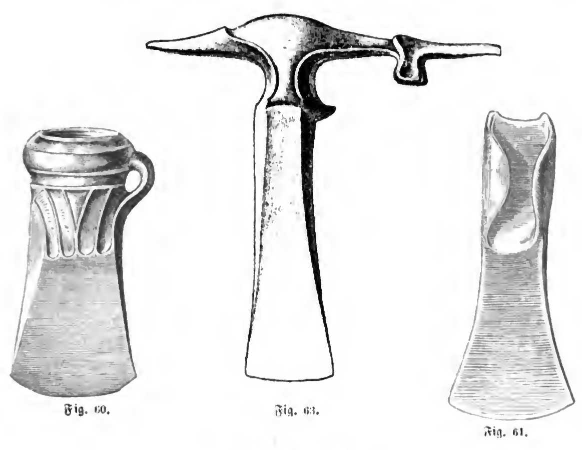


Fig. 60.

Fig. 63.

Fig. 61.



Fig. 62.

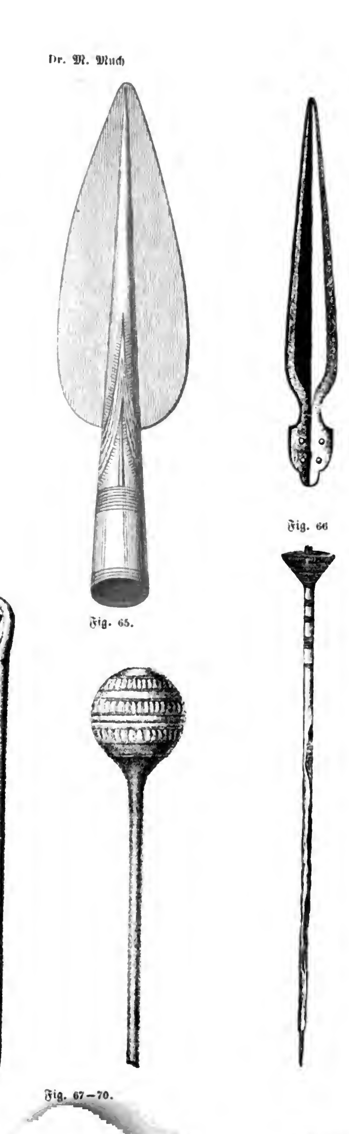


Fig. 64.

Fig. 65.

Fig. 66

Fig. 67—70.



Fig. 71.

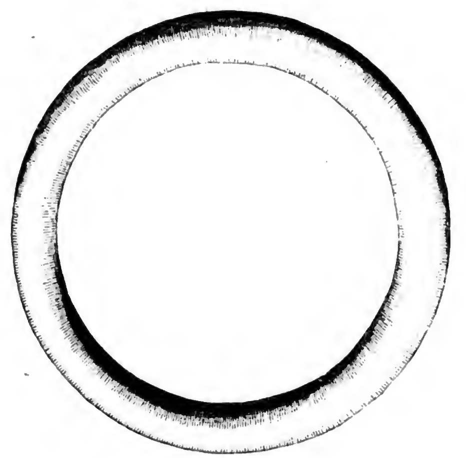


Fig. 72.

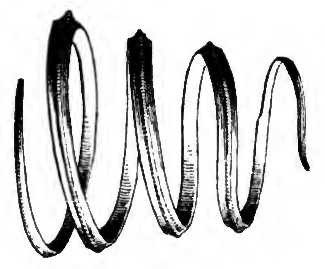


Fig. 73.

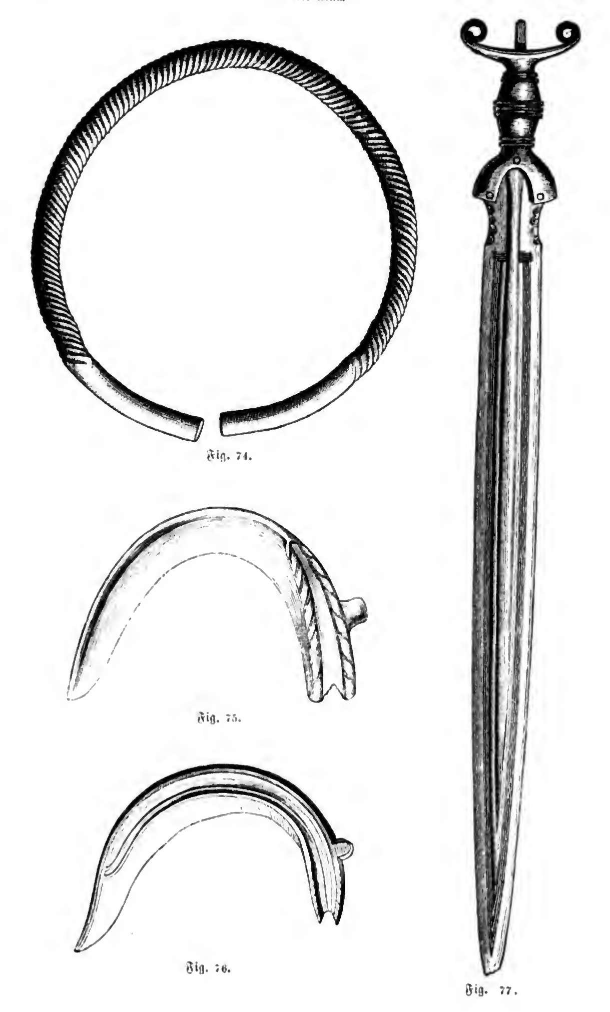


Fig. 74.

Fig. 75.

Fig. 76.

Fig. 77.

Fig. 60 und 61 die beiden Hauptformen der Bronzebeile: „Kelt“ mit Schaftloch und „Pfalstab“ mit Schaftlappen, beide in $^1/_3$ der natürlichen Größe; Fig. 62 Palstab mit dem typischen Kreis-Ornament, Fig. 63 und 64 zwei in der Bukowina gefundene, von den Formen der westlichen Länder abweichende Exemplare. Fig. 65 ornamentirte Lanzenspitze, Fig. 66 Dolch, Fig. 67 und 68 zwei typische einfache, Fig. 69, 70 und 71 Nadeln von entwickelterer Form, Fig. 72, 73 und 74 einfache und ornamentirte Armringe; Fig. 75 und 76 Sicheln; Fig. 77 ein vorzüglich schön gearbeitetes Schwert.

Wie mit den Werkzeugen und Waffen geht es mit dem Schmucke, der nicht blos an Formenreichthum, sondern auch an der Ausstattung der einzelnen Stücke mit Ornamenten gewinnt, so daß schließlich selbst bei diesen Dingen Form und Ornament eine sorgfältige Beachtung erfahren, wie es an den vorstehenden Abbildungen der Beile, Nadeln, des Dolches und des Schwertes ersichtlich ist.

Die Entwicklung von Form und Ornament bleibt nicht ohne Einfluß auf die alteinheimischen Fabrikationszweige, die Töpferei und die Weberei, und so sehen wir einerseits eine Zunahme und Veredlung der Formen der Gefäße und ihrer Ornamentirung, anderseits tritt zur Weberei schon in dieser frühen Zeit eine wirkliche, mit der Nadel ausgeführte Stickerei mit mannigfaltigen und nicht ungefälligen Mustern hinzu.


Fig. 78.

Die in den Ländern nördlich der Donau und westlich der March nicht selten vorkommende, für Böhmen und die Lausitz geradezu typische Gefäßform dieser Periode tritt uns in der sogenannten Buckel-Urne entgegen, von dem insbesondere ein bei Müglitz (Mähren) gefundenes Stück ein charakteristisches Beispiel bietet, Fig. 78. Andere Exemplare dieses Gefäß-Typus sind in den Fig. 79, 80, 81, 82, 83 ersichtlich; daneben kamen aber selbstverständlich noch immer auch einfachere und ohne alle Verzierung ausgeführte Töpfe vor.

In entsprechender Weise zeigt sich gleichzeitig der Fortschritt der Cultur in allen übrigen Gebieten des Volkslebens, insbesondere tritt eine entschiedene Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht nach allen Richtungen ein. Man eignet sich nicht blos neue Ackerbaugeräthe,

wie z. B. die Sichel an, sondern auch neue Getreidearten, insbesondere eine bessere Art von Weizen.

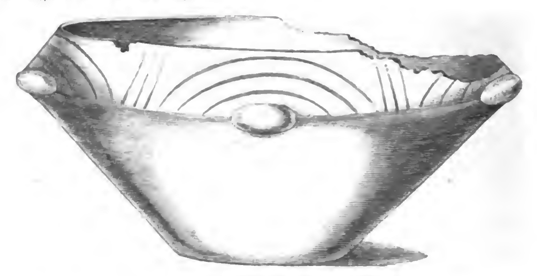


Fig. 79.

Die Jagd, welche wie schon erwähnt, in der ältesten Pfahlbauten-

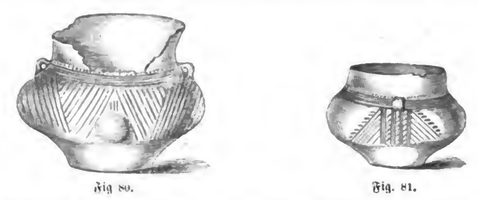


Fig 80. Fig. 81.

Zeit noch von wirthschaftlicher Bedeutung ist, da sie die Hälfte der Fleisch-

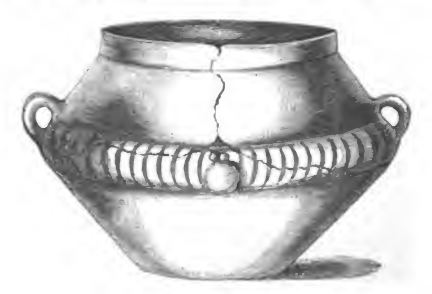


Fig. 82.

nahrung liefert, verliert diese mehr und mehr und wird schließlich nur

nebenher, und ganz deutlich nicht der Herbeischaffung von Nahrung wegen, sondern aus Vorliebe betrieben. Dagegen stellen sich statt des anfänglich einzigen und unansehnlichen Rinderschlages, der sogenannten Torfkuh, mehrere u. zw. sehr stattliche Rinder-Raçen ein. Ebenso begegnen wir statt des einheimischen kleinen Torfhundes mehreren größeren Raçen des Haushundes, denen vielleicht auch schon verschiedene Aufgaben zugewiesen waren. Als ganz neu tritt endlich das zahme Pferd in die Gesellschaft des Menschen der Bronze-Zeit, um sich, wie es scheint, sowohl zum Ziehen als zum Reiten verwenden zu lassen.



Fig. 83.

Der schon in der Vor-Periode in seinen Anfängen angedeutete Waarenaustausch wird nunmehr ein lebhafterer und beschränkt sich nicht wie der frühere zumeist auf den Verkehr zwischen benachbarten Gebieten; vielmehr werden Waaren aus weiten Entfernungen bezogen, wie insbesondere das unvermischte Zinn, das wir beispielsweise in schweizerischen Pfahlbauten sowohl als kleine Barren wie auch in Verwendung zu Einlagen in Thongefäßen finden, und der Bernstein.

Der Handel war wohl zumeist Tauschhandel und Münzen noch nicht im Gebrauche, doch entbehrte man nicht gänzlich eines Verkehrsmittels, da die Stelle des geprägten Geldes durch Bronze-Barren, meistens in Gestalt von größeren und kleineren Ringen, sogenannten Geldringen vertreten wurde. Man fand derlei Geldringe einzeln überall wo Bronze-Gegenstände vorkommen, besonders häufig in den Seen der

West-Schweiz und Savoyens, zuweilen an einen andern Ring, die sogenannte Ringfessel, gereiht; neuestens wurden sie auch bei uns in größerer Menge (ca. 500) beisammen und in ein schönes Bronze-Gefäß eingeschlossen, zugleich mit andern merkwürdigen Bronze-Sachen, bei Krendorf in Böhmen gefunden.

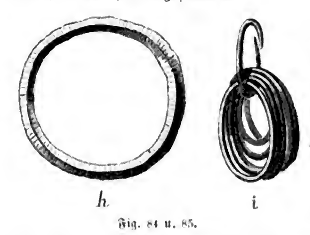


Fig. 84 u. 85.

Fig. 84 zeigt einen der bei Krendorf gefundenen Bronze-Geldringe, Fig. 85 mehrere Geldringe an einem Sammelring.

Nur in dem Bau der Wohnungen scheint auch in dieser Zeit kein erheblicher Fortschritt gemacht worden zu sein; die Hütten, anders können wir sie nicht nennen, haben noch immer aus Flechtwerk mit Lehmbewurf bestanden. Hie und da mögen wohl auch aus Lehm gegossene oder aus Holz gezimmerte Wände gemacht worden sein; Bruchstücke eigenthümlich geformter Lehmklumpen lassen mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß man an den Wohnungen zuweilen einige Ornamente anbrachte.

Die religiösen Anschauungen scheinen in ihren Grundlagen dieselben wie früher geblieben zu sein, blieb ja doch die Hauptmasse der Bevölkerung in ihrer Heimat seßhaft, auch begegnen wir noch immer denselben symbolischen Zeichen: dem Hackenkreuze, dem Sonnenrade, der Sonnenscheibe, dem Dreiecke.

Wenn gesagt wurde, daß bei dem Uebergange von der jüngeren Stein- zur Kupfer- und zur Bronze-Zeit kein allgemeiner Bevölkerungswechsel stattgefunden hat, so darf das nicht so aufgefaßt werden, als ob überhaupt keine Aenderung in den Wohnsitzen der Völker vorgekommen wäre; nur das Ausziehen der ganzen Bevölkerung Mittel-Europas und die Einwanderung neuer fremder Völker oder gar einer anderen Rasse ist ausgeschlossen. An den Gränzen der Nationen und Stämme haben sicherlich seit jeher Aenderungen und Verschiebungen stattgefunden. Ob das Verlassen der oberösterreichischen und krainischen Pfahlbauwohnungen, welches um die Zeit des Beginnes der Bronze-Periode und fast gleichzeitig mit dem Eingehen der Pfahlbauten Bayerns und der östlichen Schweiz eintrat, einer solchen Verschiebung der Gränzen zweier Nationen zuzuschreiben ist, läßt sich noch nicht sagen, da die Sitte auf Pfahlbauten

zu wohnen, in diesen Gebieten auch durch andere Ursachen ein Ende gefunden haben kann.

Funde von Bronze-Gegenständen kamen in fast allen Ländern unserer Monarchie vor; freilich treten uns dieselben hier nicht in jener Entschiedenheit des Charakters der Periode und in jener örtlichen Fülle entgegen, wie in den Pfahlbauten der West-Schweiz und in den skandinavischen Ländern. Es scheint nämlich und es ist ganz der örtlichen Lage und dem sonstigen Gange der Cultur entsprechend, daß im Gebiete unserer Monarchie das Eisen früher bekannt wurde und in allgemeinen Gebrauch kam, als in anderen Gegenden, namentlich im Norden, ohne daß es jedoch die typischen Formen der Bronce-Zeit sofort zu verdrängen vermochte, so zwar, daß diese hier zum Theil schon in Gesellschaft von Eisen vorkommen, während sie anderwärts noch der Zeit der ausschließlichen Herrschaft der Bronze angehören. Dieser Umstand macht die Untersuchung bei uns schwieriger. Ein solches Hereinreichen entschiedener Typen der Bronze-Zeit in die darauffolgende erste Eisen-Zeit scheint insbesondere bei den ebenso zahlreichen als schönen Bronze-Funden Ungarns der Fall zu sein, von denen manche Bronze-Schwerter auf eine Bearbeitung mit eisernen, beziehungsweise stählernen Grabsticheln hindeuten.

Dennoch läßt sich auch in unseren Ländern die durch eine erst noch zu ermittelnde, aber jedenfalls kürzere Zeit als im Norden andauernde Alleinherrschaft der Bronze constatiren. In dieser Beziehung sind die Gräberfunde in den beiden schon genannten Orten Roggendorf in Nieder-Oesterreich von Bedeutung, die zum Theile noch in die Kupfer- zum Theile in die Bronze-Zeit fallen; bei den sehr charakteristischen Gefäßen dieser Grabfelder, die sich in ihren typischen Formen über Nieder-Oesterreich, Mähren (Mönitz) und Böhmen bis Thüringen hin ausbreiten, ist bis jetzt immer nur Kupfer oder Bronze, niemals aber Eisen gefunden worden und sie können somit als unbedenkliche Repräsentanten der Bronze-Zeit überall, wo sie sich finden, gelten.

Gleich wichtig für die Constatirung der Bronze-Zeit in Oesterreich sind die höchst interessanten Funde im Pfahlbau von Peschiera im Garda-See. Wenngleich die Fundstelle jetzt außer den Gränzen Oesterreichs liegt, so hat dieses doch noch in zweifacher Beziehung einen Antheil an dem Funde, indem einerseits sein Gebiet den Garda-See berührt, andererseits Gegenstände vom Typus der Funde von Peschiera auch in Tyrol

und Salzburg vorkommen. Nun gehören die Funde von Peschiera der ältesten Zeit der Bronze-Periode an und es ist somit kein Zweifel, daß diese in ihrer Reinheit auch in den beiden genannten Provinzen vertreten ist. In ähnlicher Weise wird sich dieselbe noch anderweitig und in anderen Formtypen bei uns nachweisen lassen.

Die Urgeschichte vermag es nicht Thaten und Ereignisse zu berichten, sie kann höchstens den Wechsel der Bevölkerungen, allenfalls ihre Wanderung und Ausbreitung in großen Umrissen ermitteln; im allgemeinen ist sie darauf beschränkt, Cultur-Zustände und deren Aufeinanderfolge, mit anderen Worten die Entwicklung der Civilisation zu erforschen. Für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Cultur-Zustände unserer Heimatländer erscheint es daher von der größten Wichtigkeit, den Antheil festzustellen, den die jeweiligen Bewohner derselben an der Cultur hatten, die uns in den Funden der Bronze-Zeit in einem so entwickelten Grade entgegen tritt. Nun sind manche Forscher der Ansicht, daß sämmtliche oder doch die weitaus meisten Bronze-Objecte, welche im mittleren und nördlichen Europa gefunden werden, fremdes Erzeugnis seien, indem sie behaupten, daß nicht nur die technische Befähigung, sondern auch ganz insbesondere der ausgebildete Formensinn und gute Geschmack, die sich in den Bronze-Objecten aussprechen, in einem entschiedenen Gegensatze zu den damaligen niedrigen Cultur-Zuständen unserer Länder stehen, und daß man auf Grund der in Italien gemachten Funde, sowie der sonstigen Aufschlüsse, die uns über diese Zeit vorliegen, keinem anderen Volke als den Etruskern die Provenienz jener Gegenstände zuschreiben könne. Andere dagegen glauben, daß alle diese Gegenstände ganz gut einheimisches Erzeugnis sein können und es mit vielleicht wenigen Ausnahmen wirklich sind.

Und in der That ist der Einwand aus den allgemeinen Cultur-Zuständen jener Zeit ein unstatthafter. Wir sind in dieser Beziehung nur zu sehr gewohnt, jene des Südens zu hoch, jene des Nordens, das ist unsere eigenen, viel zu tief zu schätzen, weil wir bis zum heutigen Tage diese Verhältnisse ausschließlich nach den Berichten der südlichen, insbesondere der römischen und griechischen Schriftsteller beurtheilen, die natürlicher Weise nur einseitig, ohne hinreichende Kenntnis, in den meisten Fällen sogar feindselig und parteiisch gewesen sind, da sie stets nur „Barbaren", ihre gebornen Feinde schilderten, von denen sie alles Unheil und selbst die endliche Zertrümmerung ihrer Herrschaft und ihres Staatswesens fürchteten.

Sodann ergiebt sich aus den urgeschichtlichen Forschungen, daß das Maß der Cultur der nordischen Völker überhaupt kein unbedeutendes gewesen ist, und die gleichzeitigen Funde in Nord-Italien zeigen, daß der Unterschied in den damaligen Zuständen der Bewohner des Südens und Nordens ein keineswegs wesentlicher war. Es muß in dieser Beziehung überhaupt der ererbte Wahn beseitiget werden, daß die nordischen Völker, insbesondere Germanen und Slaven jemals Nomaden gewesen sind; der Inhalt ihrer Sprache und ihrer religiösen Anschauungen steht dieser Ansicht entschieden entgegen, er bezeugt vielmehr, daß sie von jeher und schon in ihrer Urheimat, die wir übrigens nach den neueren Forschungen in Europa selbst zu suchen haben, Ackerbauer waren.

Der Fortschritt in der Bronze-Zeit äußert sich keineswegs durch den Besitz der nordischen Völker an Bronze-Gegenständen allein; während derselben hatte sich eben der Ackerbau in einem ansehnlichen Maße entwickelt, sie besaßen mehrere Arten von Getreide, eine cultivirte Art von Obst, mehrere stattliche Rinder-Raçen, Rosse, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde, Lein, gewebte und gestickte Stoffe, die sie selbst verfertigten. Ja sie waren schon über die Anfänge der Metallurgie hinaus, da sie es nicht nur verstanden Kupfer zu Werkzeugen zu verarbeiten, sondern es auch in seinen Erzen im Gebirge aufzusuchen und auszuschmelzen. Sie betrieben endlich Handel nach mehreren Richtungen, wodurch sie abgesehen von anderen Dingen Zinn und Bernstein in's Land brachten. Man sollte glauben, daß auf dieser Grundlage die weitere Entwicklung des metallurgischen Betriebes, der ja im Volke schon vorhanden war, möglich gewesen sei. Daß weder der technische Vorgang noch die Formgebung unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, zeigen viele Beispiele der Gegenwart, z. B. die Zigeuner, die trotz ihrer Roheit und Bedürfnislosigkeit in Ungarn treffliche Schmiede, in Galizien sogar Bronze-Arbeiter und Glockengießer sind; so auch die Bosniaken, welche mit dem denkbar einfachsten Handwerkszeug Gold- und Silber-Filigran-Arbeiten von überraschender Zartheit und Schönheit ausführen.

Die Technik der Bronze-Zeit darf also keineswegs wie eine in ein rauhes Klima versetzte exotische Pflanze betrachtet werden. Der Fortschritt in dieser Zeit ist kein einseitiger, er äußert sich, wie gezeigt worden ist, auf allen Zweigen der Betriebsamkeit, er ist ein allgemeiner und durchgreifender. Die Bronze-Technik war vielleicht die Blüthe dieser Cultur, aber sie war doch nur ein Theil eines gleichartigen Ganzen.

Man hat als das Ursprungsland der im Norden der Alpen gefundenen Bronze-Gegenstände Etrurien genannt. Aber abgesehen von den damaligen Zuständen Etruriens, die, wie wir genau wissen, damals nicht viel anders waren als diesseits der Alpen, und davon, daß man, um den ganzen Norden mit ihren Erzeugnissen versehen zu lassen, eine riesige, vielleicht sogar unsere heutigen Verhältnisse überbietende Massenhaftigkeit der Fabrikation in dem sehr kleinen Lande annehmen müßte, tritt dieser Annahme noch eine andere Erscheinung entgegen. Das vergleichende Studium der Formtypen der Bronze-Zeit hat nämlich gezeigt, daß manche derselben in gewissen Gegenden besonders häufig, in anderen sparsamer oder gar nicht vorkommen und hier durch andere vertreten werden. So haben die Bronze-Gegenstände des skandinavischen Nordens zwar manches Uebereinstimmende, aber auch manches Abweichende im Vergleiche zu den Bronze-Funden der Schweiz, diese differiren wieder von jenen Frankreichs, und so haben auch die Bronze-Funde Ungarns und der angränzenden Landstriche einen eigenthümlichen Charakter und bilden gewissermaßen eine archäologische Provinz für sich, während die Funde Böhmens sich mehr dem Norden, jene Galiziens und der Bukowina mehr dem ferneren Osten anschließen.

Schon diese eigenthümliche Vertheilung zeigt, daß die Bronze-Gegenstände nicht durchwegs aus einer Quelle stammen können, sondern, wenn sie schon nicht einheimisches Erzeugnis wären, von mehreren Punkten ausgegangen sein mußten. Es ist kaum anzunehmen, daß die Etrusker in eine bestimmte Gegend stets nur Erzeugnisse desselben Typus geschickt, eben diese Gegenstände aber von den anderen Gegenden ängstlich fern gehalten haben sollten; es liegt gewiß näher anzunehmen, daß dem ganzen Norden ursprünglich eine gewisse Zahl gemeinsamer Typen vorgelegen, die in den verschiedenen Gegenden ähnlich wie die Dialecte der gemeinsamen Sprache verschieden weiter entwickelt worden sind.

Dazu kommt, daß in neuerer Zeit auch in sehr entlegenen Ländern, wie dies die Funde in West-Sibirien und insbesondere die jüngsten wichtigen Funde in den Kaukasus-Ländern zeigen, eine, wenn auch in jedem dieser Gebiete ihren eigenthümlichen Charakter bewahrende, doch der unseren in überraschender Weise verwandte Bronze-Cultur zu Tage tritt, die wir nun folgerichtig ebenfalls den Etruskern zuschreiben müßten.

Endlich darf doch nicht außeracht gelassen werden, daß fast überall, wo Bronze-Funde gemacht werden, auch halbfertige Gegenstände, Guß-

formen, ja sogar ganze Werkstätten zum Vorschein kommen, welche die hierortige Erzeugung selbst von Dingen außer Zweifel setzen, die wie z. B. jene der Bronze-Schwerter nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen ist. Man hat das Gewicht dieser Thatsache damit zu beseitigen gesucht, daß man behauptete, etruskische Metall-Arbeiter seien in den verschiedenen Ländern herumgezogen, um dort nicht nur ihre mitgebrachte Handelswaare zu verkaufen, sondern gelegentlich auch neue zu erzeugen. Aber auch diese Annahme scheitert an der riesigen Ausdehnung des sich vom Kaukasus bis zur Westküste von Irland, von der Adria bis tief nach Schweden und Finnland hinein erstreckenden Gebietes, über das sich die allein kunstfertigen Etrusker ergossen haben müßten, wozu aber das kleine Ländchen kaum den Reichthum an Mitteln, noch weniger die nöthige Menschenzahl zur Verfügung gestellt haben konnte.

Aber selbst angenommen, daß in der That wandernde etruskische Bronze-Schmiede den Norden mit ihren Erzeugnissen zu versorgen im Stande gewesen seien, so ist es kaum denkbar, daß die Bewohner desselben den Bronze-Objecten gegenüber, die doch sonst so viel Gefallen fanden und so begehrlich erschienen, in stumpfsinniger Gleichgiltigkeit verharrt sein sollten, daß sie Jahrhunderte lang sich mit ihnen geschmückt, ihren Arbeitswerth tagtäglich erkannt und ausgenützt, ihren Besitz mit allen Mitteln erstrebt haben, endlich Zeugen der Hantirungen jener angeblichen wandernden Bronze-Gießer aus Etrurien gewesen sein, sicherlich nicht selten helfend mitgewirkt haben sollten, ohne daß in ihnen das Streben erwacht sein sollte diese Dinge selbst zu machen, umsomehr als ja doch schon Leute unter ihnen waren, die mit dem Guß von Kupfergeräthen umzugehen verstanden haben.

Nach allem was vorliegt scheint es, als ob während der Bronze-Zeit eine ziemlich gleichartige Cultur in fast ganz Europa geherrscht habe; sie ist im allgemeinen aus der natürlichen Anlage der Völker heraus erwachsen, wobei die mächtigen Hebel zum Fortschritte, welche in dem durch friedlichen Handel, durch Wanderzüge, durch Kriege, durch Sklaven vermittelten Austausch von materiellen und geistigen Gütern liegen, nicht vergessen sein sollen. Durch diesen Verkehr ist auch manches wichtige Cultur-Element zu den Völkern Europas gelangt, so unter andern zweifellos die Kenntnis der Bronze sammt ihrer Technik und ihrem Formenschatze. Auf welchem Wege dies geschehen ist, ob direct aus den Cultur-Ländern des Südostens (Kleinasien) oder auf dem Umwege über Italien läßt

sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Aber es scheint aus den entwickelten Gründen, daß die in den Norden gelangten Bronze-Gegenstände zugleich Muster und Anregung gegeben zu einer einheimischen Industrie, welche sich nach Maß der Bedingungen in den verschiedenen Gegenden in gesonderten Formenkreisen weiter entwickelte.

III. Die Eisenzeit.

A. Hallstätter Periode.

So wie der Uebergang von den polirten Steingeräthen zum Kupfer und von diesem zur Bronze ist auch jener zum Eisen kein plötzlicher; er ist nicht etwa durch das Eindringen einer mit Eisengeräthen ausgestatteten Völkerschaft herbeigeführt, noch hat er die bisherige Cultur beseitigt, um eine neue und anders geartete an ihre Stelle zu setzen. Der Gebrauch des Eisens macht sich nur allmählig geltend und der Einfluß des Formenstyles der Bronze-Zeit bleibt noch einige Zeit ein so mächtiger, daß das neue Material trotz der schwierigeren Bearbeitung zunächst die Formen der Bronze beibehält, wie dies z. B. die schilfblattförmigen Schwerter und Dolche aus Eisen, die geschwungenen Messer, die Beile (Kelte und Palstäbe) aus dem Grabfelde von Hallstatt deutlich zeigen. Erst später gewinnt das Eisen selbständige Formen. So geht auch der Gebrauch bronzener Waffen und Werkzeuge noch lang neben dem der eisernen her, und wenn auch schließlich das Eisen für diese Gegenstände ausschließliche Verwendung findet, bei der Erzeugung von Schmuck aller Art behält doch die Bronze auch jetzt ihre volle Herrschaft, und es geht insbesondere die Kunst des Treibens der Bronze noch einer weiteren geradezu bewundernswerthen Vervollkommnung entgegen.

In technischer Beziehung rühmt man die Härte und Elasticität der Bronze, sowie das Geschick in der Erzeugung gleichmäßig ausgehämmerter Bleche und verschiedener anderer Gegenstände, die ohne Anwendung von Hilfsmitteln der Mechanik oder doch gewisser durch langjährige Betriebsamkeit erworbener, uns unbekannter Handgriffe und Fertigkeiten kaum denkbar ist.

In gleichem Grade entwickelt ist die Vollendung der Formgebung, die einen ebenso durchbildeten Geschmack als reiche Erfindung bekundet. Ist aber die technische Geschicklichkeit wahrscheinlich eine sehr weit verbreitete gewesen, so ist anderseits sicher, daß die Formen doch nur von

wenigen Mittelpunkten, bedeutenderen Betriebsstätten ausgegangen sind und anderwärts nachgeahmt wurden. So mannigfaltig die Formen und Ornamente der Armbänder, Fingerringe, Ohrgehänge, Haarnadeln, Kleiderspangen, Gürtel, Gefäße u. s. w. sind, so sind sie doch immer entschieden typisch, wenn auch das Bestreben durchleuchtet Abänderungen in das Vorbild zu bringen.

Der großen Vollkommenheit der Bronze-Technik, insbesondere der Kunst des Treibens der Bronze, ist offenbar die rasche Entwicklung der Eisen-Technik zuzuschreiben. Sehr bald scheint man den Stahl erzeugen gelernt zu haben und wahrscheinlich hat schon in dieser Periode, die wir für unsere Länder etwa in das siebente bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. zu versetzen haben, das später berühmt gewordene norische Eisen seine Bedeutung erlangt. Die Gewinnung der Roh-Metalle hat sich aber wahrscheinlich nicht auf das Eisen beschränkt, es ist vielmehr anzunehmen, daß auch die norischen Goldlager ausgebeutet und die schon in früherer Zeit eröffneten Kupfergruben zum Theile wenigstens weiter betrieben wurden, insbesondere schreibt man dem Kupfer der nickelhältigen Bronze einheimischen Ursprung zu. In großartigem Maßstabe mußten endlich die Salzlager der Alpen, namentlich jene von Hallstatt und Hallein ausgebeutet worden sein, denn nur dadurch wird die Ansammlung des großen Reichthums, der durch die dortigen Funde bezeugt wird, in jenen rauhen Gebirgswinkeln erklärlich.

Auch diesmal ist der Fortschritt in der Cultur kein einseitiger, denn mit der Vervollkommnung der Metallurgie schreiten gleichmäßig die übrigen Zweige menschlicher Betriebsamkeit vorwärts, insbesondere geht mit derselben eine rasche Entwicklung des Gewerbewesens Hand in Hand.

Schon in der Zeit der polirten Steingeräthe zeigt sich der Beginn einer Theilung der Arbeit und der erste Ansatz in der Entstehung der Gewerbe. Anfänglich, so lang die Geräthe der Menschen, namentlich die Werkzeuge, sehr einfache und den geringen Zwecken entsprechend auch einförmige waren, mochte sie jeder Einzelne sich selbst angefertiget haben; schwieriger wurde das schon, als die Werkzeuge mannigfaltiger wurden. Zudem bot nicht jeder Landstrich, so geeignet er in jeder anderen Beziehung für eine ackerbauende und viehzüchtende Bevölkerung sein mochte, auch die für die Anfertigung der Beile, Messer, Hämmer, Pfeilspitzen und für das sonstige Geräth verwendbaren Gesteinsarten. Diese mußten oft mehrere Tagereisen weit herbeigeschafft werden. Das geschah nun

offenbar nicht durch jeden Einzelnen, der gerade eines neuen Geräthes bedurfte, sondern sicherlich durch Leute, die ein Geschäft daraus machten. Auch wurden die Formen der Steingeräthe bald so vollkommen, daß jedenfalls eine lange Uebung dazu gehörte sich die nöthige Fertigkeit anzueignen, wozu der Ackerbauer kaum die genügende Zeit erübrigte. In der That findet man inmitten oder in der Nähe der Ansiedlungen der Steinzeit, in unseren Ländern beispielsweise auf dem Vitus-Berg bei Eggenburg und auf dem Götschen-Berg bei Bischofshofen, Plätze wo die Funde den klaren Beweis geben, daß da Arbeiter thätig gewesen sein müßen, deren besonderes Geschäft die Verfertigung von Steingeräthen gewesen ist. Als sodann die Erzeugung von Kupfergeräthen und ganz besonders die bergmännische Gewinnung und das Ausschmelzen der Kupfererze hinzutrat, erfuhren sicherlich die Theilung der Arbeit und die Beschränkung der Thätigkeit Einzelner auf gewisse Zweige derselben eine weitere Entwicklung, und es bedarf keines besonderen Nachweises, daß dieselben mit der Vervollkommnung der Bronze- und Eisen-Technik immer größere Fortschritte machen mußten, ja daß diese Vervollkommnung jene Theilung und Beschränkung zur nothwendigen Voraussetzung hat. Das gilt auch in dem Falle, als die Bronze-Gegenstände wirklich durchaus Erzeugnisse wandernder etruskischer Bronze-Arbeiter sein sollten; wir hätten dann eben fremde Gewerbe im Lande.

Auf dem Wege der Theilung der Arbeit wurde nun auch in dieser Zeit die Töpferei und Weberei der Haus-Industrie entzogen und allmälig gewerbsmäßig betrieben. Selbstverständlich sind die Erzeugnisse der Töpferei ausnahmslos einheimischen Ursprungs, und wenn sie auch häufig südliche und südöstliche Vorbilder nachahmend diese weitaus nicht erreichen, so bieten sie doch sehr mannigfaltige und zuweilen wirklich schöne Formen. Die Gefäße sind theils plastisch, theils linear, zuweilen sehr reich, und in abwechselnden Formen ornamentirt. Die Motive des Ornamentes bestehen aus einfachen geometrischen Figuren oder, wie zum Theile in der Vor-Periode, aus symbolischen Zeichen (Sonnenrad, Sonnenscheibe).

Bei dem beschränkten Raume, der für diesen kurzen Abriß österreichischer Urgeschichte zur Verfügung steht, ist es nicht möglich, auf die Einzelnheiten näher einzugehen oder die Reste dieser Periode auch nur in ihren vornehmsten Typen zu beschreiben oder zur bildlichen Darstellung zu bringen, um etwa deren Mannigfaltigkeit, die Vollendung der Arbeit oder die häufig entgegentretende Feinheit des Geschmackes vollständig zu wür-

digen. Manche der schon beschriebenen und in Abbildung dargestellten Formen der früheren Zeit erhielten sich auch jetzt noch, wie die der Beile, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen und Sicheln, zum Theile wurden sie weiter entwickelt, aber auch andere Formen traten hinzu. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum derselben zeigt sich insbesondere an den Kleiderhaften (Fibeln), deren einige in den Fig. 86, 87, 88, 89 und 90



Fig. 86.

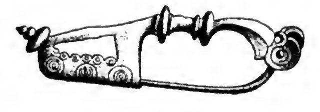


Fig. 87.

ersichtlich sind. Ein interessantes Exemplar einer geraden Gewandnadel zeigt Fig. 91; sie ist von außergewöhnlicher Länge (45 Cm.) und mußte zusammengebogen werden, um in der Aschen-Urne Platz zu finden, was auch bei Schwertern und anderen Gegenständen nicht selten vorkam. Kaum weniger mannigfaltig sind die Armringe, deren einige in den Fig. 92—95, 96, 97

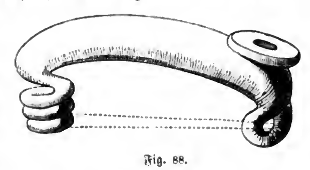


Fig. 88.

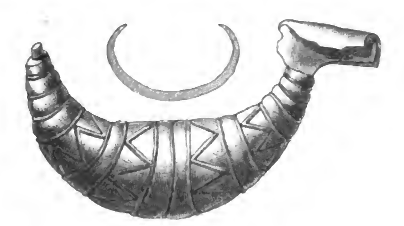


Fig. 89.

und 98 abgebildet sind. Wie aus Fig. 90 ersichtlich, wurden die Kleiderhaften auch mit Anhängseln versehen; eines derselben zeigt auch Fig. 90.

So wie in der Metallurgie bildeten sich auch bei der Töpferei gewisse Typen aus, die für die Formgebung weiter Länderstrecken maßgebend wurden, so daß auch bei dieser gewissermaßen Styl-Provinzen

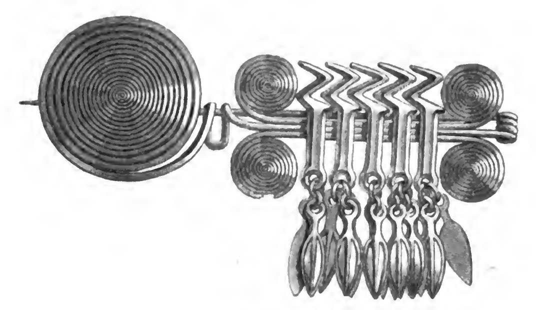


Fig. 90.

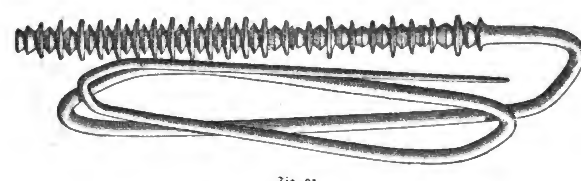


Fig. 91.



Fig. 92—95.



Fig. 96.

Fig. 97.

entstanden. So tragen die Gefäße dieser Zeit aus den großen Hügelgräbern Nieder-Österreichs einen bestimmten Charakter, der sich in den Gefäßen von Hallstatt, der westlichen Theile Ungarns, der nördlichen Steiermark, Mährens, Schlesiens bis Posen wiederfindet, wogegen sich die Gefäße Böhmens mehr den nördlich angränzenden Ländern, insbesondere der Lausitz, jene Galiziens, die von allen übrigen am meisten differiren, mehr dem Osten und Südosten anzuschließen scheinen. Dieser größeren Gebieten gemeinsame Charakter der Thongefäße ist jedoch kein starrer, da innerhalb desselben landschaftliche Nüancen vorkommen.



Fig. 98.

Fig. 99.

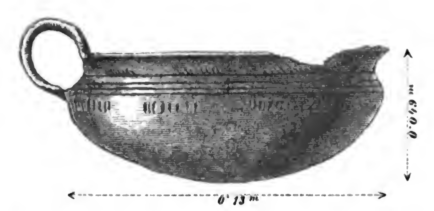


Fig. 100.

Mit der Form vervollkommnete sich in dieser Periode auch der technische Vorgang der Töpferkunst, insbesondere stellte sich die Verwendung von Graphit zum Ueberziehen und Ornamentiren der Gefäße ein. Sämmtliche Gefäße wurden aber noch immer aus freier Hand — ohne Anwendung der Töpferscheibe — gemacht.

Fig. 101.

Fig. 102.

Fig. 103.

Fig. 104.

Fig. 105.

Fig. 106.

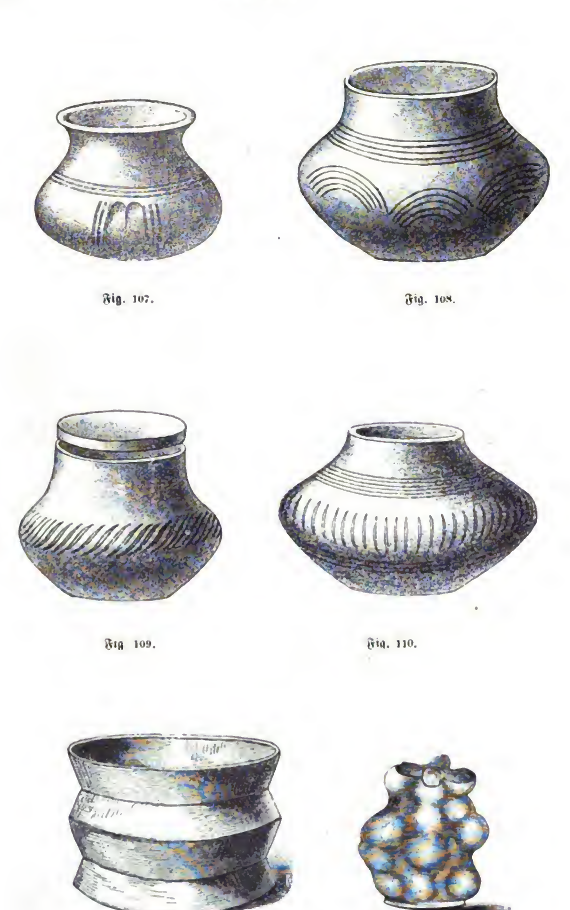


Fig. 107.

Fig. 108.

Fig. 109.

Fig. 110.

Fig. 111.

Fig. 112.

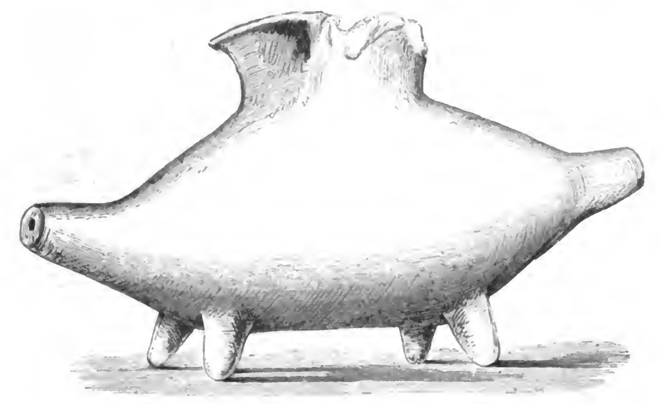


Fig. 113.

Fig. 100, 101, 102, 103—110 Beispiele von der Entwicklung der Formen der Thongefäße und ihrer Ornamentirung, wobei sich zuweilen absonderliche Erscheinungen wie Fig. 111 und 112, und Thiergestalten wie Fig. 113 ergeben. Das letzte Gefäß ist offenbar eine prähistorische Saugdutte; es kommen aber auch besser ausgeführte Thiergestalten als Gefäße vor, insbesondere wurden dieselben bei Kinderklappern in Anwendung gebracht.

Zur Herstellung von Gefäßen wurde nicht blos Thon, sondern mit Vorliebe auch getriebenes Bronze-Blech verwendet und es scheint, als ob den Bronze-Schmieden keine Form der Thongefäße unerreichbar gewesen sei und die Bronze-Gefäße sind deshalb, wenn auch weitaus nicht so zahlreich, doch vielleicht ebenso mannigfaltig als die ersteren; denn wir finden Becken, Schüsseln, Schalen, Schöpfgefäße, gerippte cylindrische Eimer und besonders häufig topfförmige Kessel bis zu ansehnlicher Größe. Die kleineren Bronze-Gefäße haben meist Ornamente und zeigen gewöhnlich die Sonnenscheibe, das Sonnenrad und nicht selten auch ein mittels Punzen eingeschlagenes gemähntes aufsteigendes Roß oder einen Schwan mit Strahlenkrone als Motiv derselben, wie beispielsweise in Fig. 114.

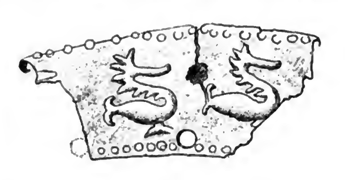


Fig. 114.

Eine sehr bedeutende Zahl von Bronze-Gefäßen fand sich im Grabfelde von Hallstatt. Die Bičyskála-Höhle bei Blansko in Mähren umschloß eine Werkstätte derselben mit halbfertigem Roh-Material und Werkzeugen. Das wichtigste Stück aber enthielt das Grabfeld von Watsch in Krain: es ist dies ein mit vielen Ornamenten und Figuren, scheinbar religiösen Scenen und symbolischen Darstellungen bedecktes situla-ähnliches Prunkgefäß, das schließlich als Aschenurne eine letzte Verwendung fand. Beiliegende Fig. II. gibt ein anschauliches Bild derselben.

Eine ähnliche Vervollkommnung wie die Metall- und Töpfer-Arbeiten erfuhr die Weberei. Das sogenannte Heidengebirge des Hallstätter Salzberges, d. i. jener Theil der Salzlagerstätten, der schon in dieser Periode ausgebeutet wurde, hat zahlreiche Proben gewebter Wollstoffe fast unverändert erhalten, die zum Theile glatt, zum Theile in einfachem oder doppeltem Croissé gewebt sind, und nicht nur eine besondere Geschicklichkeit in der Herstellung feiner Woll-Gespinnste erkennen, sondern auch auf einen schon complicirten Webstuhl und auf einige Erfahrung und Uebung in der Färberei schließen lassen.

Des umfassenden Bergbaues, wenigstens in den Alpenländern wurde bereits gedacht.

Ackerbau und Viehzucht hielten ohne Zweifel gleichmäßigen Fortschritt. Eingehendere Aufschlüsse hierüber aus archäologischen Quellen liegen uns indes bis jetzt nicht vor; doch wissen wir aus anderen Quellen daß, allerdings in etwas späterer Zeit, die norischen Kühe wegen ihres Milchreichthums berühmt waren, und daß der rhätische (norische) Pflug den römischen in Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit weitaus übertraf.

Es läßt sich im vorhinein annehmen, daß auch der Handel in dieser Zeit eine weitere Entwicklung erfuhr. Welche von den vielen schönen Bronze-Gegenständen aus der Fremde eingeführt wurden, werden spätere Forschungen noch zu ermitteln haben; Geräthe und Schmuck aus Glas, Bernstein, Zinn, Elfenbein u. s. w. wurden jedenfalls aus großen Entfernungen bezogen. Auch im Lande selbst muß ein lebhafter Austausch von Erzeugnissen stattgefunden haben; so vor allem von Salz und Eisen, die sicherlich auch in fremde Länder abgesetzt wurden; sodann von Gold, Kupfer, Graphit, selbst von Getreide und anderen Nahrungsmitteln, welche die dichter bewohnten Betriebsstätten in minder fruchtbaren Gegenden, wie z. B. Hallstatt und Hallein bedurften.



Fig. II.



Münzen fehlen auch in dieser Periode gänzlich und es ist auffallend, daß selbst aus dem Süden keine in den Norden, ja nicht einmal in die dem Süden so nahe gelegenen Fundstätten von St. Margarethen und Watsch in Krain gelangten. Der Verkehr wird noch immer durch das Ringgeld und durch Metallbarren vermittelt. Zu den in der früheren Periode üblichen geschlossenen Bronze-Ringen kommen nun auch in der Größe eines Armbandes oder auch Fingeringes spiralförmig zusammengelegte Ringe aus stärkerem oder auch feingehämmertem und zuweilen schnurförmig gedrehtem Golddraht, wie solche in Hallstatt, Ungarn und Böhmen und an vielen anderen Orten mehrfach gefunden wurden. Die Fig. 115 (natürliche Größe) und 116 (halbe Größe) geben erläuternde Beispiele hievon. Die Stelle der Sammelringe vertreten nun zuweilen

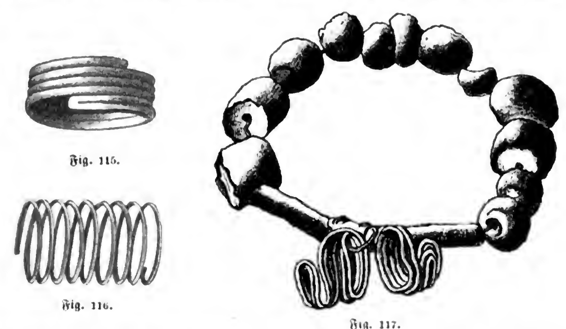


Fig. 115.

Fig. 116.

Fig. 117.

Kleiderhaften oder Armbänder, in welche solche Geldringe eingehängt wurden, wie es die Fig. 117 zeigt, welche zugleich als Beispiel eines aus Steinperlen oder Bernsteinperlen bestehenden Armbandes gelten kann. Man hat auch versucht, die hauptsächlichsten Verkehrswege, die der Handel in dieser Zeit eingeschlagen hat, festzustellen, doch ohne sicheren Erfolg; zweifellos dürfte nur der sogenannte „Bernsteinweg" von der Donau längs der March zur Oder und zur Bernstein-Küste sein, auch später eine oft betretene Völkerstraße.

Gewähren uns die einzelnen Funde aus dieser Zeit vielseitige Aufschlüsse über die Cultur und die intellectuellen Anlagen der prähistorischen Bewohner unserer Heimatländer, so gestatten sie uns dort, wo wir diese Funde in ihrem Zusammenhange und in ihren engeren Beziehungen zu

den Menschen beobachten können, auch einen Blick in die Tiefen des menschlichen Gemüthes zu senken, der uns oft deutlichere und sicherere, weil unmittelbare Kunde bringt, als es selbst schriftliche Berichte können. In einem solchen Zusammenhange finden wir die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren auf diesem Boden in ihren einstigen Wohnstätten, vorzüglich aber in ihren Gräbern. Wir können ja schon im allgemeinen ein Volk in seiner Gesammtheit darnach beurtheilen, wie es seine Todten geehrt hat und im Besonderen finden wir in den Gräbern und in deren Inhalte die schönsten Aufschlüsse über das Familienleben, über Freundschaftsverhältnisse, über Glauben Recht und Sitte einer längst entschwundenen Vorzeit.

Muß es uns nicht innig rühren, wenn wir wiederholt die Beobachtung machen, daß man z. B. den Kindern nebst dem Schmuck ihr Spielzeug, zuweilen auch einen Singvogel in's Grab d. i. in's Jenseits mitgegeben hat? Welchen Einblick eröffnen uns solche Funde in das Familienleben und in den Kreis der religiösen Vorstellungen einer Zeit, die wir in tiefer Barbarei begraben wähnten! Hat ja doch schon die Sitte selbst, den Verstorbenen die Lieblingsgegenstände mitzugeben, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen im vollen Schmucke zu begraben, etwas tief Ergreifendes an sich. In vielen Fällen wurden mit Speise und Trank gefüllte Gefäße, Prunkgeschirr, Stahl und Feuerstein, den Kriegern zuweilen das Pferd, den Frauen Singvögel Hennen Habichte und Hunde, sei es als deren Lieblinge sei es als Todtenopfer mitgegeben, daß sie es im Jenseits nicht entbehren mögen.

Indeß beschränkten sich die Todtenopfer nicht blos auf die Mitgabe von derartigen Dingen, auch die Frauen selbst, Knechte und Mägde folgten dem Gatten und Herrn in den Tod, ein wahres Flammenopfer, aber dargebracht in treuer Liebe und Anhänglichkeit und in der unerschütterlichen Zuversicht auf die Vereinigung im Jenseits. Eine der großartigsten Grabstätten dieser Art wurde in der Byčiskála-Höhle bei Blansko in Mähren aufgedeckt, wo die Leiche eines Königs beigesetzt war. Dreißig bis vierzig Menschen beiderlei Geschlechtes, darunter wohl auch die Gattin, hatten sterben müssen, um ihn in's Jenseits zu begleiten; alle waren mit dem reichsten Schmucke aus Gold Bronze Glasperlen und Bernstein, mit vielen Gefäßen voll Speisen und Getränken versehen; dem Könige selbst ward sein mit Eisen und Bronze beschlagener Streitwagen beigegeben. Wir haben hierin einen archäologischen Beleg



für eine aus anderen Quellen bei Germanen Slaven und Indern bekannte Sitte.

In gleicher Weise erschließen sich uns die zärtlichsten Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Freundinen aus den Gräbern. So lag in einem der Gräber von Hallstatt im Schooße einer reich geschmückten Frau deren vierjähriges Kind; in einem anderen ruhte das Haupt eines geschmückten Mädchens auf dem Schooße des Vaters. Eben da fanden sich in einem Grabe zwei Freundinen mit verschlungenen Armen; sie waren reich geschmückt mit Armringen, Gehängen um den Hals und Haarnadeln, die Kleider, mit denen sie bestattet wurden, waren mit Spangen zusammengehalten, ein Gürtel umschlang beide gemeinschaftlich. „Offenbar", sagt Eduard Freiherr von Sacken,



Fig. 118.

Verfasser des berühmten Buches über das Grabfeld von Hallstatt, „wollte man hier eine besondere Liebe und Anhänglichkeit ehren und es machte einen wunderbar ergreifenden Eindruck beim Aufgraben, den Ausdruck eines tiefen edlen Gefühles, das vor vielen Jahrhunderten zwei Menschen durchdrang, vor Augen zu sehen."

Es darf beigefügt werden, daß die häufige Verwendung symbolischer Zeichen als Ornament für Schmucksachen und Gefäße auf ein lebhaftes religiöses Gefühl schließen läßt.

Die Bestattungsweise war eine zweifache und bestand entweder in der Beerdigung des Leichnams oder in der Verbrennung desselben und der Beisetzung der Asche in eigenen Urnen oder frei im Grabe. In einzelnen Gegenden fand die eine oder die andere Bestattungsart aus-

schließlich statt, in anderen gingen beide Arten gemeinschaftlich nebeneinander her; zuweilen aber stößt man auf die sonderbare Sitte, den Leichnam zu zerstücken und einen Theil zu verbrennen, den anderen zu begraben. Ohne Zweifel war diese zweifache Begräbnisform durch die

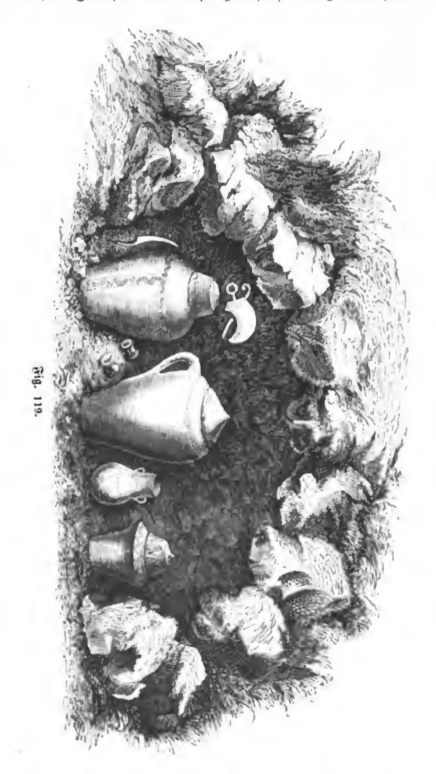


Fig. 119.

Verschiedenheit in Sitte und Brauch und in den religiösen Anschauungen der verschiedenen Volksstämme bedingt, von denen zuweilen zwei — wie in Hallstatt — an einem Orte nebeneinander gewohnt haben mögen.

Der Bau der Gräber ist ein äußerst mannigfaltiger und meist sehr sorgfältiger. Sie sind entweder im naturgewachsenen Boden oder auf demselben angelegt, im ersteren Falle oftmals äußerlich gar nicht oder doch kaum erkenntlich, so daß nur ein Zufall auf ihre Entdeckung führt. Fand die Bestattung auf dem natürlichen Boden statt, so ist selbstverständlich immer ein Erdhügel darüber aufgeführt. Bei der Beerdigung im Boden ist die Zahl der Gräber, sei es daß der Leichnam oder die Aschenreste beigesetzt wurden, meistens eine sehr große, so daß insbesondere in letzterem Falle hunderte, ja zuweilen tausende von Urnen nebeneinander vorkommen. Die Hügelgräber sind weniger zahlreich in Gruppen beisammen, und gewöhnlich nur dann wenn sie eine mäßige Höhe (von 0.20 bis 3.00 M.) haben; jene gewaltigen bis zu 10 und 12 M. aufsteigenden Tumuli, vielleicht Königsgräber, wie sie besonders in Nieder-Oesterreich vorkommen, stehen meistens allein auf einer dominirenden Anhöhe.

Auch der innere Bau der Gräber ist ein sehr verschiedener; gewöhnlich ist der Leichnam oder die Urne sammt den Bei-Urnen mit Steinen umschlichtet, überwölbt oder auch mit Platten eingedeckt; in den großen Grabhügeln findet sich zuweilen eine Grabkammer aus Holz.

Ein sehr lehrreiches Beispiel des inneren Baues von Gräbern im natürlichen Boden gewähren die Abbildungen zweier geöffneter Gräber bei Kaltern in Tyrol, Fig. 118 und 119, von denen das eine einen größeren Umfang hat und reicher ausgestattet ist, während das andere lediglich die Urne mit der Leichenasche und einige wenige Beigaben enthält, statt der Wölbung aber mit einer Steinplatte geschlossen ist, die eine, wie man vermuthet, etruskische Inschrift trägt.

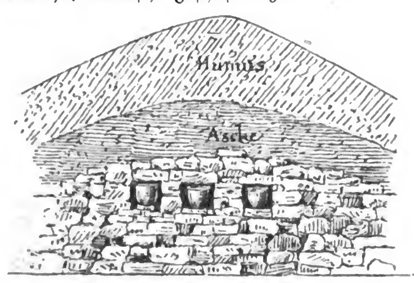


Fig. 120.

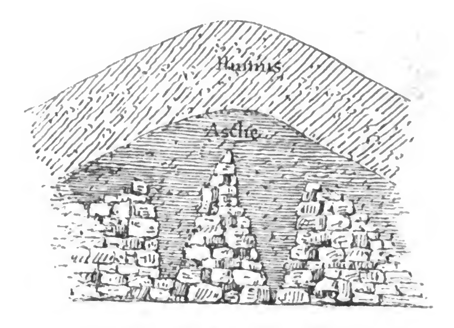


Fig. 121.

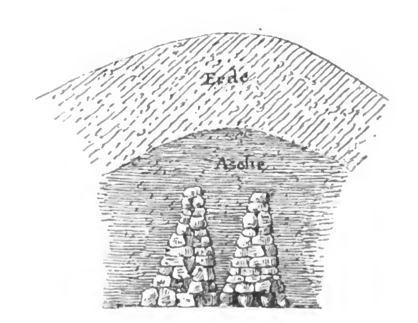


Fig. 122.

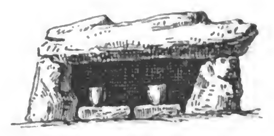


Fig. 123.

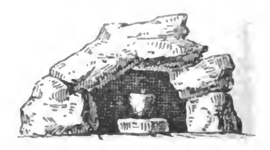
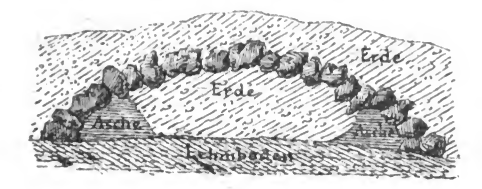


Fig. 124.



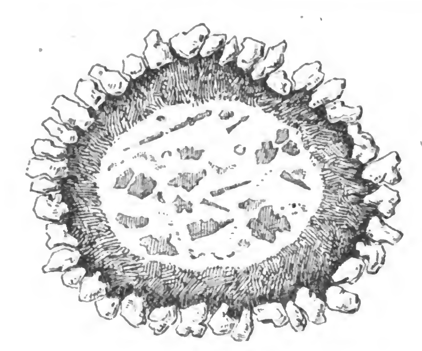


Fig. 125.

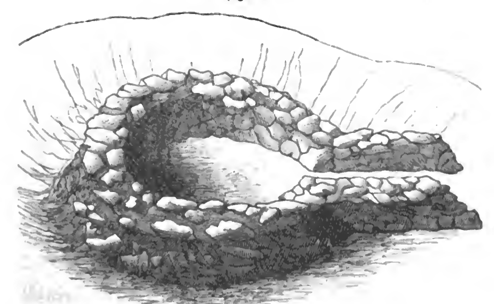


Fig. 126.

Fig. 120, 124 verschiedene Arten der Beisetzung von Graburnen, während in dem Grabe, das Fig. 125 im Durchschnitt und Grundriß darstellt, die Leichenasche

ohne Urne beigesetzt wurde. Fig. 126 ein völlig abgedecktes Grab, welches einen schmalen Zugang von außen hat und den großen nordischen Ganggräbern ähnlich ist, die wie die primitiven alten Wohnhütten gebaut waren, vielleicht zuerst als solche gedient haben und später die letzten Reste des ehemaligen Inhabers aufnahmen.

Ebenso wechselt die Art der Beigaben in der mannigfaltigsten Weise; manchmal wurde die Beerdigung mit reicher Ausstattung vollzogen, zuweilen ohne dieselbe. Auch die Auswahl der Beigaben ist eine sehr verschiedene, zumeist sind es Waffen, Schmuck und Gefäße mit Speis und Trank. Bei vorheriger Verbrennung des Leichnams auf dem Scheiterhaufen wurden die Schmucksachen und Waffen, letztere mitunter absichtlich zerbrochen, in eine Urne oder frei zu den Aschenresten gegeben; in manchen Fällen aber, vielleicht nur bei bedeutenden Persönlichkeiten, wurde die Leiche im vollen Schmucke verbrannt, von welchem dann natürlich nur geringe vom Feuer verschonte Reste erübrigen.

Zuweilen kommt es endlich vor, daß ein großer Grabhügel gar keine Beisetzung enthält; in diesem Falle muß er als ein Denkmal eines fern von der Heimat, vielleicht auf einem Kriegszuge vom Tode ereilten hervorragenden Stammesgenossen betrachtet werden.

Zum erstenmal stoßen wir in der Verfolgung der Cultur-Entwicklung der vorhistorischen Völker auf einen geschichtlichen Namen, den der Kelten. Er knüpft sich an die schon mehrfach genannte große Grabstätte auf dem Salzberge von Hallstatt. Hier hatten, wie wir aus schriftlichen Quellen der Römer und Griechen wissen, Kelten, speciell ein Stamm der Taurisker, gewohnt. Mehr als 2000 Gräber sind hier aufgedeckt worden, die mit ihrem reichen Inhalte wohl die umfassendsten Aufschlüsse geben, die wir über diese Zeit überhaupt haben, weshalb denn auch von dieser großartigsten und wichtigsten Fundstätte die ganze Periode den Namen der „Hallstätter Periode“ erhalten hat. In Ober-Oesterreich wurden übrigens auch noch anderweitige zerstreute Funde gemacht, so wie im Herzogthum Salzburg, wo insbesondere in Hallein zahlreiche Belege dafür an den Tag kamen, daß die dortige Salzlagerstätte gleichzeitig mit jener von Hallstatt in ausgedehntem Maße bergmännisch ausgebeutet wurde. Aus der Nachbarschaft stammt der berühmte Bronze-Helm vom Paß Lueg. Im Gebiete der Noriker sind in neuerer Zeit noch anderweitige sehr bedeutende Fundstellen aufgedeckt worden, so insbesondere die Grabfelder von Zirkniz, Watsch (unter vielen anderen Objecten jene schon erwähnte figurenreiche Situla), St. Margarethen in Krain, Sta. Lucia im Küstenlande,

in Steiermark ein Theil der Grabhügel im Sulm-Thale, insbesondere jene von Klein-Glein und die Gräber bei Judenburg, aus denen der merkwürdige Bronze-Wagen von Stretweg stammt, in Kärnten endlich sind die Funde aus der Umgebung von Villach bemerkenswerth. In Nieder-Oesterreich kommen allenthalben zerstreute Funde aus dieser Periode vor, im südlichen Theile des Landes ist besonders die Gegend von Wiener-Neustadt reich hieran, erwähnenswerth sind auch die Grabhügel von Winklern bei Amstetten; nördlich der Donau sind es vorzüglich die schon erwähnten riesigen, bis zu 10 Meter Höhe sich erhebenden Tumuli von Zegersdorf, Gaisruck, Groß-Mugel, Nieder-Hollabrunn, Rabensburg, Bullendorf, Bernhardsthal u. s. w., welche die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen haben; die bisher untersuchten enthalten nebst den Resten des Leichenbrandes beigesetzte Gefäße. Ein dem ältesten Abschnitte dieser Zeit angehöriges Urnenfeld befindet sich bei Stillfried an der March.

Kaum minder reich an Funden der Hallstätter Periode sind die nördlichen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Zahl der Fundorte beträgt schon hunderte, doch werden alle durch die schon erwähnte Grabstätte in der Býčiskála-Höhle in der überhaupt an Funden jeder Art reichen Umgebung von Blansko überboten, welche nicht blos ein großartiges Todtenopfer mit ungewöhnlich vielen Beigaben und Einzelstücken der merkwürdigsten Art, sondern auch eine ganze Werkstätte mit allem Arbeits-Material in sich schloß. Eine andere sehr merkwürdige Opferstätte, wahrscheinlich Gerichtsstätte, befindet sich bei Raygern. In Böhmen ist besonders die Umgebung von Pilsen reich an Funden dieser Zeit.

Auch in den östlichen Ländern der Monarchie sind bereits viele Funde aus der der Hallstätter Periode entsprechenden Zeit bekannt geworden und sie mehren sich von Tag zu Tag; so in Galizien und in der Bukowina und in allen zur ungarischen Krone gehörigen Ländern. In Ungarn insbesondere bezeugen viele Funde das damalige rege Leben und eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung des Landes. Neuestens sind auch gleichzeitige Funde in Bosnien an den Tag getreten, u. z. bei Sarajewo (ein Bronze-Wagen) und bei Mostar, von denen insbesondere die letzteren durch ihre überraschende Aehnlichkeit mit niederösterreichischen Funden auffallen.

B. La Tène-Periode.

Vor etwa zwanzig Jahren wurden in einer „La Tène“ genannten Stelle des Neuenburger Sees zahlreiche Funde von Eisengegenständen gemacht, die einen von den bisher beschriebenen Funden ganz und gar abweichenden Styl bekundeten. Durch dieselben erhielten frühere zerstreute und wegen des unscheinbaren Materiales wenig beachtete Einzelfunde, aber auch größere Funde, wie jene von Alise, dem Alesia der Gallier, und von Tiefenau bei Bern, Zusammenhang und Bedeutung. Sie bezeichnen eine neue Periode, welche wie die vorhergehende von ihrem wichtigsten Fundorte „La Tène-Periode“ heißt.

In den Funden der Hallstätter Periode spricht sich unverkennbar eine von Süden oder Südosten kommende Cultur-Strömung aus; aber schon gegen das Ende derselben machen sich andere, wie es scheint vom Westen, d. i. von Gallien ausgehende Einflüsse geltend, welche neue Formtypen bringen und die bisherigen in raschem Zuge verdrängen. Das Eisen gelangt hierbei zur vollständigen Herrschaft, insofern nämlich als bronzene Waffen und Werkzeuge, die sich bisher sporadisch und vielleicht als durch ihr Alter ehrwürdige Stücke, als Abzeichen der Würde u. s. w. erhalten haben, völlig verschwinden und das Eisen selbst für Schmuckgegenstände allgemeine, wenn auch nicht ausschließliche Verwendung findet; nebenbei tritt zum erstenmal das Silber in wahrnehmbarer Menge auf.

Die volle Herrschaft des Eisens bringt es mit sich, daß nun auch die Formtypen der Bronze bei Seite gesetzt werden und ausschließlich Formen zur Geltung gelangen, welche den natürlichen Eigenschaften des Eisens näher liegen. In Folge dessen verschwinden die mannigfaltigen Schmucksachen, namentlich die vielgestaltigen und selbst innerhalb des gegebenen Typus stets variirenden Gewandspangen (Fibeln), Gewand- und Haarnadeln, Armringe, Fingerringe, Gürtelbeschläge, die vielerlei Anhängsel und Nippsachen gänzlich, um einfachen und nur in wenigen Formen sich bewegenden und meist auf die Gewandspangen (Fibeln) sich beschränkenden Schmucksachen Platz zu machen. Auch diese, die Gewandspange (Fibula) behält trotz mancherlei Veränderungen nur eine feste Grundform, weshalb sie als Repräsentant der ganzen Periode betrachtet werden kann. Fig. 127 zeigt eine derselben. Selbst dort, wo Silber oder Bronze Verwendung findet, folgen auch diese Metalle streng den aus

Fig. 127.

Eisen verfertigten Vorbildern, wie aus der Fig. 128 ersichtlich ist, welche zwei allerdings sehr zierliche, mit einem Kettchen verbundene, silberne



Fig. 128.

Kleiderspangen darstellt. Während uns in der früheren Periode ein erstaunlicher Formenreichthum entgegentritt, haben wir jetzt eine nüchterne Einfachheit vor uns, in der sich fast eine Geringschätzung jedes Schmuckes ausspricht. Dagegen erfahren die Waffen, wenn sie auch nicht immer aus gutem Stahl bestehen, eine merkwürdige Umgestaltung. An die Stelle des kurzen schilfblattförmigen Bronze Schwertes, dessen Form die ältesten Eisenschwerter noch beibehalten hatten, treten nun jene langen geraden Eisenschwerter, welche die Römer mit Staunen in den Händen der Kimbern sahen. Neben den in ihrer Form ziemlich constanten Schwertern nahmen die Lanzenspitzen mannigfache Variationen an.

Im Gegensatze zu dieser allgemeinen Einfachheit der Formen erfährt das Ornament eine merkwürdige Entwicklung. In der vorangegangenen Hallstätter Periode bestanden die Ornamente entgegen dem Formenreichthum aller Gegenstände, namentlich der Schmucksachen, eigentlich nur aus sehr wenigen stereotypen Motiven, die sich aus rein geometrischen Elementen zusammensetzen; wo organische Vorbilder (Thier- und Menschengestalten) verwendet wurden, geschah dies doch nur in unbeholfener Weise und mit wenigen Ausnahmen nicht durch Einzeichnung (Gravirung) mit freier Hand, sondern durch Einschlagen mit Stempeln. Pflanzen-Ornamente fehlen fast gänzlich. Nunmehr macht sich gewissermaßen eine Befreiung von dieser strengen Art des Ornaments geltend, die rein geometrischen Motive verschwinden und an ihre Stelle treten sehr zierlich und anfangs sehr modest gehaltene Figuren aus geschwungenen Linien, Voluten, die sich zumeist symmetrisch gegenüber gruppiren, aber auch unsymmetrisch aus dem Triquetrum entwickeln. Wo Thierbilder in Verwendung kommen,

laufen die Gliedmaßen gern in Ranken aus und zeigen so die Anfänge eines merkwürdigen, aus Thierverschlingungen bestehenden Ornamentstyles, welcher allerdings der widernatürlichen Verzerrungen halber häufig ein phantastisches Gepräge zeigt, zuweilen aber sich zu den zierlichsten Mustern gestaltet, in denen jene Thierbilder dann freilich nur mehr in zertheilten und verzogenen Gliedmaßen erkenntlich sind. In seiner späteren Entwicklung verbreitet sich dieser eigenthümliche und durchaus einheimische Ornamentstyl über Deutschland, Frankreich, die britischen Inseln und den scandinavischen Norden und beherrscht die folgenden Perioden durch die Jahrhunderte der Völkerwanderung hindurch bis tief in die karolingische Zeit und in die Zeit des romanischen Styles.

Mit der La Tène-Periode beginnt nicht nur im thatsächlichen, sondern auch im bildlichen Sinne das wahre eiserne Zeitalter, in ihren Erscheinungen spiegeln sich zugleich die politischen Verhältnisse der Zeit. In der Hallstätter Periode, die wir auch als die keltische Periode bezeichnen könnten, scheint sich im Norden ein dauernder, vielleicht nur durch Stammesfehden unterbrochener Friede erhalten zu haben. Während dieser Ruhe hat sich augenscheinlich ein ansehnlicher Wohlstand, ja stellenweise eine gewisse Ueppigkeit entwickelt, die sich im Glanz und Reichthum der Waffen und des Schmuckes ausspricht. Die nordischen Völker hatten keine Veranlassung aus ihrer Unbeweglichkeit herauszutreten und machten sich ihren südlichen Nachbarn nicht bemerkbar. Nun erwacht mit einemmal, angeregt durch mancherlei Ursachen, wie die Vernichtung der italischen Kelten, das Eindringen der Römer in Gallien, Uebervölkerung und Sturmfluthen im eigenen Lande und die Nachrichten von den fruchtbaren Gefilden Galliens und Italiens der kriegerische Geist in der ganzen nordischen Völkermasse; eine tiefe Bewegung geht durch dieselbe, die erst mit dem Siege des Nordens über den Süden und der Begründung germanischer Reiche auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft ihren Abschluß findet. Kann man die Hallstätter Periode das keltische Zeitalter nennen, so läßt sich die La Tène-Periode mit demselben Rechte als das germanische bezeichnen.

Auch in anderer Weise äußert sich der eiserne Charakter der Zeit. Jetzt zum erstenmal beginnen die nordischen Völker mit dem Bau von Befestigungswerken, womit sie dem heimatlichen Boden Male aufprägten, welche zwei Jahrtausende überdauerten. Bei dem Völkergewirre und dem Druck, den im allgemeinen Drängen nach dem Süden ein Stamm auf den

andern ausübt, finden sich diese Befestigungen nicht etwa blos den römischen Reichsgränzen entlang, sondern auch an den Marken, ja nach der Art der Vertheidigungswerke oft mitten im Gebiete der einzelnen Stämme.

Caesar erzählt in seinem „Gallischen Krieg" mancherlei über die Befestigungen der Gallier, auch den Berichten über die Kriege der Römer gegen die Germanen ist manches über derartige Bauwerke auf germanischem Boden zu entnehmen; wenn diese Nachrichten über unsere Länder sparsamer sind, so sind dafür jene unverwüstlichen Denkmale selbst hier um so zahlreicher erhalten.

Indem wir hier uns auf die einheimischen Vorkommnisse beschränken, unterscheiden wir Langwälle und Einschließungswälle. Beide bestehen aus einem mehr oder weniger hohen, je nach dem vorhandenen Material aus Steinen oder Erde aufgeworfenen Walle mit davor liegendem Graben; aber während erstere in annähernd gerader Linie oft viele Meilen weit verlaufen und ein ganzes Gebiet zu decken scheinen, schließen letztere irgend eine Oertlichkeit ein. Was die Langwälle betrifft, so wird es kaum irgend ein Land geben, welches so viele und ausgedehnte aufzuweisen hätte wie Ungarn. Man zählt in diesem Lande nicht weniger als neun derartiger Wälle von einer nirgends übertroffenen Ausdehnung u. zw. in folgenden Richtungen: von Dombovár nach Ujlak, von Regöly nach Palkonya und Lak, von Jabloncza nach Nádas, von Kéménd nach Uj-Bars und von Hellemba nach Selmecz, eine dreifache Wall-Linie in großem Bogen von der oberen zur unteren Donau, wohl das umfassendste prähistorische Vertheidigungswerk Europas, eine Linie von Baja nach Körös-Ladány, eine von Apatin nach Körös-Ér, eine von Feketetó nach Tihó, endlich eine östliche Linie in Siebenbürgen. Gegenüber diesen ausgedehnten Wall-Linien sind alle anderen nicht von nennenswerther Bedeutung.

Die Einschließungswälle haben einen doppelten Zweck; sie haben nämlich die Bestimmung, entweder eine Oerlichkeit, sei es einen stabilen Wohnsitz der Bevölkerung oder irgend einen für kriegerische Unternehmungen wichtigen, wenn auch nicht bewohnten Punkt, sei es für die Vertheidigung, sei es für aggressive Operationen gegen feindliche Anfälle dauernd zu sichern, oder aber eine in der Regel nicht bewohnte, meist tief im Walde oder sonst in schwer zugänglicher Gegend gelegene Oertlichkeit lediglich zum Zwecke des Schutzes in einem solchen Umfange einzuschließen, daß die Bewohnerschaft aller umliegenden Dörfer mit ihren Heerden vorübergehend darin Zuflucht finden kann.

Ein großartiges Beispiel der Einschließungswälle bietet das Festungswerk von Stillfried an der March in Nieder-Oesterreich, welches einen ausgedehnten Wohnplatz der germanischen Quaden umschloß und denselben nicht nur gegen feindliche Ueberfälle sicherte, sondern auch zum Ausgangs- und Stützpunkte für kriegerische Operationen, hier im besonderen gegen den römischen Limes an der Donau geeignet machte. Freilich konnten, nebenbei bemerkt, auch diese großen Befestigungsanlagen der römischen Kriegskunst nicht wiederstehen, und mußten wenigstens zeitweilig die Errichtung römischer Castelle in ihnen erfahren.

Aehnliche größere Befestigungswerke sind in neuerer Zeit in fast allen Ländern der Monarchie aufgefunden worden, u. z. nunmehr schon in so großer Zahl, daß es nicht möglich ist, alle einzeln mit Namen anzuführen. Besonders zahlreich kommen sie in Ungarn, Nieder-Oesterreich, Mähren, Böhmen, Krain, Istrien und Galizien vor. Weniger häufig sind die kleineren Befestigungsanlagen, welche nur vorübergehenden Zwecken dienten, von denen aber die in den meisten Fällen ebenfalls umwallten Cult-Stätten, die mit ihnen oft verwechselt werden, zu unterscheiden sind.

Ein lehrreiches Beispiel der Umwallung eines großen, in der Regel gar nicht bewohnten Raumes, der nur in Zeiten der Gefahr, dann aber von der ganzen umwohnenden Bevölkerung sammt den Viehheerden bezogen wurde, liefern uns die Wälle von Hornsburg ebenfalls in Nieder-Oesterreich. Während das Innere der umwallten Wohnplätze von unzähligen Resten menschlicher Artefacte erfüllt, insbesondere auch von der durch die Abfälle aller Art entstandenen Humus- oder Cultur-Schichte (so genannt von den in ihr enthaltenen Resten der menschlichen Cultur im Gegensatze zu der gewöhnlichen davon freien Ackerkrume) bedeckt ist, fehlen diese naturgemäß in den nur selten und in vorübergehender Weise bewohnten bloßen Zufluchtstätten. Aehnliche Refugien besitzt Böhmen in größerer Zahl, sowie auch Krain, wo die Wälle zuweilen ganze ausgedehnte Bergkuppen einschließen und mitunter mit dauernd bewohnten Ansiedlungen im Zusammenhange stehen.

Bei der Anlage aller dieser Befestigungswerke wurde meistens mit großer Sorgfalt sowohl in Bezug auf die Wahl der geeigneten Oertlichkeit als in Bezug auf die Trace der Wälle vorgegangen, zuweilen wurden sogar besondere Vorwerke errichtet.

Das Material für die Wälle, Stein oder Erde, wie es eben die Umgebung bot, wurde in der Regel nur lose und unregelmäßig auf-

geworfen; niemals finden sich eigentliche Mauern oder auch nur Spuren der Anwendung von Mörtel oder gebrannter Ziegel. Dagegen zeigt sich eine andere interessante Erscheinung. Man hat nämlich die aufgeschütteten Steine mit Lehm oder Erde verbunden und sodann zwischen gelegte Holzmassen in Brand gesetzt, um das Bindemittel durch die Hitze in Fluß zu bringen, dadurch die Steine aneinander zu fritten und dem Walle eine unzerstörbare Festigkeit zu geben. Derartige Schlackenwälle oder Glasburgen, wie man sie nannte, wurden zuerst in Schottland und in der Bretagne entdeckt; in besonders großer Zahl und Ausdehnung kommen sie aber in Böhmen vor; neuestens hat man sie auch in Ungarn aufgefunden. Als ein Beispiel für viele kann der Schlackenwall auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz in Böhmen gelten.

Man hat sich schließlich mit diesem eigenthümlichen Verfahren, die Wälle durch Feuer zu härten und auf diese Weise regelrechte Mörtelmauern zu ersetzen, nicht auf Steinwälle beschränkt, sondern dasselbe auch bei Erdwällen anzuwenden versucht, indem man die Erde schichtenweise hart brannte, was freilich nur in unzureichender Weise gelang, wie es die Wälle von Stillfried und Deutsch-Altenburg zeigen.

Zu den großartigsten Resten der vorgeschichtlichen Zeit gehören die Cult- oder Tempel-Stätten. Sie bestehen aus einem kreisförmigen in sich zurücklaufenden einfachen oder mehrfachen Ringwall, einem riesigen Sonnenrade vergleichbar, oder aus einem kegelförmigen oder pyramidenförmigen von Wall und Graben umschlossenen Erdaufwurfe, oder endlich aus einer Combination aller dieser Formen. Sie erheben sich zuweilen in riesigen Dimensionen, wobei der kegel- oder tumulusförmige Aufwurf immer dominirt und selbst bis zu einer Höhe von 12 Metern aufsteigt; mehr oder minder gewaltige Wälle umschließen das ganze Bauwerk. Durchgrabungen haben gezeigt, daß es sich bei der Errichtung keineswegs um den Bau von Grabhügeln handelte, ebenso wenig kann nach der ganzen Anlage an Befestigungen gedacht werden, da abgesehen von anderen Gründen der riesige Arbeitsaufwand in keinem Verhältnis zu dem zu erreichenden Zwecke stünde, so daß nichts anderes erübrigt, als die Bauwerke dieser Art für Cult-Stätten zu erklären, wofür übrigens noch vielerlei andere Gründe sprechen.

Großartige Beispiele solcher Cult-Stätten bieten die Bauwerke von Stronegg, Grafendorf, Schrick und Geiselberg in Nieder-Oesterreich; sie finden sich aber auch in den verschiedensten Variationen in Steiermark, Ungarn, Mähren und Böhmen.

Die Fig. 129 gibt den Grundriß eines der merkwürdigsten Bauwerke dieser Art, nämlich jenes von Grafendorf bei Stockerau in Nied.-Oest.

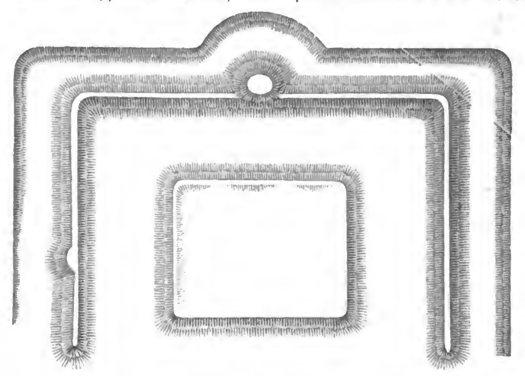
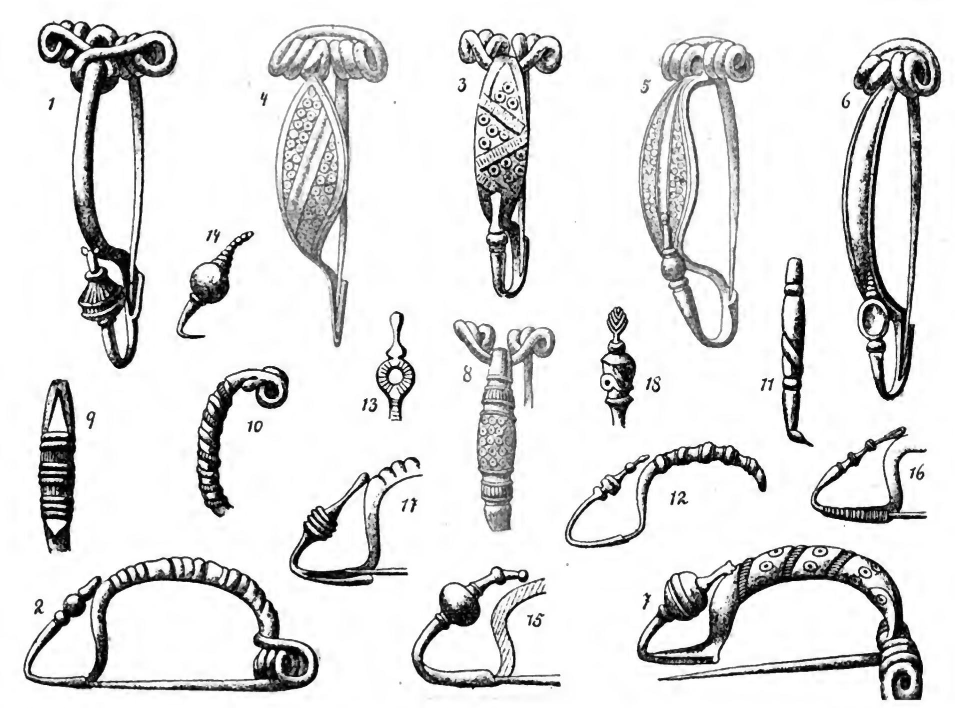
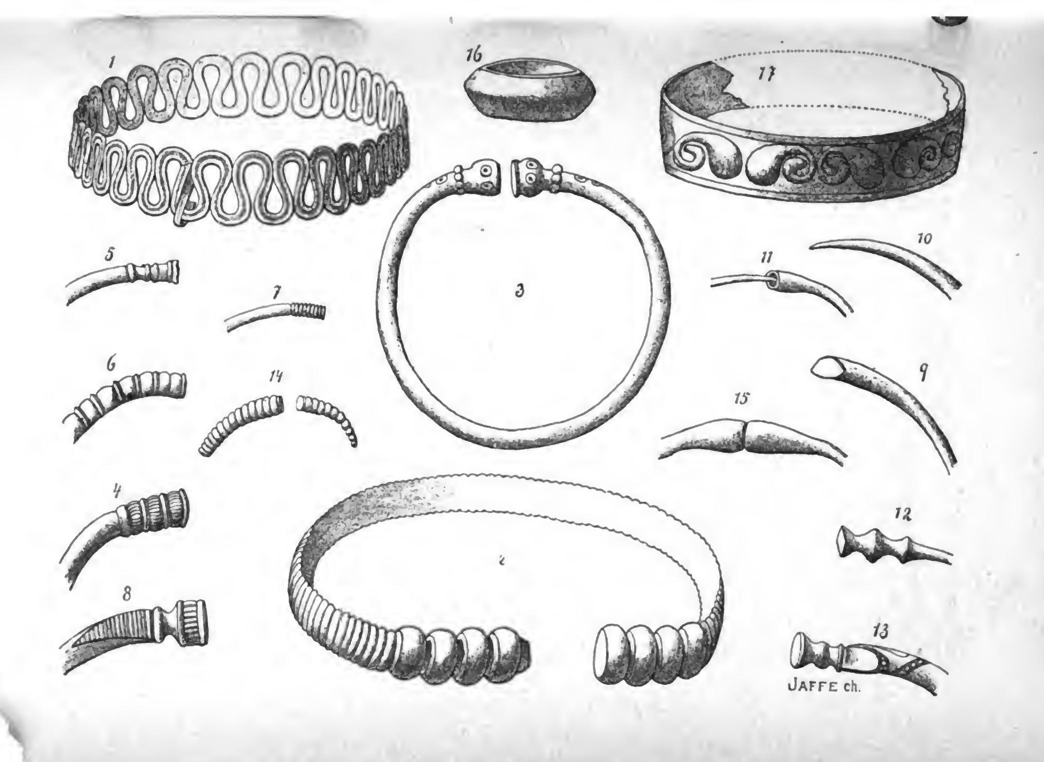


Fig. 129.

Funde von Gegenständen der La Tène-Periode sind in unseren Ländern wohl schon unzählige gemacht worden; allein da sie in weitaus überwiegender Zahl aus Eisen bestehen und sich daher in einem sehr verfallenen Zustande befinden, und selbst in dem Falle, als zu ihrer Anfertigung Bronze oder Silber verwendet wurde, doch an Schönheit der Form und Sorgfalt der Ausführung den Objecten der früheren Periode nachstehen, haben sie bis in die neuere Zeit von den Forschern und Sammlern wenig Beachtung gefunden. Seit man auch diesen, wenn auch unscheinbaren, doch nicht weniger wichtigen Dingen Aufmerksamkeit zuwendet, ist man durch die große Zahl derselben fast überrascht; besonders groß ist der Reichthum Böhmens und Ungarns an denselben. Sie kommen in vielen Fällen als Einzelfunde zu Tage; in den Ansiedlungen, welche seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag dauernd bewohnt werden, finden sie sich begreiflicher Weise nur sehr sparsam, dort jedoch, wo die Ansiedlungen während oder bald nach dem Abschlusse der Periode aus was immer für einer Ursache zu Grunde gegangen sind, treten sie zuweilen in einer erstaunlichen Menge auf. In dieser Beziehung wird vielleicht jede andere Oertlichkeit durch die Ansiedlung auf dem Hradiš t bei Stradonic unweit Beraun übertroffen. Hier fanden sich neben Stein- und Knochengeräthen und neben primitiven Thongefäßen feiner gearbeitete und selbst auf der Drehscheibe gefertigte Gefäße, Schmuckgegenstände aus Eisen,

Fig. III.




1
16
17
5
7
3
11
10
6
14
9
15
4
2
12
8
13
JAFFE ch.

Bronze, Silber, Gold, Glas und Bernstein, Waffen und Werkzeuge aus Eisen, Gold- und Silber-Münzen und unzählige Thierknochen. Außerordentlich zahlreich sind die Perlen aus Glas, die Fibeln, Armbänder, Ringe, Messer, Gabeln, Hacken, Meißel, Beile, Zangen, Schlüssel und andere Werkzeuge aus Eisen, sowie die Nadeln, Pfriemen, Glätt-Instrumente, Spielwürfel und anderes Geräth aus Knochen. Obwohl dazwischen Dinge entschieden römischer Herkunft nicht selten sind, wie besonders figuralische Darstellungen, so deuten doch die alle anderen Gegenstände überbietende Zahl der eisernen Werkzeuge, die halbfertigen Fabrikate, die Gußformen, die Eisen- und Bronze-Schlacken mit Sicherheit darauf hin, daß der Hradišt Jahrhunderte lang von eine zahlreichen industriösen und insbesondere in der Metall-Technik gewandten Bevölkerung bewohnt gewesen ist.

Ein merkwürdiger dieser Zeit angehöriger Fund wurde kürzlich bei dem Abtäufen einer vor mehreren Jahren zum Vorschein gekommenen heißen Quelle bei Brüx in Böhmen gemacht. Hier stieß man in bedeutender Tiefe auf ein Gefäß, welches viele hunderte von Bronze-Fibeln, dann auch Arm- und Fingerringe enthielt. Es handelt sich bei diesem Funde nicht etwa um einen vergrabenen Schatz, sondern um ein Opfer, welches hier an der Gesundheit verheißenden Quelle dargebracht worden war. Solche Opfer sind nicht selten, man fand sie, wenngleich in weitaus geringerem Umfange, auch in den Quellen von Teplitz und Karlsbad und sie beschränken sich nicht auf warme Quellen und auf Schmuck, wie ein Fund in Ungarn zeigt, wo man aus einer gewöhnlichen Quelle ein Bronze-Schwert zu Tag brachte. In ähnlicher Weise haben die Schiffenden auf Flüssen, insbesondere an gefährlichen Stromschnellen geopfert, wofür insbesondere der Strudel und Wirbel in der Donau ein lehrreiches Beispiel bieten, bei deren Correction zahlreiche Gegenstände aus allen Perioden der Menschheitsgeschichte gefunden wurden.

Fig. III bringt die vorzüglichsten Stücke des Brüxer Quellenfundes zur Anschauung u. zw. eine Reihe der charakteristischen Kleiderspangen, dann Arm- und Fingerringe zum Theile in ganzem Umfange, zum Theile nur in ihren das Ornament zeigenden Abschnitten dargestellt.

In die La Tène-Periode mag auch ein Theil der in der Umgebung von Blansko in Mähren constatirten Eisenschmelzstätten gehören; in dieser Gegend wohnten die Gothinen, von denen Tacitus erzählt, daß sie Eisen gruben.

Wenn uns auch in dieser Zeit nicht mehr so formschöne Gegenstände entgegentreten wie früher, so dürfen wir daraus doch nicht auf einen Rückschritt schließen; die scheinbare Vernachlässigung der Form war

durch die Natur des nun allgemein verwendeten, weniger bildsamen Eisens bedingt, in der Ornamentik ist sogar, wie wir gesehen haben, ein Fortschritt zu einer größeren Freiheit geschehen. Ein anderes Zeichen des ununterbrochenen Fortschrittes manifestirt sich in der Erfindung des Emails, die wir einem der nordischen Völker — wahrscheinlich den Galliern (Belgen) — zuschreiben müßen. Die Herstellung wenigstens einer Art desselben, des sogenannten Furchenschmelzes, auf gallischem Boden und durch einheimische gallische Arbeiter, sowie zu einer Zeit lang bevor die Römer das Email kannten, ist durch die Ausgrabung der Werkstätten von Bibrakte (jetzt Mont Beuvray) klar gelegt und nachgewiesen worden.[1]) Auch auf dem Hradišt von Stradonic kommen Proben dieser alten Emailir-Kunst vor, die wir, nach dem was sonst vorliegt, als an Ort und Stelle entstandene Erzeugnisse betrachten dürfen.

Trotz des kriegerischen Charakters der Zeit hat augenscheinlich der Handelsverkehr eine weitere Ausdehnung gewonnen: jetzt zum erstenmal begegnen wir sowohl fremden als einheimischen geprägten Münzen. Durch die Gesellschaft von Münzen der letzten römischen Republik- und der ersten Kaiser-Zeit, in der sich die Fundgegenstände der La Tène-Priode, häufig finden, ist die Zeitstellung dieser Periode gegeben; von archäologischer Wichtigkeit aber für unsere Länder sind die einheimischen Münzen. Sie tragen zum geringeren Theile ein einheimisches und dann meist sehr rohes Gepräge, zum größten Theile sind sie Nachahmungen fremder Münzen u. zw. in den westlichen Ländern der massaliotischen Münzen, bei uns zumeist der makedonischen Philipper. Anfangs mit großer Treue hergestellt, werden die Münzbilder immer schlechter und arten schließlich zu kaum mehr erkennbaren Verzerrungen aus. Einige dieser Münzen zeigen übrigens eine gewisse Selbständigkeit und enthalten die Namen der eigenen Fürsten, wie Evoirix, Jantumarus, Atta, Boio, Bussumarus u. a., ja selbst deren Bildnisse, wie z. B. die Münze des Biates, welche auf der Avers-Seite zwei sehr charakteristisch ausgeführte Köpfe zeigt. Die Mehrzahl der Münzen dürften Silbermünzen sein, doch sind auch die

[1]) In den classischen Schriftstellern findet sich eine einzige Stelle, welche das Email erwähnt, und diese eine Stelle bestätiget die durch die Funde an's Licht getretenen Thatsachen. Sie findet sich bei Philostratus und schreibt die Erfindung des Email den am Ocean wohnenden Barbaren (Belgen) zu. Uebrigens hat weder die lateinische noch die griechische Sprache ein eigenes Wort für Email, dieses selbst ist der deutschen Sprache entlehnt und lautet altfranzösisch esmail, spanisch esmalte, italienisch smalto, woraus sich die Ableitung aus dem Deutschen (gothisch smalti, alt-hochdeutsch smalzi, neuhochdeutsch Schmalz, Schmelz) von selbst ergibt. Bekanntlich erklärt Caesar die meisten Belgen ihrer Abstammung nach als Germanen.

Goldmünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, meist mit rohem Gepräge nicht selten; daneben kommen auch sogenannte Potin-Münzen vor, welche aus einer Mischung von Zinn, Blei und Kupfer bestehen.



Fig. 130—137.

Fig. 130 bis 137 einige in Voralberg und Salzburg gefundene Exemplare von dergleichen silbernen Münzen.

Sehr zahlreich werden solche, sogenannte barbarische Münzen in Ungarn, Siebenbürgen und in den Alpenländern gefunden, doch übertrifft auch hierin wieder die Gegend des Hradišt von Stradonic alle übrigen Fundorte, indem in dessen Nähe, zu Podmokl, im Jahre 1771 Goldmünzen im Werthe von 12.000 Ducaten und in den letzten Jahren auf dem Hradišt selbst 200 Stück an einer Stelle beisammen, und vorher und darnach viele einzelne gefunden wurden. Auch Silber- und Potin-Münzen kamen hier zum Vorschein. Dieser Reichthum an Goldmünzen bezeugt ebenso sehr den Wohlstand als die große Betriebsamkeit der Gegend.

Trotz dieses anscheinenden Ueberflußes an geprägtem Gelde dauert der Gebrauch des Ringgeldes noch fort, wofür uns eben auch wieder die Ansiedelung auf dem Hradišt Belege geliefert hat; ja die alte Sitte, die zur Vermittlung des Verkehres dienenden Geldringe nach Bedarf zu zertheilen überträgt sich sofort auch auf die neuen Geldstücke, die häufig getheilt werden, ja sogar schon in der Prägstätte einen mittels eines Meißels beigebrachten Einschnitt erhalten, um sie gelegentlich leichter zerbrechen zu können. [1]) Selbstverständlich konnte solches Geld nicht zu gezählt, sondern es mußte zugewogen werden. Auch für diese als nothwendig vorauszusetzende Thatsache fanden sich in den unerschöpflichen Fundgruben vom Hradišt die Belege in der Gestalt zierlicher bronzeuer Waagen (Waagebalken und Schalen), die keinen anderen Zweck gehabt haben konnten, als die

[1]) Diese Sitte erhielt sich, wie so manche andere, mit einer außerordentlichen Zähigkeit; noch um's Jahr 1000 werden die während des lebhaften arabischen Verkehres in die skandinavischen Länder gelangten arabischen Münzen, sowie allerhand Silberschmuck in Stücke zerschlagen und diese als Geld verwendet.

Bruchstücke der Münzen und des Ringgeldes wie nicht minder die ganzen Münzen selbst, die von ziemlich ungleichem Schrott waren, zu wägen.

Die La Tène-Periode findet in dem südlich der Donau gelegenen Theile der Monarchie in der Zeit ein Ende, als sich die römischen Eroberer mehr, wie es scheint, durch diplomatische Kunst, als durch ruhmvolle Kriegsthaten des Landes bemächtigt hatten. Gewiß ist auch diesmal der Abschluß kein urplötzlicher und es wird sehr lang gedauert haben, bis der römische Einfluß sich in allen Adern des Cultur-Lebens geltend gemacht hat. In manchen Beziehungen, wie in Sprache Sitte Religion, ist er sicherlich, wenigstens in den dem Verkehre entlegeneren Landstrichen, nie von Bedeutung gewesen; auf den anderen Gebieten, insbesondere jenen der gewerblichen Thätigkeit, wird es mitunter lang gewährt haben, bis er im Stande war, einheimische Kunst und einheimische Formtypen zu verdrängen. So haben die norischen Eisengewerke ohne Zweifel noch lange Zeit in ihrer Weise fortgearbeitet und bei der geringen Kenntnis, die wir von dem echt römischen Kleingewerbe haben, ist es zur Zeit überhaupt noch fraglich, ob nicht z. B. die vielen und mannigfaltigen auf dem Zollfelde in Kärnten ausgegrabenen Eisengeräthe nicht blos, wie selbstverständlich in Noricum überhaupt, sondern auch zum großen Theile nach einheimischen Typen erzeugt sind. Etwaige lateinische Namen, die uns aufstoßen, wie z. B. das „Collegium fabrorum" in St. Pölten dürfen uns hierbei nicht täuschen.

Immerhin ist die Einwirkung der überlegenen Cultur der Römer auch in diesen Richtungen während der Jahrhunderte ihrer Anwesenheit eine umfassende und nachhaltige geworden. Unter ihrer Herrschaft gelangte beispielsweise die Töpferscheibe zur Aufnahme, und es ist interessant zu beobachten, wie man anfänglich bestrebt ist, nicht nur die römischen Gefäßformen, sondern auch das Charakteristische, das die Töpferscheibe den Gefäßen verleiht, mit freier Hand nachzuahmen.

Wanderungen der Stämme, Kaufleute, Kriegsgefangene und Sclaven vermitteln den Einfluß römischer Cultur endlich auch im Norden der Donau. Bei unserer schon erwähnten geringen Kenntnis der Erzeugnisse des specifisch römischen Kleingewerbes, bei dem Aufblühen sehr bedeutender, von der römischen nicht unwesentlich differenter Provincial-Industrien ist es nicht leicht, die Zeit und die Art des vollständigen Verschmelzens des Nationalen mit dem Fremden zu constatiren. Mit diesem Verschmelzen aber hat die eigentliche prähistorische Zeit ein Ende.

Wien im November 1882.

Verzeichnis der Illustrationen.

(Die Clichés zu den Illustrationen dieser Abhandlung befinden sich im Besitze der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, welche dieselben bereitwilligst zur Verfügung stellte und wofür der Verfasser seinen tiefsten Dank auszusprechen sich verpflichtet fühlt.)

Die confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.

Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung des im Jahrgang 1882 begonnenen Aufsatzes.)

VIII.

Habt acht, habt acht! Die Liguorianer sind wieder da!

Der 25. April brachte die octroyirte Charte. Bezüglich der confessionalen Frage war darin folgendes zu lesen:

§. 17. Allen Staatsbürgern ist die volle Glaubens- und Gewissens- sowie die persönliche Freiheit gewährleistet.

§. 27. Die Beseitigung der in einigen Theilen der Monarchie noch gesetzlich bestehenden Verschiedenheiten der bürgerlichen und politischen Rechte einzelner Religions-Confessionen, sowie die Aufhebung der der Erwerbung aller Arten von Grundbesitz noch entgegenstehenden Beschränkungen werden den Gegenstand dem ersten Reichstage vorzulegender Gesetzes-Vorschläge bilden.

Die Charte vom 25. April war die kaiserliche Erfüllung der kaiserlichen Zusage vom 15. März. Ihre Grundsätze fußten auf den thatsächlich und rechtlich bestehenden Verhältnissen, trugen innerhalb dieser Schranken volle Rechnung den Forderungen des Zeitgeistes und bargen überdies den Keim freiheitlicher Entfaltung und Weiterentwicklung in sich. Der freigewordene österreichische Staatsbürger hatte erreicht was er sich ersehnt hatte und was er billigerweise erwarten konnte.

Allen Gläubigen der Wiener Erz-Diöcese Heil und Segen! Aus Meinem Palais in Wien am 27. April 1848. Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof; 2 Bl. fol. Erläuterung der Constitutions-Urkunde vom 25. im Geiste der katholischen Religion und Kirche. „Treue und

feste Anhänglichkeit an Se. k. k. Majestät, Sinn für Ruhe und Ordnung, Achtung und Gehorsam gegen die Obrigkeit sind heilige Pflichten die unsere heilige Religion uns lehrt".

In der ganzen Verfassung war kein Paragraph zu finden der eine Ausnahme von diesen allgemeinen Bestimmungen, namentlich der ersteren, statuirt, der den Anhängern gewisser Confessionen, z. B. der katholischen Kirche, die Glaubens- und Gewissensfreiheit eingeschränkt, oder gewissen Mitgliedern dieser Confession, z. B. den Brüdern und Schwestern vom heiligen Erlöser, sogar den Genuß der allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte, die persönliche Freiheit, die Sicherheit und den Schutz ihres Eigenthums verweigert hätte. Wie ließ sich also vom Standpunkte der Verfassung das fortgesetzt rechtswidrige Benehmen erklären das gegen die verjagten und vertriebenen, des Ihrigen beraubten und entblößten Männer und Frauen der genannten Congregation eingehalten wurde? Oder hatte der „Freimüthige" Recht wenn er es in Zweifel zog ob Mönche Staatsbürger seien, da sie ihren Obern unbedingten Gehorsam schulden, somit der Freiheit ihres Willens sich begeben, eine Beschränkung die mit der Eigenschaft eines Staatsbürgers unvereinbar sei?!

Es war Lüge daß die Redemptoristen Schätze besaßen, es war Thatsache daß nirgends Schätze bei ihnen getroffen wurden. Was sich vorgefunden, theils in den Gebäuden, theils bei gutherzigen Personen deren Schutz die Verfolgten angerufen, theils an ihrem Leibe, waren außer ihren Kleidungsstücken und ihrer Leibwäsche geringe Baarschaften, dann Kirchengut und kirchliche Gegenstände. Unter letztern befanden sich allerdings manche Kostbarkeiten, Gefäße von Gold und Silber, mit Perlen und Edelsteinen verziert; aber das waren doch gewiß keine Gegenstände ihrer Habsucht und Geldgier. Durfte man katholischen Geistlichen ein Verbrechen daraus machen daß sie ihren Gottesdienst, die Räume in denen derselbe gehalten wurde, schmuck und schön, ja prachtvoll auszustatten suchten, wie dies in der That mit der Kirche Maria am Gestade unter dem Walten der Redemptoristen geschehen war?!

Die ehrwürdigen Brüder vom heiligen Erlöser besaßen keine Schätze, wohl aber hatten sie Eigenthum. Sie unterhielten sich, ihr Wohngebäude und ihr Gotteshaus aus Mitteln die entweder die Einzelnen bei ihrem Eintritt mitgebracht oder fromme Wohlthäter der Gesammtheit gewidmet hatten. Die Laienbrüder die blos einfache Gelübde ablegten und in den weltlichen Stand zurücktreten konnten, hatten bei ihrer Einkleidung ihre

gesammte Baarschaft sowie ihre weltlichen Gewänder dem Obern auszufolgen, der es ihnen, wenn sie wieder austraten, nach Thunlichkeit zurückerstattete. Aenlich verhielt es sich mit den Redemptoristinen am Rennweg, zwischen Krems und Stein u. a. die einen Frauenverein bildeten, nicht eine klösterliche Gemeinde. Sie legten nur einfache Gelübde ab, brachten Vermögen mit und konnten es beim Austritt zurücknehmen. Ihre Wohn- und Wirthschafts-Gebäude sammt den Kirchen waren aus dem Privat-Vermögen der Mitglieder dieses frommen Vereines oder von Wohlthätern desselben erbaut worden; es war nicht ein Stein in den Mauern, nicht ein Ziegel auf dem Dache der nicht aus diesen Mitteln bezahlt war. Wer durfte an derlei Gut Hand anlegen? Wenn man nicht die Hauptstücke vom Diebstahl und vom Raub aus dem Criminal-Codex streichen wollte, so besaß niemand das Recht solches Vermögen mit Beschlag zu belegen oder für andere Zwecke zu verwenden. Nach der über die Constituirung der Congregation erflossenen kaiserlichen Entschließung vom 11. November 1830 durften nur solche Vermögenstheile, die derselben „stiftungsmäßig" zufallen würden, eintretenden Falles vom Religions-Fonde einbezogen werden.

Daß bei der Vertreibung der Brüder und Schwestern von Alfonso von Liguori nicht nach den auseinandergesetzten Grundsätzen vorgegangen wurde, wird sich der geneigte Leser aus der Schilderung der Ereignisse vom 6. und 7. April erinnern. Man hat ihnen Kleidungsstücke und Wäsche, Baarschaft und Obligationen, die theils ihr Eigenthum theils ihnen anvertrautes Gut, darunter Ersparnisse von kleinen Leuten, Dienstboten waren, einfach weggenommen und, was nicht andere Wege wandelte, in amtliche Verwahrung übergeben [1]), während man die

[1]) Bei dem Eggenburger Bubenstück haben die Ausführer desselben, wie einer von ihnen ungescheut drucken lassen (s. vor. Jahrg. S. 100**), zuerst an sich selbst gedacht und einen Theil der vorgefundenen geringen Baarschaft als Zehrungskosten eingesteckt. Was von ihnen an das Ministerium abgeliefert und von diesem dem n.-ö. Prov.-Zahlamte zur Aufbewahrung übergeben wurde, specificirte eine amtliche Consignation wie folgt: Obligationen, theils Privat-Eigenthum des Superiors die er in seiner Verwahrung hatte und ihm von den Studenten gewaltsam entrissen wurden; theils Stiftungs-Obligationen die, weil die Redemptoristen-Kirche zu Eggenburg Privat-Eigenthum war, im Namen der betreffenden Stiftungen auf die städtische Pfarrkirche vinculirt wurden; wenige silberne Löffel die an die ehemaligen Conventualen vertheilt wurden; eine Monstranze die über Reclamation der Widmer an die Redemptoristen-Kirche ausgefolgt wurde. — In einem Wiener Blatt war zu lesen daß ein aus Imst gebürtiger Liguorianer beim tyroler Gubernium bittlich geworden sei in seinem

zu Besitz und Genuß dieser Werthgegenstände Berechtigten, aller Mittel zur Fristung ihres Lebens beraubt und entblößt, in die Fremde stieß, ja von Haus zu Haus, von Hof zu Hof verfolgte, so daß die Armen keinen Ort fanden ihr Haupt ruhig niederzulegen.

Da waren es vier Wiener Bürger und Hausbesitzer, der uns schon bekannte Fleischhacker Peter Parth (s. Jahrg. 1883 S. 84 f.), dann Kaspar Navratil, Joseph Flaschhart und Franz Haubner, die sich in einer an den Minister des Innern gerichteten Eingabe um die Verfolgten annahmen, „um Schutz und Sicherheit für dieselben und Herausgabe ihres Vermögens" baten, „indem wir es für die größte Ungerechtigkeit halten müßten wenn man ihnen dieses vorenthalten sollte"; ein solches Betragen gegen katholische Priester, erklärten sie mit gerechter Entrüstung, sei „in den Annalen unserer Geschichte unerhört, für unsern Kaiserstaat entehrend, jedes christliche Herz empörend"; es sei zugleich „ein Angriff auf unsere geheiligte Religion selbst" und eine „Verletzung der von Sr. Majestät dem Kaiser verliehenen Constitution", da die ehrwürdigen Brüder und Schwestern „als geborne Landeskinder [1]) gleich jedem andern Staatsbürger Anspruch auf Sicherheit der Person und des Eigenthums" hätten. Auch der Consultor der Wiener Congregation P. Martin Stark wendete sich bittlich an die Behörde, berief sich auf die Verfolgungen seitens der Nationalgarde, von der sie in den Privat-Häusern aufgesucht, auf der Gasse angehalten und Verbrechern gleich aus der Stadt weggeschafft würden, „da wir doch ein so hartes Verfahren auf keinerlei Weise verdient haben", und stellte die beiden bescheidenen Bitten: „daß

1) wenigstens den Personen Sicherheit gewährt und die Nationalgarde von allen weiteren Nachforschungen und Verfolgungen abgehalten werde;
2) jeder einstweilen wenigstens seine Leibwäsche, Kleidungsstücke, sein Brevier und dergleichen unentbehrliche Gegenstände erhalte."

Geburtsorte eine Tabak-Trafik eröffnen zu dürfen, wozu die überaus witzige Bemerkung gemacht wurde: „Wenn er die Priesen an den Mann zu bringen gedenkt die sein Orden in neuester Zeit erhalten hat, wird er großen Zuspruch nöthig haben." Unter den Wiener Profeß-Brüdern findet sich im „Personal Stand der erzb. Wiener Diöcese" von 1848 kein Imster, sondern nur unter den Laienbrüdern ein Ferdinand Angerer, Buchbinder, geb. zu Schlanders in Tyrol.

[1]) Letzteres war buchstäblich nicht bei allen der Fall. Der Obervorsteher P. Jos. Passerat war zu Joinville in Frankreich, der Consultor P. Martin Stark zu Lottstätten im Badischen geboren.

Auch der Fürst-Erzbischof von Wien, der bisher kein fürsprechendes Wort für den Pfarrer Wiesinger und andere Leidensgenossen desselben eingelegt hatte und bezüglich der Liguorianer die Ausrede gebraucht haben soll daß ihm über das Schicksal der Redemptoristen „keine amtliche Anzeige“ zugekommen sei [1]), fand sich endlich veranlaßt in einer vom 18. April datirten, an den Freiherrn von Pillersdorff gerichteten Note seines Oberhirtenamtes zu walten, „weil die vertriebenen Priester und Klosterfrauen nicht nur keinen Unterhalt haben, sondern nicht einmal eine Ruhestätte finden können, und es doch unmöglich der Wille der constitutionellen Regierung sein kann diese armen Personen die nichts verbrochen haben dem Hunger und Elend preiszugeben“. Mehrere der Klosterfrauen, „die bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise gewiß niemand beleidigt haben“, hätten seine, des Erzbischofs, Hilfe angerufen; sie hätten ihr Privat-Vermögen in die Congregation gebracht dessen Erfolglassung ihnen doch nicht verweigert werden könne. Die meisten Priester gehörten fremden Diöcesen an und könnten ohne das erforderliche Reisegeld, Kostenersatz für anständige Bekleidung und ordentliche Pässe nicht dahin zurückkehren; die andern werde er, falls sie dazu tauglich befunden würden, in der Landseelsorge anstellen.

Der Minister des Innern hatte, ohne diese mehrseitigen Anregungen abzuwarten, gleich am 7. Z. 526 M. J. den Regierungs-Präsidenten Johann T a l a c k o Freiherrn v. J e š t ě t i c aufgefordert, Vorschläge wegen Behandlung der vertriebenen Geistlichen zu stellen und war dieser dem Auftrage am 11. nachgekommen. Dieselben gingen der Hauptsache nach dahin: Für die Priester, insofern sie österreichische Staatsbürger wären,

---

[1]) Hist. polit. Bl. 1848 II S. 223 f., wo zwischen der Behandlung der Liguorianer und jener der Juden ein ähnlicher Vergleich gezogen wird, wie es von meiner Seite Jahrg. 1883 S. 179 geschehen ist. Habe aber, so fragen die Hist. pol. Bl., der Fürst Erzbischof von Prag, der sich in seinem Oster Montags Erlaß gegen die Verfolgung der Juden ausgesprochen, erst eine amtliche Anzeige abgewartet, „oder verdienen Juden von Kirchenhäuptern eine größere Berücksichtigung als mishandelte Priester?“ . . Nach B r u n n e r Woher? Wohin II S. 207 hätte Milde von der Vertreibung der Redemptoristen in der That nichts gewußt, „dem man also diese Begebenheit zu verschweigen für gut befunden haben möchte“, sondern selbe erst am 18. aus dem Munde der Deputirten des Wiener Curat Clerus (vor. Jahrg. S. 139) erfahren, von welchem Tage auch seine im Text erwähnte Note an Pillersdorff datirt. Aber, alle Achtung vor dem gelehrten Verfasser von „Woher? Wohin?“, ist es wohl glaublich, daß Milde erst am 18. erfahren haben sollte, was vom 6. zum 8. in der Passauer Gasse, am Rennweg und in Eggenburg vorgefallen?!

in gesetzlichem Wege Vorsorge zu treffen, den vermögenslosen den Tischtitel von 200 fl. aus dem Religionsfonde zu ertheilen, die Nieder-Oesterreich nicht angehörigen ihrer Gebiets-Diöcese zuzuweisen, „wenn dieselben nicht vielleicht vorziehen sollten als Missionäre nach America auszuwandern, in welchem Falle ihnen von Seite der Staatsverwaltung alle mögliche Unterstützung zu leisten sein dürfte". Den Laienbrüdern, die von ihrem Ordinarius die Dispens von den abgelegten einfachen Gelübden erwirkten, wären die bei ihrem Eintritte in das Ordenshaus mitgebrachten Gelder und Effecten zurückzustellen, überdies, falls sie im Dienste des Klosters alt und krank geworden, aus dem Vermögen der Congregation eine Unterstützung auszuwerfen; „denn es kann unmöglich im Geiste der Staatsverwaltung liegen den Religions-Fond auf Kosten Anderer, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge auf dieses Vermögen bis zu ihrem Lebensende einen rechtlichen Anspruch gehabt hätten, zu bereichern". Dabei wäre aber sowohl Priestern als Laienbrüdern „ausdrücklich zu verbieten irgendwo in Nieder-Oesterreich in Gemeinschaft zu leben".

Aus Anlaß dieser verschiedenseitigen Anregungen wurde endlich einmal mehr als blos gesprochen, es wurde gehandelt. Zuvörderst erging an den Wiener Magistrat der Auftrag die den einzelnen Mitgliedern der Congregation abgenommenen Kleidungsstücke, insbesondere die Wäsche auszufolgen. Dem N. G. Ober-Commando wurde vom Regierungs-Präsidenten bedeutet (16. April Z. 948), „daß die Redemptoristen als österreichische Staatsbürger den vollen Anspruch auf Sicherheit der Person und des Eigenthums haben", daher der Nationalgarde das Aufsuchen und Verfolgen derselben zu untersagen wäre. Drei Priestern vom heiligen Erlöser wurde von der n. ö. Regierung der Tischtitel aus dem Religions-Fonde, gegen seinerzeitige Erstattung aus dem Vermögen ihrer Congregation, zwei anderen wurden aus derselben Quelle zeitweilige Unterstützungen angewiesen, und sollte dies gegen alle die darum ansuchen würden beobachtet werden. Gleichzeitig wurde die Aufnahme einer genauen Inventur über das Vermögen der Redemptoristen und Redemptoristinen angeordnet und die Frage über die künftige Verwendung des Gebäudes in der Passauer-Gasse, das der Congregation vom Religions-Fonde blos zum Gebrauche überlassen war, in Erwägung gezogen [1]). Die Beantwortung dieser Frage

[1]) In der zweiten Hälfte April verlautete, der Minister des Innern habe das Liguorianer Kloster den Studenten als Lese- und Sprechhalle eingeräumt, worüber die Frankl'sche Ab. Ztg. vom 24. Nr. 25 ein munteres „Vivat!" anstimmte; denn

setzte, wie der n. ö. Regierungsrath Propst Reichel in seinem Referate vom 23. ganz richtig hervorhob, voraus daß sich die Staatsverwaltung vor allem für oder gegen den Fortbestand dieser Congregationen ausspreche.

* * *

Nicht blos gegen die Liguorianer, sondern gegen die Geistlichen hoch und nieder überhaupt, wurde das Geschrei erhoben daß sie dem Umschwung feind seien; daß sie gegen die neue Ordnung der Dinge schürten und hetzten; daß sie die Constitution und die modernen Ideen als ein Teufelswerk verdammten.

Das war im allgemeinen ganz unrichtig. Die Mehrzahl der Geistlichen, und ganz besonders jene die nach einer bessern Gestaltung der kirchlichen Zustände strebten, begrüßte mit unverhohlener Freude den Einsturz des alten Systems in dessen mistrauischen Schranken ja nicht blos der Staat, die Gesellschaft und die Wissenschaft, sondern auch die Kirche eingeengt, in ihrer freien Entwicklung gehemmt waren. Von den kirchlichen Oberhirten waren viele, wie schon früher erwähnt wurde, aus einer gewissen abwartenden Stellung bis zur Stunde nicht herausgetreten; aber gegen die Errungenschaften der März-Tage hatte sich keiner, wohl aber mehr als einer vor seinem Clerus und allem Volke laut und offen für dieselben ausgesprochen. Letzteres war namentlich einem Bischofe nachzurühmen, der als einer der verstocktesten Finsterlinge und Rückschrittsmänner verschrien war, der aber gerade im jetzigen Augenblicke den Beweis lieferte daß er der Freiheit und dem Fortschritte durchaus nicht feindlich entgegenzutreten gewillt, daß er vielmehr dieselben von seinem Standpunkte zu fördern freudig bereit sei. In einem Hirtenbriefe, den der Fürst-Bischof Roman Sebastian von Seckau am 17. April an seinen Clerus richtete, forderte er diesen auf: sich als „Freunde der Wohlfahrt unseres Vaterlandes, Freunde der von unserem Kaiser uns ver-

„wenn es wahr ist daß die Wände Ohren haben, so dürften sie jetzt ganz andere Worte und Gedanken zu hören bekommen als ehemals. Vielleicht stürzen sie ein, wie die Mauern Jericho's, vor den Posaunen-Tönen der Zeit." . . Aus Anlaß der Anm. *) S. 93 im vor. Jahrg. muß ich hier nachtragen daß Frankl, wie mich derselbe ausdrücklich versicherte, jener „bekannte Schriftsteller", der am 7. April Nachm. den Zug Studenten in die Passauer Gasse anführte, nicht war. Sollte es etwa J. N. Berger gewesen sein, der allerdings bei einer ähnlichen Gelegenheit (a. a. O. S. 97) genannt wird?

liehenen Constitution, Freunde aller Stände und Mitglieder unseres Landes die für den Fortschritt im guten eifern" sich zu erweisen, und „zu diesem schönen und edlen Zwecke" ihr Schärflein dadurch beizutragen daß sie „das Volk über manche dunkle Fragen der Gegenwart aufklären, irrige Vorstellungen berichtigen, zur Ruhe und Mäßigung, zum Vertrauen mahnen, zur Unterstützung der Armen hilfreiche Hand bieten und die Lasten des Staates durch freiwillige Opfer erleichtern".

Genau zehn Tage nach diesem Hirtenbrief starb der fromme Oberhirt in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre an der Lungenlähmung, † 27. April 1848, und Stimmen wurden sogleich laut, zu seinem Nachfolger einen Mann zu ernennen der im Geiste der Zeit zu wirken verstehe, welche Eigenschaft man im Publicum gerade bei solchen Geistlichen voraussetzte die bei der römischen Curie als österreichische „Schreiber" im übelsten Geruche standen, weil sie mehr Kanzleimänner als Seelenhirten zu werden versprachen. Indessen hatte in diesen aufgeregten Zeiten die Regierung kaum die Muße an die Vornahme einer solchen Besetzung zu denken, und der fürstbischöfliche Stuhl für die Diöcesen Seckau und Leoben blieb fürs erste erledigt.

Liebe Mitbürger! Von Maurus Schinnagl Priester des Ben.-Stiftes zu den Schotten. 1 Bl. Quer-Fol. Ferd. Zahn, Zeughausgasse Nr. 179. „Das wahre Christenthum darf die Pfeile der freien Presse nicht fürchten; denn das Christenthum das wir verkünden ist kein Aberglaube, ist keine Thorheit, ist nur Wahrheit und Trost für Verstand und Herz. Darum Dank den Bürgern Garden und Studenten die uns die Freiheit verschafft haben!"

Stimmen aus dem Clerus an Wiens Bevölkerung. Von demselben. 1 Bl. 4to, Ghelen'sche Erben. „Warum sollten wir Geistlichen eure Freude, liebe Mitbürger, über die uns verliehene Constitution nicht herzlich und brüderlich theilen? . . . Darum habet Vertrauen zu uns, schenket den Feinden der Religion und deren Schmähschriften keinen Glauben! . . Haben manche Geistliche auf dem Lande, durch falsche Gerüchte irregeleitet, an der Loyalität eurer Gesinnungen gezweifelt, so theilen sie diese Schuld mit vielen andern Leuten die, durch dieselben Gerüchte beunruhigt und verwirrt, das nämliche dachten und sprachen". . .

Roman Sebastian Zängerle's letztes Hirtenschreiben an den Clerus der Seckauer und Leobener Diöcese. Intell.-Bl. z. Grätzer Ztg. Nr. 88 vom 3. Juni. „Fern sei es von uns die begonnene Umänderung der Staatsverfassung, ungeachtet der heftigen Bewegung die hierbei fast unvermeidlich ist, mit Vorurtheil oder allzu unruhigem Gemüthe aufzunehmen. Mag immer unser Lebensschifflein im allgemeinen Sturme gewaltig erschüttert, ja mit dem Untergange bedroht

werden, unser Herz werde nicht verwirrt und zage nicht; der Herr ist mit uns wenn wir mit Ihm sind. Er wird zur rechten Zeit den Winden und den Wellen gebieten und es wird die ersehnte Stille eintreten". Er charakterisirt dann die falschen Begriffe von Freiheit 1. jener die darunter „nichts als völlige Ungebundenheit und Zügellosigkeit verstehen, in der sie so ungestört ihren wilden Leidenschaften fröhnen, alles ungestraft thun und reden können was sie gelüstet"; 2. solcher die unter dem Vorwande der Freiheit alle Ehrfurcht vor den von Gott gesetzten Obrigkeiten, geistlichen und weltlichen, beiseite setzen, allen Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze aufkündigen; 3. solcher endlich „die in unbegreiflicher Verblendung von allen Lasten, von allen Steuern und Abgaben frei zu sein verlangen und von der neuen Ordnung der Dinge gleichsam einen Himmel auf der Erde hoffen, wo gar keine Leiden sie mehr drücken, keine Arbeit sie ermüden, keine Ueberwindung und Anstrengung sie belästigen wird". .. Er fordert seine Geistlichkeit auf, das Volk über solche Irrthümer aufzuklären, zu belehren, „nicht mit harten Worten und strafender Rede, sondern im Geiste der Sanftmuth und wohlwollender Belehrung ... Ihr vor allen, geliebte Söhne und Mitarbeiter in Christo, stehet fest in der Wahrheit und reichet Eurem greisen Oberhirten die hilfreiche Hand, indem Ihr nach dem Worte eines heiligen Kirchenvaters (Brief des h. Ignatius von Antiochia an die Epheser) in vollkommenem Einklange mit Eurem Bischofe zusammenwirket gleich den melodischen Saiten einer wohlgestimmten Zither". ..

Offenes Schreiben aus Steiermark an Se. Eminenz den Erzbischof von Salzburg, Cardinal Friedrich von Schwarzenberg. „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme". Grätz den 4. Mai 1848; 1. Bl. fol. Bitte um einen neuen Oberhirten in der Person des k. k. Gubernial-Rathes Propst Johann Krauß; er sei „ein echter Deutscher, ein edler Priester, ein wahrer Gelehrter, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein liebevoller Freund" und kenne Steiermark seit seinen Studien-Jahren.

Aber die Hetze gegen die Geistlichkeit hörte dessenungeachtet nicht auf. Namentlich in Wien war vielleicht kein Stadtpfarrer, der nicht in dieser oder jener Weise von der Straßen-Literatur angegriffen oder durch eine Katzenmusik aus seiner nächtlichen Ruhe aufgestört wurde. Es waren die übertriebensten, oft völlig aus der Luft gegriffenen Klatschereien von Ueberhaltungen armer Personen bei kirchlichen Handlungen, von Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, von verfassungsfeindlichen Aeußerungen, durch eine gedankenlose oder böswillige Presse hundertfältig weitergetragen, von einer ebenso leichtgläubigen als leicht reizbaren Menge als buchstäblich wahr hingenommen, von den Förderern des Umsturzes als Mittel zur Aufreizung mit Eifer benützt. Ja kam es nicht vor daß mit satanischem Raffinement Thatsachen geradezu erfunden wurden, um scheinbare Anhaltspunkte gegen jene zu haben die man verderben wollte?! Eines Abends kamen

drei Weibspersonen, deren Zustand sie für die Aufnahme in das Gebärhaus reif machte, zu einer Wäscherin und baten sie bei Gott und allen Heiligen um hilfreiches Erbarmen: „sie seien Liguorianerinen die nirgends Unterkunft finden könnten“. Die Wäscherin entschuldigte sich mit Mangel an Raum in ihrer Wohnung, glaubte aber steif und fest an die drei schwangern Liguorianerinen und verbreitete nach allen Seiten was sie „mit eigenen Augen gesehen“ [1]. Die stets wiederkehrende Behauptung, die neue Presse heile die Wunden die sie geschlagen, mußte sich nun schmählich Lügen strafen lassen, da die gründlichsten Widerlegungen, im redlichsten Tone gehalten, nicht blos das frühere Unrecht gut machten sondern neues hervorriefen. Als es Ebersberg für eine Ehrenpflicht hielt, für den so arg geschmähten und verleumdeten Fürst-Erzbischof in die Schranken zu treten (Zuschauer Nr. 58 v. 12. April), mußte er sich von der Allgem. Ztg. höhnen lassen, daß er als „fürst-erzbischöflicher Rath“ seinem Gönner einen „Lobpsalm“ dargebracht habe.

Noch ärger erging es dem wackeren Parth der sich um die so schändlich verleumdeten und noch schändlicher behandelten Redemptoristen angenommen und dem dafür vor seinem Hause in der Leopoldstadt eine solenne Katzenmusik gebracht wurde. Damit nicht zufrieden unternahmen die Bewaffneten Tags darauf eine förmliche Hausdurchsuchung. Ein Trupp von etwa 40 Nationalgardisten, von einem noch zahlreicheren Pöbelhaufen begleitet, drang unter dem Vorwande, Parth halte Liguorianer verborgen, in seine Wohnung, durchstöberte alle Winkel, ließ sich alle Kasten aufsperren, spähte nach allen möglichen Verstecken, durchstach mit dem Säbel Vorhänge ob nicht etwa dahinter einer mit der Glatze verborgen sei, wobei es nicht an allerhand unzarten Witzeleien gegen Parth's Frau und Kinder fehlte, so daß es seiner ganzen Besonnenheit bedurfte um gegen den rohen Pack nicht loszufahren. Zuletzt mußte er seine zwölf Fleischerknechte Musterung passiren lassen, ob nicht etwa eine Verkleidung unterlaufen sei. Als die kernhaften Burschen mit ihren blanken Messern herantraten sagte der Meister: „Ich mit meinen zwölfen hier wäre stark genug mit euch vierzig fertig zu werden; aber ich wandle nicht eure Wege“. Da sich trotz allem Nachsuchen nichts gefunden hatte hieß es: das Haus müße bewacht werden damit sich kein Liguorianer einschleiche. Auch das wollte

[1] Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinen in Wien. Wr. Kath. Blätter 1848 II S. 315 f.

sich der Hausherr gefallen lassen; nur verlangte er daß die Bewachung im Innern des Hauses und bei verschlossenem Thore geschehe, weil er sonst des Zudrangs von der Straße nicht los würde. Allein dazu wollte sich, obwohl Parth versicherte der Wächter werde unter seinem Dache so sicher sein wie bei sich zu Hause, keiner hergeben; jeder hatte eine andere Ausrede, und so zogen sie endlich ab ohne eine Wache zurückzulassen, aber in Begleitung eines silbernen Christusbildes das nach ihrem Auszug vergebens gesucht wurde [1]).

Vielleicht der einzige von der Wiener Seelsorge-Geistlichkeit, dem eine kräftige Verwahrung gegen die über ihn ausgestreuten Gerüchte nicht zu größerem Nachtheile gereichte, war Urban Loritz, Benedictiner zu den Schotten, damals Cooperator am Schottenfeld. Im Gegentheil er wurde, da er sich in die Umstände zu schicken wußte, eine Cocarde auf seinen Hut oder an seinen Rock heftete, mit der Nationalgarde Uebungsmärsche mitmachte u. dgl., mit der Zeit einer der populärsten Männer des zu jener Zeit viel beneideten „Brillanten-Grundes".

Friedrich Steiner Geheimnisse von Wien. Motto: Warum soll Wien nicht auch Geheimnisse haben? Von einem ehemaligen Spitzel. 2 Bl. 8vo Lell.

Friedrich Steiner Chronik scandaleuse der Geistlichen. 2 Bl. 8vo, Eigenthum und Verlag Gumpendorf Gärtnergasse 545 2. Stock. . . Gleich dem vorigen boshafte Albernheiten und alberne Bosheiten.

Der katholische Geistliche in dem Wiener Gebärhause und die Predigten in den gesperrten Zimmern des Spitals. Von Augustus. 1 Bl. fol. M. Lell. Ekle Tiraden über angebliche Stola-Erpressungen bei Begräbnis- und Tauf-Functionen, letzteres vorzüglich im Gebärhaus, wo „den Gevattersleuten, die meistens auch nichts anderes als Dienstleute und Taglöhner sind, die Taufe auf viele Gulden zu stehen kommt". Die s. g. gesperrten Zimmer des Hauses „sind die Höhlen des demoralisirten Elends" und „unter diese Creaturen tritt wochentlich ein beschränkter Priester und zwingt sie eine stundenlange Predigt anzuhören, worin er sie mit einer Fluth von Schimpfnamen und Vorwürfen überschüttet. Mit Spott und Gelächter werden meistens seine Reden empfangen. Der Geistliche fährt fort, adnotirt sich die Namen der Spectakelmacherinen und dictirt ihnen ihre Strafe".

Erste Gimpel-Versammlung in Wien oder Krieg aller Spatzen.

Motto: Die Dummheit ist das Aushängsschild des Glücks,
drum schwören wir zu ihrer Fahne.

2 Bl. 4to mit theilweise gemahlter Titel-Vignette. Zu haben bei dem Herausgeber. Neue Wieden Heumühlgasse Nr. 811 2. Stock Thür Nr. 14. .

---

[1]) Hist. pol. Bl. a. a. O. S. 341 f.

Gegen die Pfarrer von Wilfleinsdorf bei Bruck a. d. L. und von Mauerbach. Letzterem, Anton Gisser, wurde vorgeworfen, er habe einem armen Weibe für ein verstorbenes sieben Vierteljahre altes Kind — zu Hause hatte sie noch sieben lebende — 2 fl. 15 kr. Beerdigungskosten abgepreßt. Von dem erstern, Nicolaus Hahn, wurde, ich glaube zuerst vom Wanderer Nr. 103 v. 29. April S. 3, folgendes erzählt: In der Charwoche sei ein Veteran namens Martin Uhl ohne einen Kreuzer Geld verstorben, der Pfarrer habe ihm den Conduct verweigert und ihn am 22. April auf dem nahe an der Leitha gelegenen sumpfigen „Cholera-Friedhof", wo seither niemand beerdigt worden, einscharren lassen. Als dies ruchbar geworden, seien am 24. 200 Mann von den in der Gegend lagernden Wiener Freiwilligen im Orte erschienen, hätten die Leiche von ihrer Stelle erhoben und auf den gemeinsamen Gottesacker feierlich übertragen, wobei der Pfarrer die Glocken habe läuten lassen, den Segen und die üblichen Gebete verrichten müßen, „was er mürrisch und mit möglichster Abkürzung that"; die Freiwilligen hätten sich darnach dem Pfarrer ins Haus gelegt, der auftischen und einschenken lassen mußte was er in Küche und Keller gehabt, wobei die Freiwilligen fleißig seine Gesundheit getrunken hätten.

Der ausgegrabene Todte, der Pfarrer und die Freiwilligen. Von F. X. B. (Franz Xaver Bidschof). 1 Bl. 4to, Ludwig. Die Geschichte von Wilfleinsdorf mit der Schlußlehre für den Pfarrer:

Es g'schieht ihm schon recht,
warum is er so schlecht.

Den Propst Welwitsch (?) zu Teinach in Kärnten sollen seine Pfarrkinder, gegen die er hart als Zehentherr gewesen, am 30. April vertrieben haben; am 1. Mai hätten ihn einige nach Klagenfurt gekommene Leute der Gemeinde dort fahren gesehen, ihn aus dem Wagen gerissen und mishandelt, bis ihn die Nationalgarde befreit habe.

Ebersberg Meinungs- und Preßfreiheit wie wir sie haben! Zuschauer Nr. 60 vom 15. April S. 474 f. Gegen den Ausfall in der Ab. Ztg. Nr. 16 vom 13. S. 68: „Wie, fragen wir entrüstet, wäre das das Recht der Meinungsfreiheit die wir erkämpft haben? Was hätte das Ab. Bl. für Spectakel erhoben wenn wir von einem perfiden Juden gesprochen hätten der, nachdem er am 13. März in ein feiges Versteck gekrochen war, nach abgemachter Sache sich zum Freiheitshelden erhob und nun aus allen Preßwinkeln mit seinen Großthaten prahlt? . . Emancipation verlangen die Juden? Jeder Vorurtheilsfreie wird, sobald sie dazu reif geworden, dafür stimmen. Aber daß sie jetzt fast allgemein Widerspruch findet, daran ist die moralische Niederträchtigkeit, die verächtliche Feilheit und das kecke Vordrängen eines großen Theiles der Literaten aus ihrem Stamme Schuld".

Ankündigungsblatt Beil. z. Constitution Nr. 43 v. 11. Mai. Glänzendes Zeugnis, das Georg Artmann Ortsrichter, Karl Spann, L. Vitta dem Pfarrer von Mauerbach ausstellen: „Würde das Weib den Seelsorger ersucht haben die Leiche gratis zu beerdigen, so sind wir überzeugt daß er nicht den geringsten Anstand genommen haben

würde, nachdem sich dieser Fall schon oft ereignet". Nach der Beerdigung sei das besagte Weib gekommen und habe 2 fl. 15 kr. C. M. erlegt, der Pfarrer habe ihr den Theil auf welchen er für seine Person Anspruch hatte, 30 kr., sogleich zurückgestellt und nur das übrige, das laut der Stola-Ordnung vom 1. Januar 1781 für die Grabstelle, für die Kreuzträger und Ministranten ꝛc. entfiel, für die dazu Berechtigten zurückbehalten.

Mitbrüder, liebe Freunde! Von Ignaz Wimmer Pfarrer zu St. Florian in Matzleinsdorf. 5. Mai. 1 Bl. fol. (ohne Druckort). Vertheidigung gegen die Anklage, er habe einem von einer blutarmen Frau volle drei Tage als todt zu Hause behaltenen Kinde die Einsegnung aus dem Grunde verweigert, weil sie nicht bezahlen konnte. Er beruft sich für das Gegentheil auf das Zeugnis seiner Gemeinde, ob ihn diese einer solchen Handlung fähig halte. „Hand in Hand will ich mit meinen Pfarrkindern gehen; denn ich gehöre ihnen und hoffe meine Tage ruhig in ihrer Mitte beschließen zu dürfen. Verzeihung meinen Feinden und Liebe!"

Loritz' kurze, aber entschiedene Vertheidigung 1 Bl. Quer 4to ohne Aufschrift und Datum. Der Angriff gegen ihn betraf seine Fasten-Predigten in denen er gegen einige Ausartungen des Tages gedonnert haben mochte, was dann misdeutet oder böswillig entstellt wurde.

Aber durften einzelne Gläubige, durften Priester und Seelsorger über böswillige Verleumdung klagen, der sie umsonst Verwahrung und Widerruf entgegensetzten, wo es den Fürsten der Kirche, ja dem sichtbaren Oberhaupte derselben nicht besser erging? Dem Wiener Erzbischof half es nichts daß er die gegen ihn ausgestreuten Gerüchte Punkt für Punkt widerlegte. Zu den alten Verbrechen Milde's kam ein neues, als er dem Theater-Director an der Wien nicht gestattete in den drei ersten Tagen der Charwoche Vorstellungen für wohlthätige Zwecke zu geben. Daß es eine blose Finte Pokorný's war, um freigebig zu scheinen und volksthümlich zu werden, ohne daß es ihn etwas kostete — denn Cassa machen durfte er ohnedies nicht an diesen Tagen —, durchblickten die wenigsten; aber auf den harten Sinn des „milden" Erzbischofs wurde waidlich geschimpft.

Auch dem heiligen Vater in Rom half es nichts daß sich, aus Anlaß der italienischen Wirren, katholische Stimmen zu seiner Vertheidigung erhoben und gegen den Bologneser Tagesbefehl Durando's vom 5. April auf die „Gazetta di Roma" hinwiesen die in einem Artikel vom 10. dessen Einmarsch auf das venetianische Gebiet als mit den Gesinnungen des Papstes nicht in Uebereinstimmung erklärte. Aus Innsbruck richtete Erzherzog Johann eine Ansprache „an die hochwürdige

Geistlichkeit von Tyrol und Vorarlberg", warnend vor den falschen Ansichten die „Zeitungsblätter und Emissäre" über den heiligen Vater zu verbreiten suchten. „Wer fühlt nicht beim ersten Laute aus welchem Munde eine solche Sprache kommt? Wer durchschaut nicht die List, mit welcher die meineidigen Italiener durch Voranstellung des Papstes nach einer Seite hin Aufregung, nach einer andern Unthätigkeit zu erzielen streben?" Der Clerus möge das Volk über die Stellung des heiligen Vaters aufklären, die ja einer Gefangenschaft gleiche, wo er vieles nicht verhindern könne und anderes, „um größeres Unheil von seinen Unterthanen abzuwenden", geschehen lassen müße, was offenbar nicht in seinem Geiste sei. [1])

Am 29. April erhob sich Pius IX. selbst und hielt im Cardinal-Collegium eine Ansprache. Man könne es ihm, erklärte er, unmöglich zur Schuld schreiben, wenn er die Hitze derer nicht zu zügeln vermochte die von seinem weltlichen Gebiete aus, „von der gleichen Liebe für die eigene Nation entflammt, mit den übrigen Völkern Italiens für dieselbe Sache zusammenwirken. Haben doch mehrere andere Fürsten Europas, die über eine weit größere Kriegsmacht als Wir gebieten, zu eben dieser Zeit der Bewegung ihrer Völker Widerstand zu leisten nicht vermocht. In dieser Lage haben Wir jedoch Unsere Truppen an die Gränzen des päpstlichen Gebietes gesandt und ihnen keinen andern Befehl ertheilt, als daß sie die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaates sichern sollten. Da aber einige begehren daß Wir mit andern Völkern und Fürsten Italiens den Krieg gegen die Deutschen erklären sollen, so erachten Wir es Unseres Amtes in dieser Euerer Versammlung feierlich und öffentlich zu erklären daß dies Unserer Absicht durchaus widerstrebt, indem Wir, obwohl unwürdig, die Stelle dessen auf Erden vertreten der der Urheber des Friedens und der Hort der Liebe ist."

Gewiß beherzigenswerthe edle Worte aus dem Munde desjenigen, der das zeitliche Haupt der Christenheit und zugleich weltlicher Herr der römischen Provinzen war, und es wurde aus den Kreisen der Gläubigen nicht gesäumt den in die Landessprache übersetzten Inhalt der Allocution möglichst bekannt zu machen. Allein eben der Umstand, daß in dieser Angelegenheit der weltliche Fürst entschieden in den Vordergrund trat, daß päpstliche Generale Officiere und Truppenkörper thatsächlich gegen die Kaiserlichen

[1]) Vom 18. April 1 Bl. Fol.

im Felde standen und durchaus keine Miene machten den Friedensmahnungen des Stellvertreters Christi auf Erden zu gehorsamen, bildeten einen so grellen Gegensatz zu allem was von kirchlicher Seite vorgestellt und erläutert wurde, daß es nicht zu wundern war wenn die Gefühle österreichischer Patrioten, und begreiflicherweise in erster Linie der so verrätherisch angegriffenen kaiserlichen Armee in Italien, den Namen des regierenden Papstes nicht immer mit Segenswünschen begleiteten. War doch die öffentliche Meinung bezüglich der italienischen Angelegenheiten überhaupt eine ungemein gereizte. So wollte man in Wien wissen daß der Olmüzer Fürst-Erzbischof Somerau-Beeckh dem in kriegsgerichtlicher Untersuchung befindlichen FML. Grafen Zichy, dem „Verräther Venedigs", die besten Schüsseln von seiner Tafel zukommen lasse, wofür er eines Abends eine feierliche Katzenmusik erhalten und sich darauf nach Kremsier zurückgezogen habe. Der Festungs-Commandant FML. Baron Sunstenau ließ zwar dieses Gerede in jeder Richtung als ein nichtiges widerrufen: Graf Zichy empfange seine Kost stets und von allem Anfang aus dem Gasthause „beim Lauer"; vor dem erzbischöflichen Palais habe weder eine Katzenmusik, noch der geringste Auflauf stattgefunden [1]). Aber charakteristisch für die herrschende Stimmung war das Gerücht ohne Frage.

Anderseits braucht wohl nicht beigefügt zu werden, daß mit dieser Bemerkung die mitunter so ungemein pöbelhaften, oft geradezu sacrilegen Ausfälle, die sich die österreichische Presse, nicht blos die Straßen-Literatur, gegen den päpstlichen Stuhl und dessen derzeitigen Inhaber herausnahm, gewiß nicht in Schutz genommen, oder auch nur entschuldigt werden sollen.

Ochsenverwandschaft wovon ein Kirchenvorsteher der Führer ist. Anekdoten aus dem Leben eines Milden. 1 Bl. fol. Klopf und Eurich. Geschichten von einem Bauer dem der „milde" Bischof ein paar Ochsen pfänden lassen, „wie einst die Knechte des Tyrannen Geßler des jungen Melchthals Ochsen vom Pfluge spannten"; von einer Geschirrhändlerin und einem Färber denen es ähnlich ergangen. „Für die Wahrheit dieser Ereignisse bürgt der Verfasser Hugo Jacques Petri".

Offenes Sendschreiben an den Herrn Erzbischof von Wien. Gegeben in unserem europäisch berühmten Flugschriften-Verschleiß Stadt Liliengasse Nr. 898. 1 Bl. gr. fol. Gedruckt Leopoldstadt Nr. 656. Demuth,

---

[1]) Erklärung vom 10. Mai Wr. Ztg Nr. 138 vom 18. S. 664; auf der letzten Inseraten Seite wo es von zehn Personen neun nicht lasen!

meint der ungenannte Verfasser, müße die erste Eigenschaft eines Bischofs der Jetztzeit sein, zu der daher die Datirung „Gegeben aus Meinem Palais“, „Gegeben aus Meinem Schlosse zu Kirchberg“ durchaus nicht mehr passe. „Welch' schneidender Contrast zwischen diesen Worten und jenen Christi: Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, des Menschen Sohn aber hat nicht wo er sein Haupt hinlegen könnte“.

Alexander Skofiz. Ein geistlicher Machtspruch zur unrechten Zeit. Gegenwart Nr. 92 vom 20. April S. 366 f. Gegen das erzbischöfliche Verbot in der Charwoche Theater-Vorstellungen zu geben.

Sanctissimi Domini Nostri Pii Divina Providentia Papæ IX. allocutio habita Consistorio Secreto die XXIX Aprilis An. MDCCCXLVIII. Romæ; gr 8vo, 8 S. — Deutsch: Const. Donau-Ztg. Nr. 41 vom 12. Mai S. 332, Nr. 42 vom 13. S. 336 f. — Wr. Ztg. Nr. 133 vom 13. Mai S. 639 — Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 22 v. 20. Mai S. 86/88. — Aus der Wr. Ztg. 1 Bl. kl. 4to.

Das neue Capitel von dem Schein-heiligen Papste, oder der Carbonari am päpstlichen Stuhle. Von dem Verfasser des in 10.000 Exemplaren vergriffenen Flugblattes: „Wider Se. Scheinheiligkeit rc. Unterzeichnet: Der Mann des Volkes (Th. Scheibe). Wien 1848 Friedrich.

Wider Seine Scheinweisheit Herrn Theodor Scheibe und Compagnie. Von M. Terklau. Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 8 vom 29. April S. 32. „Wer ist denn der Papst? Ist er nicht auch ein italienischer Fürst als Herr des päpstlichen Gebietes, und kann er an der Bewegung des ganzen Italiens theilnahmslos bleiben? Was würden die Römer sagen? Was würden die übrigen italienischen Fürsten thun? Könnte z. B. ein deutsches Regentenhaus, weil es mit der russischen Zaren-Familie verwandt oder verschwägert ist, bei einem Kriege zur Zurückdrängung der Russen über ihre Gränzen, falls sie selbe überschritten hätten, neutral bleiben? Durfte Kaiser Franz vom Befreiungskriege sich ausschließen weil Napoleon sein Schwiegersohn war? Eben so wenig kann Pius der Bewegung Italiens seine Theilnahme versagen, wenn auch Oesterreich eine katholische Hauptmacht ist, und wenn er es auch als Hauptstütze und Zier der katholischen Kirche erkennen muß“. Das könne aber an unseren kirchlichen Beziehungen zu ihm nichts ändern. „Mag er als weltlicher Herr unser Feind sein, so bleibt er als Papst unser heiliger Vater“.

Papst Pius IX. hat die Regierung niedergelegt. Wort für Wort wahr. 2 Bl. 4to, Grund (Angeblich vom 6. Mai). Der Papst habe den Aufstand in Lombardo-Venetien nicht gebilligt, habe „Truppen und Civilisten“ auf den Kampfplatz gesandt; diese aber hätten, statt die rebellischen Römer zur Ruhe zu bringen, sich gegen die Oesterreicher gewendet und vom Papste erzwingen wollen daß er Oesterreich den Krieg erkläre; darauf habe der Papst am 29. April die weltliche Regierung aus den Händen gegeben und selbe „gernwillig“ dem Ministerium abgetreten.

Wien und Rom. Const. Prager Ztg. Nr. 76 v. 14. Mai. Geifernder Artikel mit unsagbar gemeinen Ausfällen gegen den Papst und dessen

Anhang sammt dem „Genie-Corps der Jesuiten". (Die Fortsetzung dieses Artikels, ohne Zweifel in Nr. 77 vom 15., habe ich nicht zu Gesicht bekommen).

Die Abdankung Papst Pius IX. oder: Wie sieht es jetzt in Rom aus? Nebst einem Aufruf an den Papst. Von Joseph Starkbauer. 2 Bl. 4to, Neue Wieden Heumühlgasse Nr. 811 2. Stock Th. Nr. 14. „Papst Pius IX. ist jedenfalls ein tüchtiger Mann und würde sich an der Spitze eines Husaren-Regimentes recht gut ausnehmen; allein zum geistlichen Regiment mangelt ihm der jesuitische Tact, und den vermissen die Geistlichen ungern an ihrem Oberhaupte". Pius IX. denke deshalb daran, das weltliche Regiment niederzulegen, wenn er nicht etwa seine Erklärung vom 29. April wieder zurücknehme.

Neben diesem Treiben gegen alles was mit der Religion zusammenhing lief die Lüsternheit nach deren weltlichen Besitzthümern einher, und auch hier, wie bei der Hetze wider den heiligen Vater, kam es den Kirchenstürmern zu statten daß sie ihren Patriotismus vorschieben konnten. Die Staats-Papiere sänken, die Einkommenquellen des Staates verminderten sich, die italienischen Angelegenheiten seien geartet Riesen-Summen zu verschlingen, der Staats-Bankerott stehe vor der Thüre: wo zeige sich da ein Mittel der Abhilfe? In den Kirchen mit ihren unermeßlichen Schätzen! Man nehme nur die Einkünfte der Erzbisthümer und Bisthümer! Die „Constitution" vom 26. April brachte S. 469 f. den „Gagen-Etat der fürst-erzbischöflichen Kanzlei in Wien", um einen Begriff von den Mitteln und dem Aufwand zu geben über welchen der Wiener Kirchenfürst gebiete. Dann der Reichthum der Klöster! Man beachte nur die von Nieder-Oesterreich, für welche der Volksmund so bezeichnende Namen habe: „der klingende Pfennig" (Melk) „der rinnende Zapfen" (Klosterneuburg), „der überfließende Schäffel" (Göttweig), „die diebischen Elstern" (Heiligenkreuz, Neukloster, Lilienfeld)! Die Benedictiner-Abtei zu den Schotten besitze mehr als den vierten Theil von Wien an Grund und Boden, abgesehen von ihren reichen Besitzungen in Ungarn, von ihren vielen Herrschaften in Oesterreich, wo sich überall Geld aufgescharrt finde. Auch „die reiche Kammer" (Maria-Zell) möge man nicht vergessen, mit ihrem silbernen Altar, mit den reichen Spenden an Gold Silber und kostbarem Gestein in ihrem Schatze. Und sei bei den Pfarrern nichts zu finden? Man sehe einmal zu wie es die blosen Kirchendiener treiben! Eine meßnerische Familie in der Vorstadt halte sich eine Equipage, erzählte Schall in seiner „Schnellpost" Nr. 1 S. 4.: „Wir erlauben uns an die Herren Meßner die bescheidene Bitte, sie

möchten in Hinkunft lieber zu Fuß gehen und uns dafür ihren kirchlichen Beistand wohlfeiler geben, damit doch auch Unbemittelte desselben theilhaftig werden". Wäre es nicht besser und zweckmäßiger, so argumentirten die Kirchenstürmer weiter, um den „unverschämten" Forderungen bei Beerdigungen und Hochzeiten ein Ende zu machen, der Staat werfe den Pfarrern, Caplänen, Kirchendienern eine anständige Jahressumme aus und ziehe ihre reichen Einkünfte zum Besten des hartbedrängten Staatsschatzes ein? An dem Rechte dazu, sowie zur Einziehung der Kirchengüter überhaupt, lasse sich nicht zweifeln. „Der Staat hat sie gegeben", höhnte der Pester „Marczius", „der Staat hat sie genommen; oder weil der Staat das Volk und des Volkes Stimme Gottes Stimme ist, so kann man sagen: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen". „Das Vaterland besitzt ein heiliges Recht an diese Schätze", schrieb Theodor Scheibe. „Kirchenschätze und Kirchengüter sind nichts anderes als Staatseigenthum, sie gehören keinem Privaten an; die Geistlichkeit besorgt blos die Verwaltung derselben. Wir sind keine Heiden welche Bilder von gediegenem Gold und Silber anbeten, sondern Christen, katholische Christen, welche unser Welterlöser heiliger reiner und himmelserhebender in dem großen Gotteshause der Natur beten lehrte".

Die Gewissenhafteren oder Vorsichtigeren, die sich denn doch nicht zu dem Satze bekennen wollten: Unrecht sei kein Unrecht wenn es gegen Körperschaften und moralische Personen begangen werde, weil denn doch mit der Zeit auch andere Folgerungen gezogen und Anwendungen gemacht werden könnten, verlegten sich auf Vorstellungen und Bitten, in die sie höchstens gewisse Warnungen verwebten. Alle Stände brächten in der jetzigen Zeit Opfer, vorzüglich zur Bekämpfung des lombardovenetianischen Aufstandes: wollen die Geistlichen sich ausschließen? „Haben Sie, hochwürdige Herren, noch keine Kunde erhalten von den unter dem Volke bereits ziemlich laut gewordenen Stimmen, welche in der Aufhebung der Klöster, Einziehung der geistlichen Güter zu Gunsten des Staatsschatzes und Bestimmung von fixen Bezügen für die Geistlichkeit das einfachste Mittel zur Deckung der Staatsauslagen erblicken?" Darum möge der Clerus nicht zögern freiwillig reiche Gaben zu spenden; die Prälaten in und um Wien sollen den Anfang machen, „bedeutende Summen" dem Vaterlande zum Opfer bringen; die Provinzen werden diesem rühmlichen Beispiele folgen, „wodurch dem Staate in kürzester Zeit Millionen zufließen dürften". Andere meinten die Sache schlauer

einzuleiten wenn sie von der Geistlichkeit blos verlangten, sie möchte dem Staate ihren reichen Besitzstand verpfänden damit jener Anlehen darauf machen könne; in ruhigeren Zeiten werde der Staat sein Pfand einlösen und der Clerus seine Güter frei zurückerhalten.

Allein die Mehrzahl bildeten doch die Brutalen, die nicht erst fragten ob die Bischöfe und Mönche wollten oder nicht wollten, und ihnen überdies die ungeschlachtetsten Grobheiten sagten. „Wir sind keine Dümmlinge finsterer Jahrhunderte“, sagte Scheibe, „welche pfäffische Faulheit und Ueppigkeit in ihren usurpirten reichen Klöstern und Pfründen länger füttern wollen.“ Den Reigen führte hier wie überall wo es gegen Christliches losging der freche „Freimüthige“ an: „O Habsucht Geiz Egoismus, euer Name ist Pfaffe. Kein Thautropfe apostolischer Weihe ist jemals in diese verknöcherten Steinseelen gefallen! Ihr Gott ist die gefüllte Schatzkammer, ihr Tempel die üppige Klosterküche, ihre Religion die algebraische Lehre von Geben und Empfangen.“ Sie machten die Minister dafür verantwortlich daß sie nicht längst den Verfall aller Kirchengüter ausgesprochen. Sie forderten zur Agitation im Großen auf, alle Journale sollten diesen Gegenstand, der gewiß nur „die Meinung der ganzen Nation“ ausdrücke, in ihren Spalten besprechen und dadurch den Forderungen des Volkes eine kraftvolle Unterstützung gewähren; es solle sich zeigen „daß das Pfaffenthum von keinem eigennützigen“ — der gelehrte Thebaner der „Constitution“ wollte sagen: gemeinnützigen — „Journale vertheidigt wird, sondern für das entgegengesetzte sich die ganze Journalistik in dieser Sache erklärt“. Sie drohten mit Spaltung Aufständen Revolution, wenn man dieses Mittel, „wodurch der Staat auf einmal mehrere hundert Millionen gewinnt“, nicht ungesäumt in Ausführung brächte. Die „Constitution“ gab dem Proletariat einen Wink mit dem Zaunpfahl: „Wir können die Zusammenrottungen der Arbeiter kaum jetzt verhindern, und was wird dann geschehen wenn jene, die nicht mehr dulden wollen daß die Interessen der Geistlichen höher als die des Staates stehen sollen, das was bereits begonnen ist in größerem Maßstabe fortsetzen werden?“

Der Staats-Credit und die geistlichen Güter. Von Anton Winkelmayer. 2 Bl. fol. Ludwig.

Wer sein Vaterland liebt und retten will, lese dieses Blatt. 300 Millionen Gulden! Von Theodor Scheibe. 2 Bl. kl. 4to, Fridrich. Aufruf an seine Mitbürger sich an einer Petition an den Kaiser zu betheiligen daß derselbe alle „Kirchenschätze und Kirchengüter“ einziehen lasse.

Zur Überlegung. Unterzeichnet: „Ein Wiener". 1 Bl. kl. 4to. Der Staat verlangt 20 Millionen. Aber woher sie nehmen? 1) Von der Kaiserin-Mutter die 200 Millionen geerbt hat; 2) von Metternich's Gütern; 3) vom deutschen Orden; 4) von den Klöstern.

Offenes Schreiben eines Wieners an die Bischöfe und Prälaten der österreichischen Monarchie. Motto: Bringet Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. 1 Bl. fol. Dorfmeister.

Der Staats-Credit und die geistlichen Güter. Constitution Nr. 23 vom 17. April S. 349—355. „Es ist ein Mittel vorhanden wodurch man den Staats-Credit schnell und bedeutend verstärken, wodurch man die Monarchie mit mehreren Millionen bereichern und so einen großen Theil der Staatsschuld decken kann." Alle Classen seien der Überzeugung „daß der Staat es nimmer dulden dürfe daß ein großer Theil des Bodens sich im Besitze der geistlichen Orden befinde, und daß in Zeiten wo das Geld so sehr nöthig ist, millionenwerthe todte Schätze in den Klöstern nicht aufgehäuft bleiben dürfen . . ."

Die Klöster. Commercieller Völkerbund Nr. 1 vom 22. S. 8: „Unser geliebtes Vaterland bedarf recht viel National-Gut um seinen kräftigen National-Geist und seine tüchtige National-Gesinnung damit unterstützen zu können."

Aufhebung der Klöster. Ein Wort zur Zeit. Von Alexander Skofiz. Th. Ztg. Nr. 97/8 vom 22./24. S. 389 f.

Offenes Schreiben. Hochwürdige ehrwürdige und löbliche Stifter Klöster und Convente der österr. Monarchie. Von Dr. S . . . . im Namen von 32,000.000 Österreichern. Const. Nr. 30 vom 26. April S. 464 f.

Das Kirchengut und der Fortschritt. Von Dr. A. Bernhard. Wr. K. Ztg. Nr. 6. vom 27. April; Nr. 40 vom 1. Juli. Vortreffliche, im kirchlichen Geiste gehaltene Erörterung der Natur der kirchlichen Besitzthümer und Widerlegung der gegnerischen Angriffe.

Klosteraufhebung. Constitution Nr. 33 vom 29. S. 516 f. Das Liguorianer-Kloster sei zum National-Eigenthum erklärt; aber warum zögere die Staatsverwaltung von allen Klöster, „die nicht Krankenpflege zum wirklichen Zwecke haben", Besitz zu nehmen? „Diese unverantwortliche Zögerung ist um so weniger erklärlich als das gesammte Volk, oder wie man sich hie und da auszudrücken vorzieht: der intelligente Mittelstand, eine solche Aufhebung für unausweichlich, für dringend geboten anerkennt, ja als einsichtsvolle Geistliche selbst eine jetzt mit Ruhe und Schonung vorgenommene Aufhebung einer später dennoch unvermeidlichen stürmischen Vertreibung vorziehen würden . . . Der jetzige christliche Geist fordert es daß die reichen prunkenden Bischöfe Prälaten Stifts- und Chor-Herren zur Einfachheit Jesu Christi und seiner Apostel zurückkehren daß sie den Genuß ihrer Pfründen und Stiftungen dem verarmten Staate widmen".

An den Clerus in Österreich. Freim. Nr. 26 v. 30. S. 107 f. Der infame Artikel schließt mit der Drohung: „Erbarmungslos werden sie so lang angegriffen werden, bis sie dem aufopfernden Beispiele ihrer Mitbürger folgen, bis sie nach ihren kolossalen Kräften dem Vaterlande opfern."

In Meßstiftungs-Sachen. (Gespräch eines Sterbenden mit seinen (sic!) braven Pfarrer. National-Fahne Nr. 1 vom 2. Mai S. 4—6. „Wenn man bedenkt daß seit 1. Januar d. J. in Nieder-Österreich allein Meß-Stipendien im Gesammtbetrage von circa 180.000 fl. C.-M. gestiftet wurden — wie viele für Ober-Österreich? wie viele für Steiermark? ꝛc. ꝛc. —, berücksichtigt man nun daß seit mehr als hundert Jahren Messen gestiftet werden, so führt dies zu einem Resultate welches fabelhaft erscheinen wird" . . . Der geistvolle Verfasser belehrt seine Leser des weiteren: Die geringsten Meß-Stipendien seien zu 40/50 fl. „dagegen gibt es viele von 500 und sogar von 1000 fl. C.-M."

Hat der Staat das Recht die Kirchengüter einzuziehen? Freim. Nr. 27 vom 2. Mai.

Ein Wort an den Priesterstand. Öst. D. Ztg. Nr. 13 vom 2. S. 51. Die Geistlichkeit möge ihren reichen Besitzstand dem Staate als Hypothek für dessen Schulden anbieten. „Wir halten unsern Staat bei seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln noch immer für solid und zahlungsfähig; wir glauben das gegenwärtige Deficit werde in ruhigeren Zeiten durch weise Sparsamkeit und gute Verwaltung bald ausgeglichen werden"; die Geistlichen würden demnach nichts verlieren.

Tritschtratsch zweier Kaffehschwestern über gegenwärtige Zeitverhältnisse.

Motto: Die net liebt Kaffeh und Hund,
g'hört a net in unsern Bund.

2 Bl. 8vo. Lell, 2 Aufl. — Dasselbe Prag Joh. Spurný 1 Bl. fol. Frau Schnabel erwähnt Maria-Zell, worauf Frau Plappern das Wort nimmt: „A propo, weils grod von dem Gnadenort reden, dort gebets a bissel unnöthiges Silber und Juwelen, was gscheiter kunt verwent wern, aber i glaub unser guter Kaiser leeret lieber selber sein Schatzkammer aus, eh er was anders nehmet, und so is halt unser ganzes Reden umsonst." Dieselbe Frau Plappern sagt dann von den Pfarrern: „Wann i da wieder z'schaffen hätt, nehmet i ganz in der Still alles weg, Güter und Geld, a Geistlicher is eh versorgt, der braucht kein Reichthum, der soll in der Demuth und net in Übermuth a Beispiel geb'n, und statt a Geldversorger soll er a Seelsorger sein."

Fort mit den Klöstern! Her mit dem Geld! Rhapsodische Fragen. Von Dr. Seb. Brunner. Wr. K. Ztg. Nr. 23 vom 23. S. 91 f.

Einige Worte über Secularisation der geistlichen Güter. Salus communis suprema lex esto. Von Dr. Joseph Pollak. Const. Nr. 61 vom 5. Juni S. 770 f. Es sei dies „ein dringend nothwendig gewordenes geeignetes und ersprießliches Mittel den siechenden Finanzkräften des Staates aufzuhelfen, eine reichliche Quelle für Deckung der Staatsbedürfnisse. Es wäre dieses Mittel kein religionsfeindliches, die heilige Kirche entweihendes. Es geschah dies schon in andern katholischen Staaten, und noch besteht dort die Kirche."

Bemerkungen über die bevorstehende Zehent-Reluition. Aus der Olmützer Diöcese. Wr. K. Ztg. Nr. 34 vom 17. Juni S. 134—136.

* * *

Der wunderschöne Monat Mai trieb 1848 giftige Blüthen. Am 1. ließ sich der „freie Wiener" (Nr. 10. S. 48) vernehmen: „Die Liguorianer sind verjagt. Was geschieht aber mit den Liguorianer- und Jesuiten-Schülern Hurter, Jarcke, Amman und Meyer aus Luzern? Wir hoffen von der strengen Consequenz und der Gerechtigkeit unserer Staatsverwaltung daß auch die vier genannten Klapperschlangen ehestens aus Österreich hinweggebracht werden, sie sollen dorthin woher sie gekommen sind, wir brauchen so wenig ihre Leiber als ihre Lehren! Weg mit ihnen!"

Aber man war ja, wie sich bald zeigen sollte, mit den Liguorianern selbst noch nicht fertig. In den letzten April-Tagen mochte es gewesen sein daß sich das Gerücht verbreitete, in Eggenburg, „der Sommer-Residenz der ehrwürdigen Lumpen Liguorianer", seien abermals drei „dieser Aussätzigen" eingezogen worden. Freudig und neugierig unternahmen, um sich von der Wahrheit dieses Ereignisses zu überzeugen, drei Wiener Nationalgarden eine Landpartie nach Eggenburg, wo sie aber noch schlechter davonkamen als die Helden vom 7. April. Denn sie wurden von mehreren Eggenburgern „mit einem Bißchen todtschlagen" bedroht; „namentlich sollen sich bei dieser Gelegenheit einige Weiber auf ausgezeichnete Weise der Liguorianer-Subjecte angenommen haben. Schön! Was sagt unser Pfaffe Brunner dazu?" . . Also der „Freimüthige" (Nr. 29 S. 118), und wenn wir auch diesem ebenso frechen als unfläthigen Gesellen bezüglich des Thatsächlichen nichts glauben wollen, so drückt die Notiz doch vollkommen die Stimmung aus, welche in den Kreisen deren Hall und Widerhall er war jetzt neuerdings in den Vordergrund treten sollte.

Am 2. Mai erschienen einige Bürger in der Aula und zeigten den Fleischhacker Parth und dessen Genossen an, als hätten es diese vier Wiener Bürger auf Zurückführung der Liguorianer abgesehen, was mit ungeheurer Entrüstung entgegengenommen wurde. Es wurde beschlossen: eine aus Bürgern und Studenten gebildete Deputation, deren Sprecher der Redacteur Dr. Heinrich Löw abgab, solle sich zur Regierung begeben, um sich Einsicht in die Original-Acten zu verschaffen. Vom Regierungs-Secretär, bei dem sie sich zuerst meldeten und der sich hinter seinen Amtseid verschanzte, begaben sie sich zum Referenten welcher erklärte, nur der Regierungs-Präsident könne über die Ausfolgung von Actenstücken entscheiden; dann zu Talacko der sie an Pillersdorff verwies, und endlich zum Minister des Innern der „keinen Anstand" nahm den Auftrag zu

ertheilen daß ihrem Begehren willfahrt werde.[1]) Die in solcher Weise gewonnenen Schriftstücke waren: 1) die Vorstellung der vier Wiener Bürger und Hausbesitzer, 2) die Note des Fürst-Erzbischofs an den Minister des Innern, 3) der Erlaß des letztern an den n. ö. Regierungs-Präsidenten und 4) der Bericht des Regierungsrathes Propst Reichel vom 23. April. Vom Balcon der Aula fand nun die Verlesung dieser Papiere statt, während welcher die Masse in der engen Bäckerstraße immer stärker anschwoll. Der geneigte Leser wird sich erinnern daß es sich in der Eingabe Parth's sowie in den andern Actenstücken eigentlich nur darum handelte die hinausgestoßenen Geistlichen nicht verhungern zu lassen; aber schon diese mitleidsvolle Theilnahme, die dadurch einer Anzahl von Verfehmten zugewendet wurde, galt den Tonangebern des Tages als Verbrechen. „Jeder Satz erfreute sich des stürmischesten Misfallens", berichtete der „Freimüthige" Nr. 29 S. 118. Einem Herrn, es soll ein Graf Khevenhüller gewesen sein, der es wagte gegen diese Verfolgung unschuldiger Leute Einsprache zu erheben: „sie seien doch auch Menschen die etwas zu leben haben müßten", wäre es inmitten der aufgeregten Menge schlecht ergangen, wenn es ihm nicht gelungen wäre sich los und davon zu machen[2]). Ein Student versicherte dem Volke: „Die Canaillen mit den breitkrämpigen Hüten dürfen nie wieder die Residenz betreten, so lang ein Student in Wien lebt!" Rasender Beifall. Ein Mann aus dem Volke unten zog ein Bündel Stricke aus der Tasche und rief, es emporhaltend, zum Balcon hinauf: „Diese Medicin für die Schwarzbekittelten wird die beste sein." Ein Losungswort ging von Mund zu Mund wo man sich in einigen Stunden zu treffen habe.

Gegen 10 Uhr abends hatte der Stephans-Platz so ziemlich sein gewohntes, um diese Zeit schon etwas schläfriges Ansehen. Da bildeten

---

[1]) A. o. Beil. z. Öst. Deutsch. Ztg. Nr. 14 vom 3. Mai, woselbst es heißt der Herr Minister des Innern sei „so gefällig" gewesen „der Universität die beifolgenden Actenstücke zu übermachen." Nach einer andern Version hätte der Regierungs-Präsident „nach einigem Widerstreben" ihnen die verlangten Acten ausgeliefert; nach einer dritten — wahrscheinlich dem Ministerium des Innern selbst entstammenden, um nämlich den Vorwurf amtswidriger Nachgibigkeit gegen ein so freches Verlangen abzuwälzen — wären die Acten vom Tische des Ministers gestohlen worden. „Aber den Arbeitstisch eines Ministers von welchem Actenstücke gestohlen werden, sollte man in Trümmer schlagen und in den Ofen werfen; denn ein solcher Arbeitstisch taugt nichts"; Brunner Woher? Wohin? II. S. 208.

[2]) Nar. Nov. Nr. 29 v. 9. Mai S. 115.

sich einzelne Gruppen, fast durchaus den s. g. bessern Ständen angehörig, Nationalgarden in Uniform stark vertreten, auch einzelne Militairs. Graf Hoyos, der zufällig oder absichtlich über den Platz schritt, näherte sich mehreren dieser Herren und bat sie auseinander zu gehen da sonst leicht eine große Ansammlung entstehen möchte; man hörte ihn an, folgte ihm aber nicht und der N. G. Ober-Commandant ging weiter. Auf einmal war der Platz gefüllt, man wußte selbst nicht wie es gekommen war, alles drängte sich um den erzbischöflichen Palast, ein greller Pfiff als Signal und nun ging der Höllen-Spectakel los. Plötzlich erscholl eine Stimme: „Die deutsche Fahne herab!" Ein anderer rief: „Das deutsche Vaterland ist durch euch Pfaffen geschändet!" Ein „Herr Bürger" erkletterte das Portal, „ein wüthender Jubel begleitete dieses lebensgefährliche Unternehmen". Er brach dann nicht ohne Schwierigkeit die Fahnenstange ab und warf sie unter die Leute auf die Straße, von denen das durch seine Aufsteckung an einem so unwürdigen Orte verunehrte Banner in tausend Fetzen zerrissen, die einzelnen Stücke in den Koth getreten oder den Lüften preisgegeben wurden. Nun aber konnte der „Herr Bürger" nicht mehr denselben Weg hinab, auf welchem er so „lebensgefährlich" heraufgekommen war, es bot sich ihm nur eine Auskunft: durch das ober dem Portal befindliche Fenster in die Höhle des Löwen zu kriechen. Er winkte mit der Hand, alles wurde still und er rief: „Meine Herren, wenn ich nicht gleich herauskommen sollte so wollen Sie gefälligst stürmen!" Beifall und lustig bewegte Zustimmung, während der Held im Innern des erzbischöflichen Palastes verschwand. Er wurde von den „Schergen" des grossen „schwarzen Tyrannen" nicht festgenommen, sondern kam frisch fröhlich und frei die Stiege herab; der Stadt-Commandant General Sarkagna ging ihm entgegen und führte ihn zurück unter die Menge die ihn mit einem Beifallssturm empfing. . .

Der geneigte Leser wird den Ton etwas frivol finden in welchem ich dies Gassenjungenstück geschildert habe, ausgeführt gegen einen greisen Kirchenfürsten, blos darum weil er es — spät genug! — für seine oberhirtliche Pflicht gehalten hatte sich um die ausgestoßenen herumirrenden und nothleidenden Redemptoristen und Redemptoristinen anzunehmen. Doch jener frivole Ton, er war damals gang und gäbe. Häfner's „Constitution" (Nr. 37 S. 387) jubelte über „eine der bedeutungsvollsten und dabei elegantesten Demonstrationen, die in jeder Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ", und selbst J. August Bachmann's früher so an-

ständig gehaltene Wr. Zft. wußte es (Nr. 91 S. 364) nicht genug zu rühmen, daß die vor dem Hause des Erzbischofs „producirte Symphonie mit der exactesten Präcision durchgeführt wurde." Der „Freimüthige" Mahler's schlug Purzelbäume vor Freude über das so gelungene Unternehmen (Nr. 29 S. 118): „Das Concert begann, von mehr als tausend Musikern aufgeführt — zwar ohne Capellmeister, ohne Sperrsitze, ohne anderem (sic!) Publicum, weil das Publicum mit concertirte —, aber großartig, sehr imposant. Zu den tausenden von Pfiffen kamen niederträchtig gestimmte Becken Cinellen und Trommeln, äußerst geschmacklose Ratschen Trompeten und Pfeiferln — kurz es war eine Musik gegen die alle Verdi'schen Finale-Instrumentationen reine Sphären-Melodien sind". Der Berichterstatter der Frankl'schen Ab. Ztg. (Nr. 33 S. 136) pries die Katzenmusik in der Bischofgasse als „ein Pracht-Exemplar und eine Groß-Folio-Ausgabe aller ähnlichen solchen Symphonien" und schilderte dann „in lustgekitzelter Stimmung" [1]) einen Zwischenfall: „Inmitten des schwungvollsten Figural-Satzes erschien hoch zu Roß Graf Hoyos, der Ritter ohne Furcht aber mit viel Tadel, gefolgt von 60 Nationalgarden, und legte gegen den genialen Bastarden der Tonkunst Protest ein. Siehe da arrivirte ein ergötzliches Abenteuer. Die Garden des Herrn Grafen trugen ein fühlendes Herz in der Brust, und beim Anklange des katzenmusikalischen Kuhreigens und beim Anblicke ihrer eigenen Brüder in dem Freischaaren-Orchester vor'm Bischofshause, da war kein Halten mehr, sie stürzten hin und musicirten mit. Graf Hoyos aber warf den schäumenden Bucephal herum und ritt mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen zur Stunde vom Platz. . . Das Schauspiel dieser Katzenmusik", hieß es dann weiter, „war in der That ein — erhabenes. Es war ein Niagarafall der öffentlichen Meinung!"

In der That, ehedem ganz gescheidte und achtenswerthe Leute erblickten jetzt — oder stellten sich volksschranzenmäßig so als ob sie erblickten — in diesen rohen Ausschreitungen nichts als vollkommen statthafte und berechtigte Kundgebungen der Volksstimme [2]). Ehren-Saphir brachte

---

[1]) Smets II S. 138.

[2]) Der Darsteller des Jahres 1848 Moriz Smets schreibt II S. 45 ganz im Geiste jener Zeit: „Als politische Volkskundgebung in hocherregten Zeiten und seltensten außerordentlichsten Fällen angewendet, hat die Katzenmusik unbestrittenen Werth, wird auch ihre Wirkung nicht verfehlen; häufige Wiederholungen aber stämpeln sie zur schreiendsten Mishandlung der persönlichen Freiheit, zum mächtigsten Gassen-Scandal". Eine ähnliche Stelle findet sich S. 136, wo er „die Straßenaufläufe und Katzenmusiken" unter „die beliebtesten Vergnügungen Wiens" reiht!

Nr. 107 S. 439 einen spöttisch „Dem Verdienste seine Kronen" überschriebenen Artikel, worin es hieß: „Man kennt unsere Ansicht über Katzenmusiken. Aber wenn etwas im Stande ist diese ohrenzerreißenden Concerte zu entschuldigen, so ist es die Ursache welche der Sr. fürstlichen Gnaden dem Erzbischofe von Wien" — so höhnte der alttestamentarische Witzling den greisen Milde! — „in großartigstem Style organisirten Monstre-Katzenmusik zu Grunde lag". Ja noch mehr, nicht die kleinen und großen Jungen auf der Straße waren im Unrecht, die drinnen in den Häusern waren es, wie es u. a. Schall in seiner „Schnellpost" (Nr. 3 S. 12) constatirte: „Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, wie Menschen, haben sie sich einmal durch irgend eine Handlungsweise den Volkshaß auf den Hals beschworen, noch Keckheit genug haben können inmitten des Volkes zu verweilen". „Aufrichtig gesagt, es sind dumme Teufel die uns den Kampfpreis der drei Tage entreißen wollen", schrieb ein L. H. K. in der „Constitution".

Unter diese „dummen Teufel", denen man in besagter Weise begreiflich machen wollte daß sie die Luft durch ihr Verschwinden rein machen sollten, gehörten außer dem Fürst-Erzbischof der juridisch-politische Leseverein und der Minister des Aeußern Graf Ficquelmont, denen noch in derselben Nacht nicht weniger großartige Anti-Ovationen gebracht wurden. Es wurden noch mehrere derlei Aufführungen vorgeschlagen: gegen den regierenden Fürsten Liechtenstein, den russischen Botschafter Grafen Medem, den Nuntius, den N. G. Ober-Commandanten Grafen Hoyos; „man wendete jedoch ein", erzählt der Berichterstatter Mahler's, „daß die Concerte für den Erzbischof und den Herrn Ficquelmont an Bedeutung verlieren würden, wenn an einem Abend mehrere Demonstrationen geschähen". Nur in einigen Vorstädten gab es in derselben Nacht noch Katzenmusiken: in der Leopoldstadt beim Pfarrer Wiesinger und bei jenem in der Jägerzeile Johann Sterle, dann auf der Landstraße bei dem Fleischhacker F. Haubner, einem der Unterzeichner der Petition um Rechtsschutz für die ausgewiesenen Liguorianer. Da er nicht zu Hause war wurde seine Frau durch Pfeifen Schnarren Hundegebell gezwungen für ihren Mann Abbitte zu leisten. Ein N. G. Officier in Uniform aber erklärte: das sei nicht genug, Haubner selbst müße widerrufen; worauf das Spectakel von neuem losging, bis die kleinen und großen Jungen ermüdet weiter zogen.

Am 3. Mai brachte Löw's Oe. D. Ztg. eine außerordentliche Beilage mit dem vollen Wortlaute der vier Schriftstücke, deren Originale,



wie es in einer Redactions-Anmerkung hieß, in der juridischen Adjutantur erlagen, „wo jeder, der an dem Vorhandensein oder an der Aechtheit derselben zweifeln wollte, vollkommene Einsicht nehmen kann." Da zeigte es sich nun an einem recht auffallenden Beispiele wie weit schon die Frechheit, aber zugleich die Macht der Lüge gediehen war. Denn obwohl weder in der Petition der vier Bürger noch in der Eingabe des Erzbischofs, weder in dem Erlasse Pillersdorff's noch in dem Berichte Reichel's, kurz in keiner der vollinhaltlich abgedruckten Urkunden, auch nur mit einer Sylbe, ja mit einer noch so leisen Andeutung von Zurückrufung der Redemptoristen, Wiedereinführung derselben in ihre rechtmäßig benützten Häuser die Rede war, erdreistete sich Löw gleichwohl dem Blatte die Ueberschrift zu geben: „Habt acht, habt acht! die Liguorianer sind wieder da!" Es gehörte wahrhaftig eine Unverschämtheit sonder gleichen dazu, sich eine so handgreifliche Discrepanz zwischen der Ueberschrift und dem was unmittelbar darunter schwarz auf weiß zu lesen war, herauszunehmen. Allein da half alles nichts. Die Rückkunft der Liguorianer war das Losungswort, welches zu einer abermaligen Hetze gegen sie und gegen alle die angeblich ihre Einberufung betrieben ausgenützt wurde. Daß die „Constitution" und der „Freimüthige" mit der Oe. D. Ztg. um die Wette logen war nicht zu wundern. Aber selbst Saphir der doch deutsch lesen konnte, erdreistete sich in seinem „Humorist" am 4. Mai zu schreiben: „Se. fürstlichen Gnaden haben es in richtiger und geistvoller Erkenntnis der Zeit und ihrer Anforderungen für angemessen gehalten, im Verein mit vier wackeren Wiener Bürgern eine Petition um die Zurückberufung der † † † P. Liguorianer zu verfassen." Die natürliche Folge davon war neuerliche Aufregung der gedankenlosen Menge und erhöhte Erbitterung gegen jene die sich, wie ja in den öffentlichen Blättern gedruckt zu lesen war, so haarsträubende Dinge erlaubt hatten. Das erzbischöfliche Palais erhielt am Vormittag des 3. den Besuch eines Theiles der in der Bischofsgasse sich neuerlich ansammelnden Menge, die das Innere durchstöberte um einen angeblich dort versteckten Liguorianer herauszuholen; ein ehemaliger Polizei-Beamter, den sie für einen verkappten Ordensbruder hielten, wurde von der Nationalgarde in die Mitte genommen und unter großem Zusammenlauf auf die Hauptwache abgeführt. Die musikalischen Abendunterhaltungen fanden üppigere Pflege als je. Gegen Ficquelmont wiederholte sich die Demonstration der gestrigen Nacht in noch größerem Maßstabe. Die

Polizei-Ober-Direction erhielt eine Katzenmusik, „und wahrscheinlich mit Recht", wie die A. Oe. Ztg. Nr. 124 (N. F. 34) beifügte; es war damit ohne Zweifel der Fall Rößler gemeint bei welchem Dr. Giskra eine so bedauerliche Rolle spielte. Die vier Wiener Bürger erfuhren neue Beunruhigung. Flaschhart fand kein Erbarmen bis er ans Fenster trat und Abbitte leistete: „er sei irregeleitet worden". Parth war nicht zu Hause, was das Gesindel unten — darunter nicht wenige pl. tit. Herren Bürger und Nationalgarden — nicht glauben wollte, bis die Hausleute in ein Fenster zwei Lichter stellten und dazwischen das jüngste Kind Parth's setzten das bittend seine Händchen erhob, worauf der Haufe Gnade für Recht ergehen ließ und abzog.

Habt Acht, habt Acht! Die Liguorianer sind wieder da! Guten Abend! A. o. Beil. z. Oe. D. Ztg. Nr. 14 vom 3. Mai; 1 Bl. 4to.

Habt Acht, habt Acht! Die Liguorianer sind schon wieder da! Aus der Oe. D. Ztg. nebst einem Anhang: Geheime Ordensregeln der verjagten Liguorianer. Wörtlich übersetzt aus den vorgefundenen Papieren; 2 Bl. 4to.

Die Liguorianer sind fort und kommen nicht wieder! Bürger, Militair, Nationalgarde und Studenten-Legion werden von nun an vereint wachen! Eine Reaction undenkbar! Wie kamen die Liguorianer in Vorschein? 2 Bl. fol. Jos. Ludwig.

J. M. Schleichert. Die Liguorianer ruft man zurück!!! Vox populi vox Dei. Th. Ztg. Nr. 107 von 4. Mai. „Bei Gott, ein Liguorianer wird eher eine Schaar von Menschen depraviren, als eine ganze Räuberbande einen einzelnen. Und diese Auswürflinge der Menschheit, die Gott durch das Volk gerichtet hat, will man zurückrufen!"

Auferstehung der Liguorianer. „Ueber eine kleine Zeit werdet ihr mich nicht sehen, und abermals über eine kleine Zeit werdet ihr mich wiedersehen". Opp. f. Volk u. Recht 17. Lief. vom 5. S. 57—60. Der Artikel war eigentlich gegen die Leopoldinen-Stiftung gerichtet, namentlich gegen den am 7. September 1847 zwischen P. Martin Stark und P. Peter Chacut namens der Redemptoristen und dem Handlungshaus Benzinger und Eschbach in Baltimore über die in America zu gründenden Stationen errichteten Vertrag. Eine Fortsetzung dieses Artikels in der 20. Lief. v. 9. Mai unter der Aufschrift: „Liguorianer".

Katzenmusik-Scandal. Zuschauer Nr. 71 vom 5. S. 562—564. Der Artikel ist von Ebersberg und es war unter allen Journal-Stimmen jener Tage vielleicht die einzige, die sich gegen das allgemeine Geschrei vernehmen ließ: „Das sind also jene vier Artikel" (die von der Oe. D. Ztg. mitgetheilten Schriftstücke) „welche nicht blos Besorgnisse der Reaction, sondern auch ein brutales Scandal verursacht hatten! Unserer Meinung nach war der Fürst-Erzbischof verpflichtet

für die Bedürfnisse einer Congregation die unter seinem Hirtenstabe stand Vorsorge zu treffen. Er ist in seinem Erlasse über diese Pflicht auch nicht eine Handbreit hinausgegangen. Den Vertriebenen weder Pässe noch Unterhalt noch ein schirmendes Dach bieten — welches Menschenherz könnte das fordern? Und wenn sie die größten Verbrecher gewesen wären, durfte man ohne gerichtliches Urtheil ihr Vermögen confisciren, ihre Asyle durchstöbern?“ Anders allerdings, meinte Ebersberg (vgl. Jahrg. 1883 S. 102), gestalte sich die Sache, wenn es sich um den ferneren Bestand der Congregation oder um deren Aufhebung handle. Diese Aufhebung hätte die Regierung schon früher aussprechen „und einem katholischen Lande damit die harte Schmach einer ungesetzlichen Gewaltthat ersparen sollen“.

Der versiegelte Brief von der Anna Sch † † † † an den hochw. Pater Starkes im Liguorianer-Kloster vor drei Tagen gefunden. 2 Bl. 4to. Ludwig (6. Mai).

Verdienen die Liguorianer Pensionen? Const. Nr. 39 vom 6. S. 695. „Ich beginne mit der Frage: Verdienen Verbrecher Pensionen? Und sind die Liguorianer keine Verbrecher? .. Was hat man mit unsern großen Freiheits-Aposteln gethan? Man hat sie gehängt, in den Gefängnissen zu Tode gequält, ihr Lebensglück, ihre Gesundheit zerstört... Um wie viel edler das Volk als die Tyrannen sind, das beweist daß es Metternich und dessen Knechte blos davon gejagt, keineswegs aber ihr Blut gefordert hat. Nun erkühnen sich noch diese Knechte der Finsternis Pensionen vom Volke zu fordern? Dann werden Čapka und Metternich dasselbe thun! .. Diese Herren mögen sich an den Verein zur Unterstützung von entlassenen Sträflingen wenden“. ...

Die Flugschriftenweiber sagen ihre Mannung über die zurückgekommenen Liguorianer, die sich als „Söhne des Volkes“ wieder einnisten wollen, über die nirnuzigen Liguorianerfreundinen und sonstigen faden Puzkredln u. s. w. Geschrieben und herausgegeben von an Wiener Flugschriftenweib (welches auf der Titelseite hinter ihrem Auslagekorb sitzend und ein Blatt ausrufend abgebildet ist); 2 Blatt in 4o, Lell.

Richard Riegler. Der Papst und die Liguorianer. Was die Glocken in Rom gemacht haben. Die Liguorianer wollen wieder her! Habt Acht! Sie sind schon da!! 2 Blatt in 4to. Die Glocken der Wiener Kirchen reisen am Charfreitag nach Rom, erheben ihre Stimme gegen den dort angeschürten italienischen Aufstand, kommen auf ihre Schicksale in der letzten Zeit zu sprechen und ziehen einmüthig gegen „die Böhmin, unsere vertriebene Liguorianerin“, los, die aber ergrimmt der Lichtenthalerin zuruft: „Wart nur bissel, kecke Luder, mir kummens schon wieder nach Wien, aber dann schaute zu, wie wir wern machen. Ich bleib ich zuruck, do red ich mit Papst, bring ich Brief von Bürger und zeig Bewilligung für Stadt Wien“.

Die Liguorianer wollen zurück! Feierlicher Protest dagegen von Oesterreichs Völkern. 2 Blatt in 4to. Jos. Ludwig, 3 Ausg. Am Schluß heißt es: „Und nun Mitbürger erhebt euch allesammt wie ein Mann und protestirt gegen die Absichten der drei Machthaber (Erz-

bischof, Minister Pillersdorf und Regierungspräsident Talacko), erkläret laut und einstimmig daß ihr die Liguorianer nicht wollt, daß ihr nicht an den Gott der Liguorianer sondern an jenen allmächtigen Lenker der Völkergeschicke glaubt der sich in Christo, in Kaiser Joseph und in den glorreichen drei Märztagen geoffenbaret. Jetzt Volk rede noch einmal in unterthänigen aber ernsten Worten zu deinem guten Kaiser, dann aber — sollte deine Stimme misdeutet werden — wirst du handeln; denn dein ist die Macht und die Herrlichkeit des schönen Oesterreichs bis in Ewigkeit! Amen".

Die Liguorianer kommen zurück! Wünsch' wohl g'speist zu haben. (Auf dem Titelblatt ein davonlaufender Liguorianer — derselbe wie auf dem Flugblatt „Das letzte Stündlein der L." s. Jahrg. 1883 S. 104 — und ein ihm nachglotzender und nachschreiender Mann aus dem Volk) 2 Blatt in 4to. „Es ist ein geistliches Oberhaupt welches man stets mit Unrecht Milde nennt! Es ist ein Bürger den ihr gleich am Bart erkennen werdet ... Darum Brüder und Schwestern seid auf eurer Hut! Kämpfet mit der euch zu Gebote stehenden Thatenkraft gegen das Eindringen dieses bestialischen Uebels!" ...

Philipp. Der gefangene Liguorianer. 1 Blatt fol. Klopf u. Eurich.... „Um aber allen und jeden Zweifel von dem fest ausgesprochenen Willen ihrer Rückkehr zu nehmen, so erzähle ich euch, daß gestern schon ein solches eingeschlichenes niederträchtiges Subject in der Nähe von unserer hochgeachteten Universität von mehreren braven Nationalgarden eingefangen wurde... Und wer glaubt ihr, meine guten Leute, ist es der sich so warm für diese Söhne des Gott-sei-bei-uns annimmt? Ihr meint etwa ein recht wilder roher und unbedeutender Mann? Nein! Und abermals Nein! Der Mann ist weder ein Wilder noch roher Natur, er ist sehr ‚Milde' ‚Milde' wie ein Seelenhirt."

* * *

Es folgte nun eine Reihe von Abdankungen und Widerrufen. Der Minister-Präsident Graf Ficquelmont dankte ab, der Regierungs-Präsident Talacko von Jestětic dankte ab, der N. G. Ober-Commandant Graf Hoyos dankte ab, Pfarrer Wiesinger dankte ab. Der Fürst-Erzbischof Milde widerrief, Pofessor Fesl widerrief, der Bürger Haubner widerrief; sein Schicksalsgenosse Flaschhart hatte bereits widerrufen, Parth sollte noch widerrufen. Der Vierte im Bunde Navratil muß eine minder bekannte, oder eine auf seinem „Grund" beliebte Persönlichkeit gewesen sein, weil man rücksichtlich seiner weder von Katzenmusik noch von Widerruf etwas vernahm.

Sowohl Abdankungen als Widerrufe waren Erfolge der herrschenden Gewalten des Tages, denen man sich beugte oder denen man aus dem Wege gehen wollte. Letzteres war bei dem Grafen Hoyos der Fall

da er sich in entscheidenden Augenblicken machtlos einem Institute gegenüber sah, das den Beruf der Wahrung und Beschirmung der constitutionellen Rechte hatte und das er in so gemeiner Weise an Straßen-Scandalen mitwirken, Spür- und Häscherdienste gegen die verfolgten Liguorianer verrichten sah; denn es ist nicht bekannt geworden daß in letzterer Hinsicht, wie das n.-ö. Regierungs-Präsidium vom N. G. Ober-Commando verlangt hatte, ein Verbot fernerer Verfolgung der Redemptoristen seitens der Volkswehr wäre erlassen worden. Graf Hoyos ließ sich auf vielseitige Vorstellungen bewegen sein dornenvolles Amt noch einmal zu übernehmen, und es schien als sollte ein besserer Geist in das Institut kommen. Am 6. Mai abends war wieder einmal eine Katzenmusik — es war am Neubau gegen den Seidenzeug-Fabricanten Faßbinder — an der sich die Nationalgarde nicht betheiligte, wo sie vielmehr die wüsten Haufen mit gefälltem Bajonnet auseinandertrieb, was alle ordnungsliebenden Bürger priesen, während die Hetzblätter darüber in ungezähmte Wuth geriethen [1]).

In der Leopoldstadt erschien am 4. „zur Beruhigung des Publicums" eine Kundmachung: die Gemeinde Leopoldstadt habe sich aus dem Munde der Cooperatoren die Ueberzeugung verschafft, „daß Herr Pfarrer Anton Wiesinger heute Vormittag seine Stelle niedergelegt und sich bereits von hier entfernt habe". Nun kroch auch Prof. Fesl, der seinen Wohlthäter früher so warm in Schutz genommen hatte, zum Kreuz; er verwahrte sich dagegen daß man ihn „für einen Freund des Pfaffen-Regiments und des katholischen Aberglaubens" halte und verübelte es dem Erzbischof daß er sich nicht zu der Erklärung herbeigefunden: „die Congregation der Redemptoristen sei aufgelöst und werde nie wieder geduldet". Der Fürst-Erzbischof aber erklärte in einem öffentlichen Anschlag daß er niemals „eine Bittschrift um Zurückberufung der Redemptoristen-Priester unterschrieben oder einen Schritt dafür gethan habe". Haubner endlich leistete „Abbitte für seine Unterschrift auf dem Gesuche wegen Ausfolgung des Privat-Vermögens der Redemptoristen laut

[1]) Freim. Nr. 33 vom 9. S. 136: „Das sind Unterhaltungen! Stadt-Nationalgardisten haben bei Katzenmusiken jederzeit Prim- und Solo-Stimmen gehabt, weshalb auf einmal diese mörderische Wuth gegen die Katzenmusiker in den Vorstädten? Was den städtischen Musicanten Ficquelmont war, das war den Vorstädtern der Faßbinder."

Oe. D. Ztg. vom 3. Mai, worin aber von Zurückberufung derselben keine Rede war" [1]).

Kundmachung. Von der Gemeinde Leopoldstadt den 4. Mai. 1 Bl. fol. Unterzeichnet von den Cooperatoren Anton Grusch a, Bartholomäus Ehrlicher, Jos. Marek; dann von Klaug Gemeinde-Vorstand, J. Schmidt Gerichts-Beisitzer, Raphael du Beine N. G. als Zeuge ꝛc.

Erklärung des Professors Fesl. Wien 4. Mai. Quer-fol. Lell. „Das Gerücht daß ich ꝛc. ist grundlos und unwahr." Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof. Quer-fol.

Unter der Rubrik „Von der Straße" brachte der Freim. Nr. 31 vom 6. S. 116 einen Artikel gegen die Erklärung Milde's: „Wie, hat der Erzbischof in seinem Schreiben an den Minister nicht ausdrücklich erklärt daß er willens sei die Liguorianer in seiner Diöcese anzustellen? Ist das keine Zurückberufung? Oder sollte der Beisatz es entschuldigen, er wolle sie als Seelsorger auf dem Lande anstellen? Gott beschütze die Bauern vor Liguorianer-Pfarrern! Das hieße den Fluch des Himmels auf sie herabschwören!"

Die Heldenthaten der ersten Mai-Tage begeisterten einen Schriftsteller zu einem neuen großen Werke. M. Rumpelmayer, nom de guerre Johannes Nordmann, schrieb „in der Nacht des 2. Mai 1848", also unmittelbar nach der glorreichen „Volkskundgebung" in der Bischofsgasse, die Ankündigung desselben, das er marktschreierisch für das „Resultat seiner Forschungen", denen eine „ungeheure Anzahl von Briefschaften aus allen Weltgegenden" zugrunde gelegen, ausgab. Die Ankündigung brachte die abgedroschensten Kreuzerblattl-Phrasen über den Ursprung der Redemptoristen, die er gleich allen Katzenmusik-Politikern jener Tage mit den Jesuiten vereinerleite: Ignaz von Loyola und Alphons Maria von Liguori „stehen in der Legende der Heiligen; verflucht aber sei ihr Name in alle Ewigkeit, Amen!" Das banale Gewäsch über den Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" und andere Dinge, die man den Jesuiten, keineswegs den Redemptoristen von denen doch das Buch allein handeln sollte, vorwarf: „Das Glück der Völker lag in ihren Händen", „sie spielten um Kronen", „in ihrer Garküche wurde die Kraftsuppe gekocht die man im gewöhnlichen Leben Gift nennt" ꝛc. ꝛc. bildete ein würdiges Seitenstück zu der Verherrlichung der Großthat vom 7. April S. 13: „Nur ein fanatischer Dummkopf oder ein jesuitischer Schuft wird die

[1]) Ob die Erklärung durch den Druck veröffentlicht wurde ist mir unbekannt. Ich zweifle; da sonst in meiner Sammlung, wo ich blos das Concept oder eine Abschrift davon besitze, ein Abdruck kaum fehlen würde.

gerechte Volks-Procedur verdächtigen wollen". Behufs Raumfüllung — das Werk sollte in einer langen Reihe von Lieferungen erscheinen — trug der Verfasser kein Bedenken S. 14—23 ein ihm aus Anlaß seiner Ankündigung zugekommenes Schreiben von „Jonas Südmann" abzudrucken, dessen treffende und witzige Abfertigungen er mit eben so anmaßenden als geistig hohlen Zwischenbemerkungen begleitete.

Noch einen zweiten Brief empfing Nordmann, worin ihm ein „K e i n Liguorianer" unterzeichneter Anonymus eine Anzahl von Liguorianer-Briefen zusandte, die er in dem Nachlasse einer ihm „verehrten Verwandten" gefunden: „nachdem aber selbe durchaus nicht geeignet sind spitzfindige Misdeutungen und Verleumdungen herauszufinden, die Liguorianer auch nie versuchten das Vermögen meiner Verwandten, einer hochbejahrten Frau, durch Erbschleichen an sich zu bringen, so werden Ihnen meine Documente zu Ihrem Zwecke nichts nützen. Wünsche", so schloß das Schreiben, „daß, wenn Sie ja an eine Ewigkeit glauben sollten, Sie so ruhig an Ihre Sterbestunde denken können wie die Liguorianer". Auch dieses Schreiben wird S. 46 abgedruckt und dazu vom Verfasser frivol bemerkt: über seinen Glauben an die Ewigkeit stehe niemand eine Frage zu; „doch will ich meinen Unglauben an die Fortdauer der Liguorianer offen darlegen und sie nach eigenen Kräften unmöglich machen".

Die weiteren Lieferungen brachten S. 49—108 die „Constitution der Congregation des Allerheiligsten Erlösers", und sodann eine lange Reihe von Actenstücken, Haus- und Küchen-Rechnungen, Missions-Berichte, endlich Briefe von frommen Anhängern und Anhängerinen der Congregation, über deren indiscrete Veröffentlichung jeder anständige Mensch nur e i n Urtheil haben konnte!

Die fürst-erzbischöfliche Kapuziner-Predigt. Unterzeichnet: M. R. Hum. Nr. 108 vom 5. Abdruck der Hauptstellen aus dem Hirtenbriefe Milde's von 27. April, der im Eingang und zum Schluße des Artikels in der frechsten Weise verhöhnt und angegeifert wird. Se. fürstliche Gnaden haben sich das „Privat-Vergnügen" gemacht „die bekannte Kapuziner-Predigt aus ‚Wallenstein's Lager' in schlechte Prosa zu übersetzen und dieselbe zur allgemeinen Erheiterung in dieser traurigen Zeit als Sendschreiben an die Gläubigen der Wiener Erz-Diöcese zu erlassen". Gegen die „fast sentimentalen Sympathien für die vertriebenen † † † Liguorianer" bemerkt der Verfasser, daß die letzteren „denn doch nicht s o nackt und hilflos sein mögen als er sie schildert, eine Ueberzeugung die durch die bei ihrer Vertreibung aufgefundenen Briefe bestätigt werden dürfte"... Deuten diese Schlußworte nicht auf R u m p e l m a y e r, der mit seinem Aufsatze Reclame für sein in Lieferungen erscheinendes großes Werk machen wollte?

Die Liguorianer! Ihre Constitution und Correspondenz. Nach authentischen Quellen herausgegeben von Johannes Nordmann. Mit einem Schlußworte von Horatio. Wien Lechner 1849; 8vo VI u. 480 S. Die zehn Lieferungen, in denen das Werk erschien, zogen sich vom Mai 1848 bis in das folgende Jahr hinein, das darum auf dem Titel zu lesen ist. Gustav Kühne hat das Werk in seinem „Tagebuch aus bewegter Zeit" (Leipzig Denicke 1863) S. 714—721 besprochen. Der sächsische Protestant theilt natürlich den Abscheu von „Hans Rumpelmayer-Nordmann" vor dem katholischen Institut der Redemptoristen-Congregation, läßt sich über die „Masse von Erbärmlichkeiten" aus „die dem Lustspiele manchen Stoff liefern könnten", über die „Jämmerlichkeit der menschlichen Creatur" u. dgl. m. Dabei ist aber Kühne ehrlich genug zu bekennen, er habe nach der „Einleitung" des Verfassers in den von demselben mitgetheilten Schriftstücken „eine Reihe von Schandthaten" erwartet, davon aber nichts gefunden. Auch würde der Verfasser, meint Kühne, besser gethan haben „sie im Auszuge zu geben". „Die Beichtbriefe unschuldiger Lämmer sind in der Sammlung das interessanteste." Über den süßlichen überspannten Inhalt derselben bemerkt Kühne: „Es fällt uns nicht bei dies alles im sträflichen Sinne deuten zu wollen, aber vieles erinnert an die Conventikel der protestantischen Mucker. Fast alles hat einen höchst naiven, kindlich kindischen Anstrich."

Ein Beitrag mehr zur gehörigen Würdigung der Liguorianer. Von J. M. Schleichert Jurist der IV. Comp. Th. Ztg. Nr. 111 vom 9. Er hatte am 6. von der Hauptwache im bürg. Zeughause aus den Posten im ehemaligen Liguorianer-Kloster bezogen, durchstreifte die Zimmer, und was fand er da?! Brief-Couverts an den General-Vicar, an die Frau Oberin Maria Coelestine — „die Frau Oberin und der P. General-Vicar standen also in Briefwechsel!" —, dann einen mit Bleistift geschriebenen von Frauenhand an P. Martin Stark gerichteten Brief. Aus dem Inhalt desselben kann ein Unbefangener, weil er die thatsächliche Grundlage der darin vorkommenden Andeutungen nicht kennt, unmöglich klug werden; unser Jurist aber findet heraus, daß es sich dabei 1) um eine Erbschleicherei und 2) um ein unsittliches Verhältnis handelte.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Jesuiten. Mitgetheilt von Alexander Skofitz. Th. Ztg. Nr. 112 vom 10. S. 450. Geschichte einer Verführung im Beichtstuhl, angeblich von dem unglücklichen Opfer erzählt im December 1847 in Moll's Apotheke unter den Tuchlauben.

Die Liguorianer-Hetze währte fort, als Choragus im Gekläffe Allen voran der „Freimüthige". In der Nr. 31 vom 6. Mai brachte er nicht weniger als sechs Artikelchen: S. 126 über die Ansprache des Fürst-Erzbischofs wegen der Redemptoristen; S. 129 „Ich wittere Liguorianer-Luft" und „Forderung der Bürger um Aufhebung der Mönch- und Nonnen-Klöster"; S. 128 „Bremsen für Jesuiten-Freunde" (gegen

Professor Fesl als ehemaligen Vertheidiger des Pfarrers Wiesinger); dann unter den „Privat-Mittheilungen der Redaction" noch einmal gegen Milde und den Brief eines „aufgeklärten Mönchs".

Zwei Tage später erfolgte die erste Großthat des Ficquelmont-befreiten Ministeriums Pillersdorf. Ihr Inhalt und Wortlaut war wie folgt:

Da die in der neueren Zeit in der Monarchie eingeführte Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinen, dann der Orden der Jesuiten mehrmal zu Störungen der öffentlichen Ruhe Anlaß gegeben hatten; da sie bei dem Widerstande, welchen sie in den Gesinnungen und in dem Bestreben aller intelligenten Classen gefunden haben, nicht im Stande waren ihre Bestimmung zu erfüllen; und da die bestehenden kirchlichen Institutionen hinreichen um für die Bedürfnisse der Religion, des Unterrichts und der Volksbildung entsprechend zu sorgen, so hat der Minister-Rath den Entschluß gefaßt auf die Aufhebung der Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinen und des Ordens der Jesuiten bei Sr. Majestät anzutragen, welchem Antrage Se. Majestät die Allerhöchste Genehmigung zu ertheilen geruhten.

Der Artikel erschien im amtlichen Theile der Wr. Ztg. Nr. 128 vom 8. Mai und zwar — so charakteristisch fügte es der Zufall! — unmittelbar nach einem andern Artikel von einigermaßen verschiedenem Inhalt und Wortlaut:

Seine Majestät haben mit wahrem Bedauern aus einer Eingabe achtbarer Israeliten die kürzlich in Presburg gegen die israelitische Bevölkerung stattgefundenen Attentate vernommen, und Ihr schmerzliches Misfallen über die gesetzlosen Vorfälle und Verletzungen der öffentlichen Sicherheit, die jedes Mitglied des Staates ohne Unterschied des Standes und der Religion anzusprechen berechtigt ist, auszudrücken geruht. Es ist der ernste Wille des Kaisers daß dieser Schutz keinem seiner Unterthanen versagt werde.

Es ist überflüssig Glossen über den Gegensatz dieser beiden Erlasse zu machen: die einfache Zusammenstellung derselben spricht nicht, sie schreit. Nur die eine Bemerkung soll — mit Beziehung auf das im Jahrg. 1883 S. 179 gebrachte Bänkelsängerlied — nicht unterdrückt werden: daß sich die verantwortlichen Räthe Sr. Kais. Königl. Apost. Majestät mit jenen beiden Kundmachungen auf eine Stufe stellten mit den Heroen der Gassen-Literatur, auf die Stufe einer verschiedenen

Beurtheilung und Behandlung der verfolgten Wiener Redemptoristen und der verfolgten Presburger Juden!

Die Liguorianer waren also nicht blos vertrieben, ihre Congregation war aufgehoben! Ihr Gebäude in der Passauer Gasse stand vorläufig leer und es tauchten die verschiedensten Vorschläge auf, dessen Räume öffentlichen Zwecken dienstbar zu machen[1]). Es galt jetzt für jene die auf der Hochwart der Freiheit standen, nur Acht zu haben daß keine von den verfolgten und vervehmten Personen zurückkomme. Diese Furcht tauchte immer wieder auf. Am 18. Mai rief der „Freimüthige" (Nr. 41 S. 169): „Zwei Liguorianer sind noch da! Auf der Universität erschien ein Mann und brachte die Numer eines Hauses in der Vorstadt, wo zwei Liguorianer wohnen sollen. Denen könnte es schlecht gehen!"

* * *

Die neue Liguorianer-Hetze hatte eine neue Kloster-, Pfarrer- und überhaupt Geistlichen-Hetze in ihrem Gefolge. Am 4. Mai hielt der Jurist Anton Willner auf der Aula einen Vortrag über die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit der Klosteraufhebung die, wie ein Bericht lautete, „in ruhigem Tone gehalten" mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Die Wirkung aber war eine solche wie wenn die Rede im unruhigsten Tone gehalten worden wäre. Denn die Nacht vom 4. zum 5. war abermals eine sehr bewegte. Es hieß, Arbeiter würden massenweise in die innere Stadt kommen; die Klöster, namentlich das zu den Schotten, sollten gestürmt werden. Nationalgarde rückte aus, besetzte die Thore und die vorzüglichsten Plätze. In der Hauptsache geschah nichts. Nur am erzbischöflichen Palais fand man am andern Morgen mit fetten Lettern „National-Eigenthum" geschrieben; ein requirirtes Commando unter Befehl des Dr. Giskra besetzte das Innere zum Schutz gegen versuchte Angriffe[2]).

In diese Zeit fiel auch eine bewaffnete Ausfahrt nach dem Stifte Heiligenkreuz, unternommen von einer Schaar von Rittern, die durch das

[1]) Unter andern bat am 8. Mai Anton Ritter von Perger Professor der Anatomie an der Ak. d. Bild. Künste das Ministerium um zwei bis drei Zimmer im Erdgeschoße um daselbst eine „Auskunfts-Anstalt für Gesuchsteller aus dem Volke" einzurichten; er legte ein Namensverzeichnis einer Anzahl von Juristen bei, die sich erboten hatten in diesem Auskunfts-Bureau thätig zu sein.

[2]) Freim. Nr. 30 S. 122.

Vielweis'sche Schimpfblatt (s. Jahrg. 1882 S. 164, 169) auf die Meinung gebracht waren, sobald sie sich zeigten würden die Bauern in Masse aufstehen und sich zu ihnen schlagen um gemeinschaftlich das Kloster zu stürmen. Als nun der vier Mann starke Vortrab in die Nähe des Ortes kam waren allerdings, auf die Nachricht es sei etwas gegen das Kloster im Werke, Bauern aus den Dörfern der Umgegend zur Stelle, einige mit Flinten, die meisten mit Heugabeln bewaffnet; aber nicht zur Unterstützung der Angriffslustigen, sondern zur Abwehr derselben, die sich nun geschreckt zum Hofrichter flüchteten und diesen um Schutz anriefen. „Den Herrn Hofrichter, einen sehr gebildeten guten Mann, ergriff herzliches Mitleiden, und nachdem er den flehenden Helden einige wohlgemeinte ernste Lehren ertheilt, bat er die biedern Waldbewohner diese armen Häscher zu schonen", was denn auch geschah [1]).

Das Geschrei wegen Einziehung des Kirchengutes wurde wieder heftiger als je. „Was soll abgeschafft werden?" fragte der „Freimüthige" (Nr. 29 S. 119 f.): „Geldsendungen der Pfaffen nach außen; denn wir brauchen Geld nach innen". Die Missionen in dem heil. Lande wiesen, hieß es, einen Betrag von 48.921 fl. 28 kr. aus, die Summen über welche die Leopoldinen-Stiftung gebiete seien noch viel größer. Im „Humorist" (Nr. 112 S. 463) brachte Karl Scherzer aus der Revolutions-Geschichte von Thiers die Worte einer Deputation von St. Denis an die in ihrer Kirche aufgestellten Heiligenbilder: „O ihr, ihr Werkzeuge der Verblendung, ihr überglücklichen Heiligen, seid einmal Patrioten, erhebet euch insgesammt, dienet dem Vaterlande indem ihr euch in der Münze umgießen lasset, und macht in dieser Welt unser Glück das ihr uns erst in der andern bereiten wollt!" [2]) In der „Constitution" (Nr. 51 S. 701 f.) gab „Ein schlechter Kerl" seiner Freude darüber Ausdruck „daß die Ungarn nichts zahlen wollen"; denn dies werde Veranlassung sein daß der Staat nicht länger zaudern könne die Klöster aufzuheben.

---

[1]) Abenteuerlicher Feldzug nach Stift Heiligenkreuz im Walde. Eine wahre Begebenheit der neuesten Zeit von Joh. Engelbert. Th. Ztg. Nr. 109 vom 6. Mai S. 439.

[2]) „O vous, vous instruments du fanatisme, saints bienheureux, soyez enfin patriots, levez-vous en masse, servez la patrie en allant vous fondre à la monnaie, et faites en ce monde notre bonheur que vous voudriez faire dans l'autre."

Die Verleumdungen gegen die Pfarrer und Seelsorger überhaupt nahmen jetzt hauptsächlich die Richtung an daß man sie verfassungswidrigen Benehmens, constitutions-feindlicher Kundgebungen von der Kanzel, im Beichtstuhle beschuldigte und daher als Werkzeuge der Reaction ausschrie. Von einem Prediger der Minoriten in der Alser-Vorstadt ging das Gerede daß er gegen die Studenten gepredigt habe; in der Nacht vom 14. zum 15. Mai gab es eine Ansammlung von Leuten vor dem Kloster-Gebäude; es scheint aber zu keinem besondern Auftritte gekommen zu sein. Der Caplan Eduard Dietrich zu Wiener-Neustadt wurde beschuldigt gegen die Verfassung gepredigt, die Constitution und die Preßfreiheit verflucht, in seiner Wuth Eltern und Kinder mit in den Fluch hineingezogen zu haben. Der angegriffene Cooperator parirte den Ausfall: er habe von der Constitution „nie, auch nicht indirect, am allerwenigsten aber dagegen", je auch nur ein Wort gesagt, wohl aber über die „guten und schlechten Früchte" der Preßfreiheit, die er „einen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen" genannt habe. Die Behauptung, er habe zu der Taufe eines katholischen Kindes einen protestantischen Pathen nicht zugelassen, hielt er aufrecht; denn er habe dabei nach kirchlichen und weltlichen Gesetzen gehandelt. .. Caplan Dietrich war in seinem vollkommenen Rechte; allein den Angriff hatte die „Constitution" (Ank. Bl. zu Nr. 46 S. 19 f.) gemacht, die Vertheidigung war in der — „Wiener Zeitung" (Nr. 146 S. 700) erfolgt: waren das gleiche Waffen?!

Das Stift Kremsmünster betreffend. Gegeben vom Stifte am 4. Mai 1848. Th. Ztg. Nr. 117 v. 16. S. 471 f. Widerlegung der dem Stifte gemachten, vorzüglich den „Geld- und Getreide-Wucher" betreffenden Vorwürfe.

Menschenfreundlicher Aufruf an den hochw. Herrn Prälaten von Mölk. Freim. Nr. 29 v. 4. S. 120. „Heraus mit dem unermeßlichen Geldvorrath den Sie durch so viele Jahre als ausgezeichneter Ökonom gesammelt, Primas Präses Vorsteher der reichsten Abtei in Österreich."

Eine gerechte Bitte großjähriger Kinder an ihren geistlichen Vater.

Setzet immer voraus daß der Mensch im Ganzen das Recht will,
Im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Unterzeichnet „im Namen der alluminirten (sic) Menschenclasse von J. S. (J. M. Schleichert?) Const. Nr. 39. v. 6. S. 602 f. Die Tendenz gipfelt in dem gesperrt gedruckten Satze: „Erkläret offen und frei Eure Güter als die in Zeiten des Überflußes aufgehäuften Schatzkammern der Nation." Die Form ist die einer Ansprache („Ehrenwerthe Väter"), gestellt von den „auf schleunige Besserung hoffenden Söhnen: Martin Luther Ex-Mönch, J. J. Rousseau wirkl. Proletarier, Carl Bourbon Arbeiter, Ludwig Philipp Ex-Banquier."

Joh. Nep. Brenner Aufruf an den gesammten katholischen Clerus des österr. Kirchenstaates.

„Thuet Werke der Barmherzigkeit, und erfüllet den erhabenen Spruch Eures göttlichen Herrn und Meisters."

Wien 10. Mai. Wand. Nr. 115 vom 13. „Die vermeintlich Euch gehörigen Schätze sind ein angestammtes Eigenthum des Staates, ein National-Eigenthum wozu Euch der Staat bisher die Verwaltung überlassen hat. Warum weigert Ihr Euch daher so lang fremdes Eigenthum seinem rechtmäßigen Besitzer auszufolgen?"

Bittschrift an den großen Todten Joseph II. Opp. f. B. u. R. 22. Lief. vom 11. „O gib uns, gewiß selige Majestät, den Schlüßel zu diesen Fundgruben, der Du mit den Schätzen von Maria-Zell bei weitem mehr Wunder thatest als das Gnadenbild so lang es besteht, und Millionen werden vom Drucke der ungeheuren Nationalschuld befreit zu neuem Leben erwachen, und Du wirst von Millionen Deiner dankbaren Kinder heiliger gesprochen werden als wenn ein Pius IX. Dich heilig gesprochen hätte."

Das Serail in St. Helena. Ein ernstes Wort an Pfarrer, ihre Köchinen und Wirthschafterinen. Von Friedrich Schmerz; 2 Bl. kl. 4to., Friedrich.

Über Begräbnis-Taxen nach dem Leichen-Tarif. Gespräch des constitutionellen Herrn Praxl mit dem nicht-constitutionellen Herrn Pfarrer N. M.

Den Reichen Glanz und Pracht bis in den Tod begleitet,
für den Armen auch nicht eine Glocke läutet —
Doch nur die sanft im Grabe ruh'n,
die im Leben das was recht ist thun! Alter Spruch.

1 Bl. fol. Ludwig. Als Verfasser dieses im Vergleich zu andern Pamphleten ziemlich anständig gehaltenen Flugblattes wurde „ein schlichter Handwerker" Franz Gaber genannt.

Ank. Beil. z. Const. Nr. 44 v. 12. S. 13 f. Über das in der Wr. Ztg. v. 14. April enthaltene Robot-Ablösungs-Patent. In Nieder-Österreich seien außer vielen sehr einträglichen Propsteien und Dechanteien „zwölf sehr reiche Stifte: warum sollen diese Stiftsgeistlichen, die gegen andere Staatsbürger und Staatsbeamte als wahre Faullenzer erscheinen, ein solches großes Staatsvermögen vergeuden und für sich Millionen zurücklegen, während der Staat mit allen seinen Unterthanen jetzt der größten Noth ausgesetzt ist." Auf den Gütern dieser Stifte wäre die Robot sogleich aufzuheben; aus dem übrigen Vermögen derselben wären zuvörderst die weltlichen Grundherrschaften für den Entgang der Robot zu entschädigen; darnach würde dem Staate „noch ein so bedeutender Überschuß verbleiben, womit er entweder einen bedeutenden Theil der Staatsschuld tilgen oder sich aus der gegenwärtigen drückenden Finanzlage vollkommen retten könnte."

Auch eine Meinung. Mit Anwendung des vom Verfasser gebrauchten Motto's „Herr verzeih &c." auf ihn selbst. In Sache der Stifte und Klöster. „Herr verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht was sie schreiben!"

Variirter Spruch der Schrift. Wand. Nr. 115 v. 13. Unterzeichnet: „Ein Unparteiischer der sich auf Verlangen nennt", wozu aber gleich die Redaction die Bemerkung machte: „(Und welcher auf vier Meilen nach Schwefel riecht)", wie sie überhaupt sehr unartig und unerlaubt sich herausnimmt, in den Text des ihr unbekannten, die Klöster, besonders Klosterneuburg Mölk und Schotten vertheidigenden Verfassers höhnische Ausrufe, Fragen und Bemerkungen in der Klammer dazwischen zu schieben.

Idee über die Mittel dem Staats-Credite aufzuhelfen und der bestehenden finanziellen Nothlage zu steuern. Von Dr. Karl Haller. Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 43 vom 14. Unter den Mitteln nennt der Verfasser IV: Die Besteuerung der Erzbischöfe Bischöfe Domherren Pfarrer nach gewissen Quoten, die begüterten Stifte mit dem Fünftel ihres inventirten Gesammtvermögens; Herausgabe sämmtlicher goldenen und silbernen Geräthschaften mit Ausnahme der zur anständigen Haltung des Gottesdienstes nothwendigen.

Öffentliche Vertheidigung. Unterzeichnet: Michael Tauscher Ortsrichter der Gemeinden St. Helena Rauhenstein und Dörfel. Wr. Zft. Nr. 135 von 15. S. 650. Gegen den Pseudonymus Schmerz, der den Pfarrer von St. Helena bei Baden angegriffen hatte.

Zweite Gimpel-Versammlung in Wien, oder: Krieg allen Spatzen; 18. Mai (Auf dem Titel ein kleinerer und ein größerer auf der Brust roth bemalter Gimpel); 2 Bl. 4to Zu haben rc. (wie oben S. 123). U. a. gegen den Pfarrer in Fünfhaus aus Anlaß der Kosten für die Beerdigung eines Kindes: „Wanns net so viel Geld habts, so laßts enger Kind in Sack einnähn!" Zu bemerken ist daß 1848 weder in Fünf- noch in Sechshaus eine Pfarre bestand.

M. Enk als Zeuge in der Klosterfrage. Von Fr. J. Schaffer. Th. Ztg. Nr. 120 vom 19. S. 483. Gegen den Artikel des „Unparteiischen" im Wand. von 15., der auch den Namen Enk's als eines hochverdienten Mitgliedes der geschmähten Orden angerufen hatte. Es wird nun aus einer Reihe von Stellen aus Enk'schen Briefen der Nachweis geliefert daß sich niemand unglücklicher im Kloster gefühlt habe als eben er.

Auch in der Hauptstadt der grünen Steiermark war es wieder auf einen kleinen Klostersturm abgesehen. Es ging zuerst von der „Pol. ind. Tages-Zeitung" aus, welche in Nr. 29 die Aufhebung mehrerer klösterlicher Vereine des Landes, namentlich weiblicher, in neuerliche Anregung brachte (vgl. Jahrg. 1883 S. 113 f.). Daran schloß sich eine in der Gr. Ztg. vom 14. Mai enthaltene Petition der Ordinarien des Grätzer Krankenhauses, welche die Entfernung der Barmherzigen Schwestern von der Pflege und Wartung der Kranken verlangte, weil dieselben auf gewissen Abtheilungen den Dienst verweigerten; weil sie männliche Kranke überhaupt, ohne das Schicklichkeitsgefühl zu verletzen und wegen ihrer körperlichen

Schwäche, nicht zu pflegen vermöchten; weil sie den Ordinarien in deren ärztlichen Anordnungen nicht immer Folge zu leisten bereit seien u. dgl. m. Allein die angegriffenen Klosterfrauen wußten die ihnen gemachten Vorwürfe Punkt für Punkt zu widerlegen, und da sich auch aus Laienkreisen zahlreiche Stimmen zu ihrer Vertheidigung erhoben, so scheint es zu nichts ernsterem gekommen zu sein.

Bittschrift. Grätz den 15. Mai 1848. Unterschrieben bis jetzt von 150 Frauen. 1 Bl. fol. An den Statthalter Grafen Wickenburg gerichtet. Die Petition nahm sich besonders um die Schulschwestern auf das wärmste an: „Auf das kräftigste aber protestiren wir gegen den Tadel der gegen ihre Erziehung der weiblichen Jugend ausgesprochen wird . . . Sie leiten unsere Kinder nicht zur Frömmelei an, sondern zur wahren Frömmigkeit wie wir es wünschen . . . Obscurantismus? Verdummung?! Nein, davon merken wir nichts. Die Jugend lernt bei den Schwestern in allen nothwendigen und nützlichen Gegenständen, in Sprachen und Kunst, so viel als ihre Kräfte fassen, als ihr künftiger Stand erfordert, als der beste Unterricht im väterlichen Hause bieten kann."

Petition der barmherzigen Schwestern an Se. Excellenz den Herrn Landes-Gouverneur zur Beleuchtung der Petition der Herren Ordinarien der k. k. Versorgungs-Anstalten in Grätz um Entfernung derselben von der Wartung und Pflege der Kranken. Grätz am 18. Mai 1848. Schwester Leopoldine Brandis Oberin. Schwester Romana Lampel Assistentin. 1 Bl. fol.

IX.

Reformatio Ecclesiæ in capite et in membris.

Bei der Frage wegen Aufhebung der Klöster war es, wenn auch hauptsächlich, gleichwohl nicht einzig und allein die geldliche Seite der Frage welche die treibenden Elemente vor Augen hatten: es war zugleich der reformatorische Trieb der sich ja vom ersten Augenblicke des Umschwunges sowohl im Schoße des Clerus als in der Laienwelt geltend machte. Der Staat war ein anderer geworden: sollte es in der Kirche beim alten bleiben? Im weltlichen Regiment war das was sich als schwach und unhaltbar erwiesen abgestoßen worden: gab es im geistlichen nicht auch Dinge welche die Probe des Zeitgeistes nicht bestanden? Z. B. die Klöster! Was sollen, meinten die Neuerungssüchtigen, in den heutigen Verhältnissen Institute die im finsteren Mittelalter entstanden sind? Wir

brauchen thätige, durch Arbeit sich und ihre Familien erhaltende, nicht aber in ihrem nichtsthuerischen Wohlleben von den Andern zu ernährende Staatsbürger. „Sind wohlhabende Ackerbauer Industrielle Handelsleute nicht bessere Menschen und bessere Christen als verarmte mit Tagesnöthen kämpfende wortmaulende Betbrüder?“ Der Klostermann, hieß es, werde zur Geistesträgheit erzogen, von der Welt abgeschlossen müße er Egoist werden; er werde verhindert in einem Buche zu lesen, „ich meine das Buch des eigenen Herzens, geschrieben von der Hand der Natur.“ Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft seien aus den Klostermauern verbannt; Kirchhofsruhe, die Ruhe seelenloser Vereinsamung, Verarmung des Geistes walte in ihnen. „Sich in Klosterzellen verkriechen, dem Wohlleben fröhnen und sorglos die Tage verschleudern, ist Verrath an der Zeit, an der allgemeinen Menschenbestimmung. Fort also mit den Klöstern!“ Um das Recht dazu war den Klosterstürmern nicht bang: „so wie der Landesherr vor Jahrhunderten das Recht hatte eine geistliche Corporation zu stiften, so hat der moderne Staat das unzweifelhafte Recht jede Behörde die er errichtet aufzulösen“...

Wer erkennt nicht auf den ersten Blick das trügerische, zum Theil blödsinnige dieser und ähnlicher Vorspiegelungen? Also weil A das Recht hat eine Widmung d. h. ein Geschenk zu machen, so hat B das Recht diese Widmung zu widerrufen, die Schenkung zurückzunehmen? Denn es hat ja nicht der Staat die Klöster gestiftet, es haben dies einzelne Landesherren, begüterte Privatleute gethan; viele fromme Gründungen sind auch durch vereinte Kräfte der Gläubigen zustande gekommen: mit welchem Rechte käme der Staat dazu dieselben zunichte zu machen? Er dürfte dies nur wenn sie staatsgefährlich wären, und es wird sich doch niemand zu beweisen getrauen daß es staatsgefährlich sei wenn sich eine Anzahl Personen zusammenthut um ein frommes beschauliches Leben zu führen. Stört das die andern Staatsbürger? Erschüttert es die Grundlagen der Gesellschaft? Wer behauptet, die Klöster brächten keinen materiellen Nutzen, zeigt nur daß ihm die Geschichte des Klosterwesens im noch uncultivirten Europa, das heutige Wirken von Mönchen z. B. den Trappisten in der römischen Campagna, auf der Balkan-Halbinsel, in Süd-Afrika völlig unbekannt ist. Ist es ferner nicht eine baare Unwahrheit zu behaupten, daß die Klöster für Kunst und Wissenschaft nichts leisten? Und schließlich: ist materieller Nutzen das einzige Ziel des menschlichen Lebens und Treibens? Lebt der Mensch nur vom Brode? Nur vom l e i b l i c h e n Brode? Und

ist von wirklichem Werth nur was sich auf die Wagschale legen oder mit der Elle messen und nach Geld schätzen läßt? Der Trost den Du in banger Stunde vor dem Altare suchst, der Schmerz der ein gebrochenes Herz in die Räume einer frommen Stiftung flüchtet, wäre gar nichts!?

C. R. Frühauf Über das Klosterwesen. Th. Ztg. Nr. 103 v. 29. April. Die meisten führe die Noth in die Räume des Klosters. „Ich sah Cleriker die vor Ablegung der Profeß rastlos in die Lotterie setzten" — dann muß die „Noth" bei ihnen nicht sehr groß gewesen sein! — „in der Hoffnung eine ausgibige Terne zu machen und dann die Ordensketten abwerfen zu können. Ich sah Cleriker am Abend vor der Profeß schaudern und weinen. Ich hörte sie sagen: ‚Nur einen sichern Gulden W. W. täglich und ich trete aus'". Die Beschäftigung der Klostergeistlichen ist, nach dem Verfasser, nichts als Essen Trinken Kartenspiel: „und wahrlich in solchen Künsten kann man in Klöstern Virtuosen finden. Während tüchtige Männer in den Stürmen des Lebens kaum gegen den Hunger geschützt sind, schwelgt die Klosterdrohne an Tafeln von zwanzig bis fünfundzwanzig Speisen und vortrefflichen Weinen."

Aufhebung der Mönchsklöster. Freim. Nr. 44 v. 23. Mai S. 182.

Wider die Nonnen-Klöster und nothwendige Aufhebung dieser Schaudergefängnisse im constitutionellen Österreich. Unterzeichnet: Der Mann des Volkes (Theodor Scheibe). 2 Bl. 4to.

Rundschreiben an die Weinschänken Klosterneuburger Keller, Schotten-Keller, Dornbacher Pfarrhof ꝛc.

Motto: Wollet ihr echten Wein,
Kehrt nur bei Pfaffen ein. Alte Melodie.

1 Bl. 8vo, gedruckt bei Fr. Schmid, Verlag von A. Wenedikt.

Die Geheimnisse des Bischofskellers als Fortsetzung des Rundschreibens: Dornbacher Pfarrhof ꝛc. 1 Bl. 8vo ebenda. Das erste dieser beiden Flugblätter ist mehr satyrisch gehalten; aus dem Schluße des zweiten geht aber die Tendenz hervor. Die Klostergeistlichen, heißt es darin, möchten den Betrieb von Schankwirthschaften auf ihre Rechnung aufgeben: „sie haben ja andere Einkünfte. Die Weinschänken und Bierschänken, die sind ein Dorn im Auge eines jeden nicht geistlichen Wirthes ... Geben Sie ein Geschäft auf, das Ihrem hohen Stande nicht angemessen ist, und Gott wird Ihnen auf einer andern Seite das einbringen was Sie dadurch verlieren!"

Fr. Römersdorfer Die geistlichen Proletarier. Const. Nr. 58 vom 31. Mai S. 743—745. Über das Verhältnis des kärglich besoldeten Pfarrverwesers bei den Serviten in der Rossau sowie des dortigen Meßners zu dem reichen Schottenstifte als Patron. Der Verfasser wendet auf erstere die Worte Leporello's an:

Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage wem's gefällt —

und bekennt bezüglich des letzteren sehr naiv: er könne sich „eben nicht rühmen ein großer Freund der Geistlichkeit zu sein. Oft schon habe

ich mich geärgert, wenn erkaufte Lobhudelei und Schmarotzer von den weltberühmten Thaten der sogenannten Herrenklöster und ihrer Vorsteher dummes erlogenes Zeug daher schwätzen. Da habt ihr, verächtlicher Literaten-Pöbel, einen Gegenstand der des Ruhmes am meisten bedarf. . . Ihr heuchlerischen Tischfreunde und pfäffischen Hof-Poeten habt vielleicht nicht gewußt daß auch die Clerisei ihre Proletarier hat; darum vernehmet die Nachricht von mir, eurem Verächter."

Erklärungen zu dem in Nr. 58 enthaltenen Aufsatze „Die geistlichen Proletarier." Const. Nr. 64 Ankünd. Bl. Unterzeichnet „Das Stift zu den Schotten". Eingehende Darlegung der rücksichtlich der Pfarre in der Rossau bestehenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse. Zum Schlusse heißt es: „Die Versicherung des Herrn Verfassers, er sei kein Freund der Geistlichkeit, glauben wir ihm aufs Wort. Allein von der Billigkeit und Klugheit auch unseres Feindes hätten wir erwartet daß er sich früher eine verbürgte und richtige Kenntnis der Sachlage verschafft haben würde, bevor er, auf einseitige und nicht ganz unparteiische Angaben hin, sein Verdammungsurtheil aussprach." (Im Abdruck komischerweise „Verdauungsurtheil" !)

Über den Benedictiner-Orden. Unbefangenen Staatsbürgern vorgelegt. Wien 1848. Fr. Beck. 29 S. 8vo Über den Begriff von „Orden" und „Regel" überhaupt und von den Benedictinern insbesondere; kurze Geschichte ihrer Stiftung und Ausbreitung, ihrer Verdienste namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht; Beruf und Stellung in der heutigen Zeit.

Nach der Aufhebung der Klöster wurde in den Kreisen der Laien kein Thema häufiger angeklungen und abgehandelt als die Aufhebung des Coelibats. Es waren im allgemeinen dieselben seichten Gründe, die wir schon früher kennen gelernt und nach ihrer Art gewürdigt haben (Jahrg. 1882 S. 176—179); nur daß jetzt, wo von Woche zu Woche alles mehr ins rohe ausartete, die Person des heiligen Vaters selbst mit in das Parteigetriebe hineingezogen wurde.

Wohl unterließen es die Vertheidiger des Coelibats nicht, immer wieder alle Gründe in das Treffen zu führen die für diese ehrwürdige Institution sowohl vom theoretisch-geschichtlichen als vom praktisch-seelsorgerlichen Standpunkte sprechen. Graf de Maistre hat es als „eine unter den Menschen aller Zeiten, aller Orte und aller Religionen herrschende Meinung" nachgewiesen, „daß die Enthaltsamkeit etwas himmlisches habe" und daß daher jede gottesdienstliche Handlung sich mit dem Umgang mit Frauen, selbst dem rechtmäßigen, nicht vertrage. Namentlich das Seelsorge-Amt der katholischen Kirche legt den Verwaltern desselben Verpflichtungen auf, die sich mit dem ehelichen Stande wohl nicht vereinigen lassen. Der heilige Paulus sagt: „Der Unverehelichte ist bedacht auf das was

des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge; der Verehelichte aber ist bedacht auf das was der Welt ist, wie er dem Weib gefallen möge, und er ist getheilt." Geziemt es einem verehelichten Priester das heilige Buß-Sacrament zu verwalten und den Richterstuhl der Beichte einzunehmen? Liegt da nicht die Befürchtung nahe daß es einer neugierigen und klugen Priestersfrau gelingen möchte dem nachgibigen oder unbedachten Ehemanne Geheimnisse zu entlocken die seiner amtlichen Verschwiegenheit anvertraut sind? Nun aber die Sacramente am Todtenbette und überhaupt die Pflicht den Kranken und Sterbenden in ihrer letzten schweren Stunde eine besondere Fürsorge angedeihen zu lassen! „Zur Zeit der Cholera hat man es besonders in England gesehen welch ein Hindernis der Pflichterfüllung für den Geistlichen der Ehestand sei, wogegen bei der Hungersnoth in Irland, und erst jüngst bei dem Hunger-Typhus in Schlesien, der ehelose Priester sich aller Opfer fähig zeigte die solch schreckliche Noth der Gemeinden von ihrem Seelsorger erheischt". Schließlich vergesse man die Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit nicht! Welch großartige Stiftungen hat der katholische Episkopat, besonders in unsern Ländern der ungarische, aufzuweisen! Wäre das der Fall wenn unsere reichern Bisthümer gleich denen der anglicanischen Kirche mit Familienvätern besetzt wären? Je reicher die Einkünfte dieser letztern wären, desto mehr würden sie sich den Vorwürfen ihrer Angehörigen aussetzen, ihnen zu entziehen was sie nach Christen- und Priesterpflicht den Armen, den Kranken und Nothleidenden, gemeinnützigen Zwecken zuwenden möchten! . .

Meist war freilich diese Vertheidigung des katholischen Coelibats in theologischen Fachblättern zu finden die einen kleinern Leserkreis hatten, während die Angriffe auf die Institutionen der katholischen Kirche in Flugblättern auf Markt und Straße ausgerufen wurden. Uebrigens blieb es in den nicht-ungarischen Ländern im allgemeinen bei der Theorie; es sind wenig Fälle bekannt geworden wo entartete Priester, eigenmächtig die von der Kirche gezogenen Schranken brechend, ausrißen und ein Weib nahmen was sie nur durch Uebertritt zum Protestantismus zu thun vermochten. Viel ärger gestaltete sich die Sache in Ungarn. Schon am 4. April war es im Presburger Landtage zu einem Wortgefecht zwischen dem Lutheraner Kossuth und dem katholischen Abt Sárkány gekommen, da ersterer, der sich als Nicht-Katholik in derlei Dinge anstandshalber gar nicht mischen sollte, offen die Partei der Reformer aus den

Schichten der untern Geistlichkeit ergriff. Hier kamen die weitgehendsten Forderungen an die Reihe: bessere materielle Stellung des Curat-Clerus, selbständige Stellung der Capläne, Erlaubnis zum Tragen nationaler Kleidung mit Sporen und Kalpak, mit Schnurr- und Vollbart, Einführung der Volkssprache bei Taufen Trauungen Begräbnissen, Fernhaltung der Klostergeistlichkeit von der Seelsorge, Diöcesan-Synoden, Decanats-Versammlungen unter Theilnahme aller Geistlichen; und bei all diesem Beseitigung des Coelibats. Da man in Ungarn viel früher in der Revolution war als am linken Ufer der Leitha, so führten dort einzelne Geistliche ihre Reform-Ideen ohne viel zu fragen unmittelbar ins praktische Leben ein, erschienen in Volksversammlungen in der ungarischen Tracht mit umgeschnalltem Schleppsäbel, bedeckten ihr Haupt mit einem Kalpak mit Reiherfeder und dreifarbiger Cocarde, lasen wohl gar die Messe mit gespornten Stiefeln und — nahmen Weiber. Besonders in den confessional gemischten Gegenden war mitunter das Ärgernis groß. Es kam darüber zu Auftritten zwischen den Pfarrern und deren Gemeinden, da diese an der Verletzung der gewohnten priesterlichen Sitte eben so wenig Gefallen fanden als an den fortwährenden politisch-nationalen Agitationen ihrer entarteten Seelsorger, so daß viele der letzteren aus ihren Kirchsprengeln in andere Gegenden flüchteten.

Lasset die katholischen Geistlichen heiraten und strebet dieses zu bewerkstelligen. Von Dr. Wilhelm Wiesinger; 26. April. 1 Bl. fol. Klopf u. Eurich; 4 Aufl.

Dank-Adresse an Herrn J. Frieser für seinen begeisterten Aufruf an den katholischen Clerus: Kein Coelebat. Von Mathias Terklau Caplan bei St. Johann in der Praterstraße. Wien Mayer & Cie, 22 S. 8vo. (Angezeigt in der Kirch. Ztg. Nr. 6 vom 27. April S. 24 als „soeben erschienen"). Größtentheils Auszüge aus einer 1846 in Regensburg erschienenen Schrift von Beckedorff's „Worte des Friedens", von dem Wiener Weltpriester mit dazwischen gestreuten Bemerkungen versehen. In einer Zeit „da überlaut die Kirche um Freiheit und Schutz, die deutsche Nation um Rath, Österreich um Krieger und Geld, Irland und Schlesien um Brod, der Handel um Credit, anderes um anderes schreit", wisse Herr J. Frieser nichts besseres zu thun als den katholischen Clerus aufzuklären „über das Elend und den Druck unter welchem wir bisher seufzten" (S. 4). Aber nicht für die Priester sei es eine Schmach sich dem Gebote der Kirche zu fügen, sondern Bestrebungen à la Frieser seien eine Schmach für die Zeit, „in der es nur wenige gibt die, wenn sie auch selbst derlei Opfer zu bringen nicht Willens sind, doch wenigstens dafür Sinn haben eine solche Erscheinung gehörig zu würdigen und geistig

zu erfassen." Wenn man nicht selbst im Stande sei der Wissenschaft ein solches Opfer zu bringen wie der große Newton der bekanntlich jungfräulich gestorben, so müße man doch mindestens im Stande sein eine solche Enthaltsamkeit und Selbstlosigkeit hoch zu halten und zu verehren (S. 9). Und haben darum nicht jene Recht „daß der genußsüchtigen Welt gegenüber der Coelibat ein stummer Prediger ist, ähnlich wie das Institut der Bettelmönche dem glänzenden Ritterthum und der reichen Kaufmannschaft des XIII. Jahrhunderts gegenüber eine Predigt gewesen die inhaltreich und von dem herrlichsten Erfolge war"?! (S. 10.) Hinweisung auf Matth. 19, 9—12, wo Christus jene preist die „der Ehe entsagt haben des Himmelreiches wegen; wer es fassen kann der fasse es"; auf Apok. 14, 1—4: „Diese sind es die mit Weibern nicht befleckt sind; denn sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamme nach wohin es geht" ꝛc. Beispiele aus der Geschichte der ersten französischen Revolution, wie herrlich sich der ehelose Priester gezeigt, alle Unbild und Verfolgung ertragen, das Märtyrerthum nicht gescheut habe. „Ja, der Coelibat ist die Hauptstütze der Unabhängigkeit der Kirche, aber auf dieser Unabhängigkeit der Kirche ruhet nicht blos die Macht ihres heiligen Einflußes, sondern auch die wahre Freiheit der Völker und zugleich die Sicherheit aller rechtmäßigen Herrschaft" (S. 18).

Was sagt die Geschichte von dem Coelibat? Rank Volksfreund Nr. 14 v. 29. April S. 59.

Kein Coelibat? Von A. Ricker. Wr. K. Ztg. Nr. 20 vom 18. Mai S. 77—79. „Die Grundlage dieser kühnsten erhabensten Erscheinung der katholischen Kirche ist nicht eine politische, sondern eine religiöse, sie wurzelt in der Kirche als Darstellung des Erlösers und hängt innigst zusammen mit dem Wesen des Priesteramtes." Hinweis auf Cor. 7, 32; auf die Kirchenversammlungen von Elvira 305, Ancyra 314, Neu-Cäsarea 314; daher Gregor VII. nichts neues eingeführt, sondern nur das von Anfang geltende energisch durchgeführt habe.

x. Prag am 6. Juni. Wr. K. Ztg. Nr. 33 v. 15. S. 130—132. Auszugsweise Mittheilung einer von J. Ventura in der St. Peterskirche zu Rom gehaltenen Predigt, wo u. a. Tibull's II Eleg. 1 V. 11—12 angeführt wird:

Vos quoque abesse procul jubeo, discedite ab aris,
Queis tulit hesterna gaudia nocte Venus.

Der Papst heirathet! Wir gratuliren zu Ihrer Heiligkeit der Frau Päpstin. 1 Bl. fol. Klopf u. Eurich. (Das an der Spitze stehende Gedicht in meinem „Wiener Parnaß" S. 339 Nr. 1761). Um den an ihn aus allen Theilen der Welt gelangenden Bitten und Beschwerden „um Aufhebung des grausamen katholisch-christlichen Coelibats" gerecht zu werden, werde der Papst mit gutem Beispiele vorangehen und „sich selbst nächstens mit einer toscanischen Gräfin Celestina Pia gebornen Dea, einer anerkannt frommen und geheiligten Jungfrau vermählen."

Der Papst selbst copulirt eine Nonne. Von N. 2 Bl. 4to Leop. Grund. Rührsame Geschichte von einer Julie *** und einem „Juseppo", die von Pius IX. in der Kirche Sta Maria degli Angeli zusammengegeben worden.

Die neue Religions- und Kirchenmacherei, ausgehend von meist wenig gebildeten und durchaus unberufenen Leuten, machte sich mit allen und jeden kirchlichen Einrichtungen zu schaffen. Die bestehenden Seminarien seien eine überlebte Institution, weil sie mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten. „Es ist empörend für junge willenskräftige Männer die Fesseln der Knechtschaft zu tragen, wenn sie ringsum freie Brüder jubeln sehen. Freiheit Gleichheit Constitution, das sind die hochwichtigen Schlagworte der Jetztzeit; fünfunddreißig Millionen schwelgen am Kelche der Freiheit, nur ein Stand seufzt noch unter der Geißel des willkürlichsten Despotismus" . . . Was solle es auch ferner mit der Scheidung des geistlichen Standes von allen andern, die sich schon in ihrer Kleidung kundgebe? „Setzen Sie", ruft ein steiermärkischer Laie den Priestern zu, „Ihre Würde nicht in die hohen Stiefel, den langen Rock und das steife Collar! Macht vielleicht diese s. g. geistliche Kleidung den Menschen zum Priester? Warum beharrt er bei so abgeschmackten Kleinlichkeiten? Durch welches Breve ist dieses Kleid vorzüglich zum geistlichen autorisirt? Darum weg mit einem Kleide das doch am Ende an nichts mehr als an eine gemeine Livrée erinnert!" Aber auch der ganze Gottesdienst müße sich mehr dem bürgerlichen und politischen Leben nähern, anstatt dieses vielfach zu stören, wie die s. g. Sonntagsheiligung mit ihren lästigen polizeilichen Vorschriften und Beschränkungen; die inquisitorische Controle mit der Abnahme der Beichtzettel zur österlichen Zeit; die den Verkehr besonders in größeren Städten behindernden öffentlichen Bittgänge und Processionen u. dgl. m. Als bei den diesjährigen Bittgängen in der steirischen Hauptstadt die Gymnasial-Schüler nicht mehr zu sehen waren, meinte A. West (Stiria Nr. 67 S. 274): „Sie halten sich jetzt neutral, sie wollen keinen Sonnenschein aber auch keinen Regen. Recht so! Wozu die Herumzieherei? Der liebe Gott weiß ohnedem was er zu thun hat." Ueber den bisherigen Schulunterricht wurde der Stab gebrochen, vorzüglich über den in der Volksschule, weil derselbe ganz und gar der Geistlichkeit überantwortet sei und darum für das praktische Leben nichts biete. „Was soll uns ein Unterricht", ließ sich der „Freimüthige" vernehmen, „der den Katechismus

zum alleinigen Lesebuch, die Nomenclatur der Heiligen zur alleinigen Gedächtnissache macht. Besser der Junge sagt augenblicklich daß, wenn man $^1/_8$ von $^3/_4$ abzieht, $^5/_8$ Rest bleiben, als daß der heilige Sebastian mit 73 Pfitscherpfeilen zu Tod gepfitscherpfeilt worden ist." Auch die Predigt müße einen andern Anstrich und Gehalt bekommen, die Kanzel müße zur Tribüne, der Geistliche zum Volksredner werden; „denn ein tüchtiger Staatsbürger wird auch ein tüchtiger Himmelsbürger werden und das Gericht Gottes nicht zu scheuen haben."

Auffallend war es hiebei daß die reform-freundlichen Laien, während sie in allen andern Stücken den Geistlichen in das bürgerliche Leben hineinzuziehen suchten, nur bezüglich des weltlichen Besitzthums von einer Gleichstellung der Geistlichen mit den Laien nichts wissen wollten. „Der Geistliche", sagten sie, „hat in seinem Berufe genug Arbeit um nicht seine Zeit mit irdischen Dingen zu vergeuden, seine Gedanken mit dem Kummer um die Bestellung seiner Felder zu beschäftigen." Die mehr Rechtsgefühl oder Billigkeit besaßen, mochten sich zwar nicht an dem Kirchengut vergreifen; nur meinten sie daß eine gleichmäßigere Vertheilung der übermäßigen Einkünfte auf der einen Seite und der oft kärglichen Besoldung auf der andern zu wünschen sei. Vorzüglich die Lage der „armen Capläne" kam immer wieder aufs Tapet, als ob nicht auch in andern Ständen die Stellung in den untern Sphären eine minder begünstigte wäre als in den obern, und als ob nicht der jetzige Cooperator es einmal bis zum Bischof bringen könnte, wie z. B. der jetzige Corporal mit seinen paar Kreuzern Löhnung zum hoch und glänzend gestellten General!

Einige Worte über die Vertheilung der Geistlichen und ihres Vermögens. Von Fr. J. Schaffer. Th. Ztg. Nr. 103 v. 29. April S. 414. An manchen Orten finde sich eine solche Anhäufung von Geistlichen daß die Hälfte, der vierte, der sechste Theil für die Seelsorge genügen würde, während in einzelnen Gegenden auf dem Lande, besonders im Gebirge, auf viele Stunden in der Runde kein Priester zu finden sei, so daß mehr als ein Kranker sterbe ehe der zu ihm gerufene Geistliche zu ihm gelangen könne. Ebenso sei es mit der geldlichen Entlohnung; es gebe Bischöfe mit 100000 fl., Capläne mit 200 fl. jährlicher Einkünfte.

Ad. Foglár Inquisition nach dem 15. März. Wr. Ab. Ztg. Nr. 27 v. 26. April S. 109. Gegen das Absammeln der Bescheinigung über die abgelegte Beicht und empfangene Communion zu Ostern und Pfingsten.

Reform-Vorschläge für die katholische Geistlichkeit. Const. Nr. 38 vom 5. Mai S. 59 f. 1) Aufhebung des Coelibats. 2) Einziehen

der pfarrlichen Wirthschaften und Salarirung der Seelsorger durch den Staat; der Clerus werde „dadurch dem Staate als Glied einverleibt und die Sucht nach Begründung eines geistlichen Standes behoben werden.“ 3) Aufhebung der Klöster und Stifte; man bedürfe keiner beschaulichen Orden mehr, „jeder soll arbeiten und seinen Theil am Ganzen tragen“; Klöster als Sitze der Wissenschaft seien heute, wo die Wissenschaft allgemein, überflüßig. 4) Reform der Kanzelberedsamkeit.

Die Niederträchtigkeit der Angriffe auf den Clerus. Von Terklau. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 12 vom 6. S. 48. „Die Herren Pfarrer welche zur Osterzeit die Beichtscheine abverlangen erfüllen hiermit nur eine ihrer heiligsten Pflichten, die der Wachsamkeit nämlich und der Sorge daß ihre Anvertrauten der österlichen Pflicht katholischer Christen Genüge thun. Rechtschaffene christliche Beamten fühlen sich hiedurch keineswegs gequält; vielmehr erkennen sie daß ihr Pfarrer ein braver Mann ist der seine Schuldigkeit weiß und thut, ja sie suchen auch hier durch gutes Beispiel vorzuleuchten.“ Wenn aber Foglár den alten Pfarrern den jüngern niedern Clerus entgegenhalte, der gegen angemessenes Entgeld solche Beichtscheine leichtlich verabfolge, so müße ihn die Kirch. Ztg. „so lang als einen schamlosen Lügner und niederträchtigen Verläumder halten, als er nicht ausweist wann wo und vom wem ein solcher unwürdiger Judas-Handel getrieben worden ist oder noch getrieben wird.“

Eine von Seite der Polizei streng überwachte hohe n. ö. Regierungs-Verordnung. Von Michael Wellenschlag Const. Nr. 44 vom 12. S. 646. Bäcker dürfen an Sonntagen nur bis 9, an den höchsten Feiertagen nur bis 8 Uhr Vm. verkaufen, alles Brod muß von den Auslagen weggenommen, der Verschleißort meist zur Hälfte, an den höchsten Festtagen ganz geschlossen sein, gegen Strafe in Geld, verschärftem Arrest, selbst Wegnahme des Gewerbes. Dagegen dürfen Kaffee-, Wein-, Bier-, Branntweinhäuser den ganzen Tag, auch nachts geöffnet sein, „da solche nicht als Sonntags-Entheiligung in der hohen n. ö. Landesregierungs-Verordnung enthalten sind.“

Ein Wort an den Clerus. Stiria Nr. 58 v. 16. S. 237. Der Clerus möge sich kleiden wie alle Welt.

Worte eines Priesters von A. V. Stiria Nr. 74 v. 30. S. 262. Gegen den vorigen Artikel gerichtet. Die geistliche Kleidung sei thatsächlich in den verschiedenen Diöcesen verschieden; „wenn er (der Referent) aber glaubt daß der Priester in seiner Kleidung sich der weltlichen assimiliren soll, weil kein Breve über eine geistliche Kleidung besteht, so verweise ich ihn auf die Constitution Sixtus V., auf das Concilium von Constanz 14. Session und auf das von Trient ebenfalls 14. Session“.

Ein Promemoria für die Bischöfe. Von Ullrich Garde; 2 Bl. 4to Klopf und Eurich (Juni). Gegen die Seminarien und die Einrichtung der theologischen Studien. Der Verfasser ergreift „als Laie das Wort, weil ich zu gut weiß daß eben in Folge dieser unmenschlichen Knechtschaft kein Cleriker es wagen darf die Initiative

zu ergreifen und ein wahres freies Wort zu reden . . . Bei dem nächstbevorstehenden hohen Reichstag werden alle Stände ihre Vertreter haben, hoffentlich auch der geistliche Stand."

Des Landmanns Ansicht in der Zehent- und Robot-Ablösungs-Frage. Von A. C. Irtep (Petri). Th. Ztg. Nr. 133 vom 3. Juni S. 535 f. Gegen die bisherigen unter dem Einfluße der Geistlichkeit stehenden Schuleinrichtungen. Die Erfahrung lehre „daß von diesem fünf bis sechsjährigen Schulunterricht, so brillant sich auch die Schulprüfungen ergeben mögen, nichts in das Mannesalter übertragen wird als monumentale dunkle Hieroglyphen-Züge von sechs Jahre eingeblechten Religionsformeln der Furcht, welche abergläubisch geschnitztes Holz küßt, Tage weit in Klöster um Ablaß und römische Weihpfennige pilgert, einer großen Anzahl von privatprotegirten Heiligen viele Tage der Arbeit opfert — während die wahre Pflicht der Selbst- und Nächstenliebe ihnen Sanskrit bleiben."

Inmitten von Strömungen solchen Charakters konnte auch der Deutsch-Katholicismus als die höchste Blüthe derselben von sich hören lassen. Schon am 17. April brachte der „Freimüthige" (Nr. 14 S. 59) eine Notiz: seit einigen Tagen finde man „in den Buchhandlungen die erste Numer einer deutsch-katholischen Zeitung aus Leipzig, die einen gepanzerten Aufsatz über österreichische Verfinsterungszustände enthält." Dieses überaus freche Blatt arbeitete seit seinem Erscheinen, soweit es nicht alle Religion überhaupt läugnete und höhnte, in deutsch-katholischem Fahrwasser [1], faselte von einer „alleinseligmachenden Religion der Tugend", von einem „reinen Christenthum", von einer „veredelten Welt-Religion", von dem Geistesreichthum der „Neu-Evangelischen" u. dgl. m.

Einige Zeit später erschien Theodor Trautmann's „Rückkehr zum apostolischen Christenthum", eine Schrift in welcher die seichteste Vernünftelei mit einer Art scheinheiliger Verzückung Hand in Hand ging und beide zusammen, ganz im Sinne ihres Herrn und Meisters Johannes Ronge [2], der deutschen Einigung zu Diensten gestellt wurden. Christus sei nur im geistigen Sinne der Sohn Gottes, meinte Trautmann, „der Welt von Gott gesandt als ihr Lehrer der Wahrheit, als ihr Heiland und Erlöser von Irrthum und Sünde. Das Ziel des Glaubens ist Seligkeit der Seelen. Das Hauptgebot ist: Liebe Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, den Nächsten aber wie dich selbst. Das ist der Inhalt der

[1]) Vgl. Jahrg. 1883 S. 121 f. 127.
[2]) Ebenda S. 146.

apostolischen Schriften, das die Summe des Glaubens." (S. 14 f.) „In diesem apostolischen Glauben mögen alle Deutschen sich zu einem Brudervolk vereinigen; er sei das heilige Band das alle deutschen Herzen umschlinge; in ihm reiche und gebe sich, wer immer die Taufe auf den Namen Jesu empfing, die Hand zur Versöhnung, den Kuß der Liebe und des Friedens; in ihm ersterbe der Name Katholik und Protestant, es bleibe und lebe nur fort unter uns der Name Christ und Christenthum und christliche Kirche!" (S. 21 f.) Sebastian Brunner, der sich wie wir wissen in seinen Aussprüchen und Urtheilen wenig Zwang anthat, bezeichnete die Schrift als „eine Fülle von Wissenslosigkeit, von Hineinsymbolisiren in die blaue Welt, von Widersprüchen die einen schaudern macht", als eine „Kneipen-Philosophie und Kneipen-Theologie die einem das Mark in den Gebeinen frieren macht", den Verfasser selbst aber als einen falschen Propheten unter dessen schwarzem Frack, „dem Ornate des deutsch-katholischen Predigers", mehr als einmal der Fuchsschwanz zum Vorschein komme. „Herr Trautmann sagt, er glaube an einen heiligen Geist und eine allgemeine christliche Kirche. Was ist das aber für ein heiliger Geist der seine Kirche durch lange Jahrhunderte im Stich läßt daß sie in sich selber in allerhand Irrthum fällt, und der dann erst anno 1848 zu Herrn Trautmann sagt: ‚Sie Herr Trautmann, schauen Sie doch ein wenig nach! Die ganze Kirchengeschichte scheint schon über die tausend Jahre auf dem Holzweg zu sein, führen Sie die Sache ins rechte Geleise und bringen Sie selbige ein wenig in Richtigkeit' ... Wäre Ihr Christenthum, Herr Trautmann, das ächte, dann würde ich noch heute ein Apostat; denn mit einem so schalen unsinnigen pietistisch-heuchlerischen und dabei des Unglaubens und der Lüge vollen Zeug könnte ich mich schon nicht als ehrlicher Mann, viel weniger als einer der ein wenig auf Wissenschaft Anspruch macht vereinigen."

Im allgemeinen scheinen die Notiz des „Freimüthigen" und das Trautmann'sche Büchlein nur ein Fühler gewesen zu sein, wie weit man sich in Wien mit dem Deutsch-Katholicismus vorwagen dürfe, einer Afterlehre die draußen im Reich längst um allen Credit gebracht war. Für's erste schien der Köder seine Wirkung zu verfehlen. Es war ein blos literarischer Streit der zwischen einem falschen und einem wahren Theologen geführt wurde, und auch dieser ging in der Öffentlichkeit so ziemlich verloren.

Der Jude als Deutsch-Katholik, oder der neue Johannes Ronge am alten Fleischmarkt. Noch ein halbes Dutzend „Bremsen" für den

„Freimüthigen" Motto: „Eine öffentliche Polizei die uns vor schlechten Kerln und unser Eigenthum schützt und die Ordnung erhält! Freim. Nr. 1 S. 7". Wien Mayer und Cie; kl. 8vo, 23 S. Verfasser dieser am 27. April ausgegebenen Schrift war Dr. Häusle, der sarkastisch dem „Freimüthigen", oder eigentlich dessen Herausgeber Mahler, „ehemaligem Bajazzo der Theater-Zeitung", ein deutsch-katholisches Concilium in Wien zusammenzurufen räth. An Theilnehmer werde es nicht fehlen: „Da ist vor allem der treue Sancho Pansa des ‚Freimüthigen' Herr Weyl von Ypsilon, der geistreiche Bekämpfer des ‚Coelebats' Herr Frieser und dessen nicht minder geistreicher Genosse Alexander Skofiz; ferner der Prediger gegen die ‚Scheinheiligkeit' Theodor Scheibe, der Spatzen-Naderer F. Ullmayer und das ganze Heer der Pamphletisten aus allen 34 Vorstädten Wiens die sich an den Liguorianern ihren Muth kühlten um ein paar Groschen zu verdienen" 2c. (S. 4 f.) In einer „Nachschrift" S. 21 ff. wird in derben aber verdienten Ausdrücken die „Blasphemie" und „Niederträchtigkeit" von Aeußerungen gebrandmarkt die sich Mahler als Jude über Christus, über die katholische Kirche, deren Gebräuche und Diener zu machen erdreiste.

Rückkehr zum apostolischen Christenthum. An die Katholiken und Protestanten Deutschlands. Eine Stimme die um Gehör bittet. In zwanglosen Blättern. Erstes Blatt von Theodor Trautmann. Preis 12 kr. Wien Jasper Hügel & Manz; kl. 8vo, 25 S. Datirt vom 22. April, erschienen in der ersten Hälfte Mai (s. A. Ö. Zg. Nr. 122 N. F. 32 vom 2. Mai S. 614). Der Verfasser gibt sich als katholischen Priester: „Schon während meiner Studien beunruhigten mich manche Zweifel. Ich hoffte, mit den Weihen werde mir auch die Gnade des Glaubens zutheil werden. Es geschah nicht. Der ungekannte niemandem anvertraute Zwiespalt in mir blieb. Ich vermied es denselben durch Lesung neuerer Schriften von Strauß u. a. zu vermehren. Nach jahrelangen Kämpfen kommt es mir nun aber vor, ich müße meine verschwiegenen Gedanken offenbaren. Und so folgte ich dem nimmer ruhenden Drange, und gestützt auf kein anderes Buch als die heilige Schrift ging ich in den stillen einsamen Stunden der Charwoche mit Herz und Seele an die Arbeit" (S. 20). . . Zum Schluße heißt es: „Das zweite Blatt in den nächsten Tagen". Ein solches erschien aber nicht, ein Beweis daß die Abnahme des ersten Blattes keine für den Verleger aufmunternde war.

Der apostolische Fuchs. Widerhall auf die Stimme des Herrn Trautmann 2c. Ein Beitrag zur Beleuchtung deutsch-katholischer Umtriebe. Von Dr. Sebastian Brunner. Wien Mayer & Cie; kl. 8vo, 20 S. Datirt vom 4. Juli. Ernst und schlagender Witz verbinden sich hier gegen das saftlose Gesalbader des jüngsten Pseudo-Theologen. „Wenn euch einer kommt mit ‚Christus dem edlen Menschenfreund' und mit ‚Christus dem Weisen von Nazareth' und mit ‚Christus dem großen Volkslehrer', so sage ich euch: Glaubt ihm nicht; denn ihr könnt ja seinem Christus den er euch predigt keinen Glauben schenken, und wie wollt ihr erst einem Prediger eines solchen Christus glauben!

Da ist mir eine offen und ehrlich durchgeführte Lüge tausendmal lieber als so ein heuchlerisches mit Salbung angestrichenes Lügengewebe" (S. 5 f.). Über das s. g. „reine Evangelium" heißt es: „Sie reinigen das Evangelium so sehr, daß ihr auf euren Sterbelagern verzweifeln müßt wie Heiden und daß ihr zum Ausruf gelangt: Ich glaube nichts, ich hoffe nichts, ich liebe nichts, ich weiß nichts, ich habe rein gar nichts in mir als die Todesangst, keine Kraft die mich stärkt, keinen Trost der mich aufrichtet, keine Wahrheit die mich belehrt und befriedigt, ich bin schlechter daran als der Heide wenn er stirbt; denn ich habe wohl einige dürre abgefallene Blätter vom lebendigen Baume des Glaubens kennen gelernt, aber es geht in mir die schreckliche Ahnung auf, ich sei um die volle Wahrheit betrogen worden" (S. 3). Die oben im Texte angeführten Stellen finden sich S. 10 u. 19.

Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrhunderts. Naturgetreu geschildert von Dr. S. Brunner. Dritte Auflage (A. d. „Hiob" besonders abgedruckt). Regensburg 1848 Georg Jos. Manz. 8vo, 30 S.

* * *

Von der katholischen Geistlichkeit waren es nur sehr vereinzelte Individuen die im Taumel der Ereignisse auf Abwege geriethen. Zumeist beklagenswerth war das Auftreten des Supplenten der theoretischen und Moral-Philosophie an der Prager Universität, des Kreuzherrn Dr. Augustin Smetana, eines Mannes von großen Fähigkeiten, bei dem sich aber schon damals jener traurige Abfall von der Kirche, ja vom Christenthum und Gottesglauben überhaupt vorbereitete, der einige Zeit später zur vollendeten Thatsache werden sollte. Nicht in kirchlich-religiöser, aber in politisch-nationaler Linie trat bei einem gleichfalls sehr begabten kenntnisreichen und strebsamen Chorherrn von Klosterneuburg, dem Professor der Religionslehre und Erziehungskunde in Olmüz Dr. Hartmann Zeibig, eine Verirrung ein, die ihn dahin brachte unter der studierenden Jugend der mährischen Universitäts-Stadt eine ähnliche Rolle zu spielen wie der berüchtigte Füster in Wien. Er veröffentlichte ein Placat worin er die von slavischer Seite angestrebte staatsrechtliche Einigung Böhmens und Mährens in der höhnendsten Weise angriff, und suchte dieser seiner deutschen Gesinnungstüchtigkeit auch in anderen Wegen Durchbruch und Anhang zu verschaffen, was begreiflicherweise seiner berufsmäßigen pädagogisch-religiösen Wirksamkeit vom Katheder und von der Kanzel nicht zu statten kam. Als er eines Tages im Professoren-Collegium erschien, rief ihm der heftige und derbe, aber in seiner Haltung in jeder Hinsicht

correcte Professor des Kirchenrechts Dr. Theodor Pachmann die Worte zu: „Sie sind ein schlechter Priester! Hinaus mit ihm, wir leiden ihn nicht unter uns!" Zahlreicher waren die Fälle wo katholische Geistliche, ohne ihrem Stande und Berufe untreu zu werden, aber von dem allgemeinen Zuge der Zeit fortgerissen, auf eigenen Wegen das suchten und vorschlugen, was ihnen für eine gedeihliche Gestaltung des Kirchenwesens ersprießlich zu sein schien. Sie hielten sich als Priester und gläubige Söhne der Kirche von allen himmelsstürmenden Vorschlägen hinsichtlich der Sacramente und anderer heiliger und frommer von der Kirche gebotener Handlungen in der Regel fern. Was sie anstrebten und vorschlugen bezog sich mehr auf die vielfach gedrückte materielle Stellung der untern Geistlichkeit und auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, wobei sie in erster Hinsicht den vielfach aus Laienkreisen auftauchenden Vorschlägen über eine gleichmäßigere Vertheilung der kirchlichen Einkünfte beifielen. Im Punkte des geistlichen Regiments waren es hauptsächlich zwei Punkte die stets von neuem angeregt und in öffentlichen Organen erörtert wurden: die Bestellung der Kirchenvorsteher durch freie Wahl der berufenen Geistlichkeit; dann die Berathung kirchlicher Angelegenheiten und Interessen nach jetzigem constitutionellen Vorbild durch den Gesammt-Clerus in den Decanats-Versammlungen, durch Vertreter des Diöcesan-Clerus in den Synoden und weiter hinauf in den Provinzial-Concilien.

Aus dem Leben eines österreichischen Professors. Von Dr. Hartmann Zeibig Professor &c. Olmüz Skarnitzl; 8vo, 14 S.

Hanlivý list prof. Zeibiga v Holomouci; Tyd. Nr. 18 vom 14. Mai S. 143 f.

Ein Curiosum. Bohemia Nr. 92 v. 9. Juni S. 2 f. Ein Anonymus, der sich als „Alt-Lutheraner" unterschrieb, richtete an Dr. Smetana einen mit dem Postzeichen „Dresden" versehenen Brief, aus Anlaß einer Kanzelrede die jener bei dem Trauergottesdienste für die in Wien Gefallenen in der Teyn-Kirche zu Prag gehalten hatte. „Aneifern ermuthigen die so schon zügellose Freiheit, ist den Aufruhr predigen. Das thaten Sie durch eine verdammte Rede, thaten es in einem Gott geweihten Tempel, thaten es als gottgeweihter Priester; können Sie darüber nachdenken ohne den gähnenden Höllenschlund zu Ihren Füßen zu sehen?! .. Die Strenge der Kirche nennt die Freiheitswelt, nennen Sie, aufgeklärter Modepriester, ein Verkümmern der Religion. Die Gesetze dieser so herrlich organisirten Kirche dünken Ihnen schwere Fesseln die man um jeden Preis abstreifen müße; denn, sagen Sie in ihrem teuflischen Wahnsinn, der Mensch ist frei, man muß ihm nicht das Heiligste, seine Religion verkümmern,

er muß frei forschen und denken können! . . Mit Empören auch hörte ich, wie Sie sich erfrechten gegen Metternich in rasendem Geiste sich zu ereifern. Freilich war der große und fromme Metternich nicht der Mann, der der Zunge eines solch verruchten Priesters als Sie sind freien Lauf gelassen hätte. Freilich war er der Secte der verfluchten Freimaurer, der Sie und Ihr sauberer Consorte Exner wahrscheinlich angehören, nicht sehr hold . . Gott gebe daß Sie auf ihrem Sterbelager anders denken! Doch bezweifle ich es; denn wohl niemand bekehrt sich seltener als eben Freigeister."

Ein Geistlicher aus Österreich an die Wahlmänner für Frankfurt a. M. und für Wien. Retz den 22. April 1848. Von Ignaz Lamač Dominicaner und Kanzlei-Director des Retzer Convents. 1 Bl. 4°. Gerold; 2 Aufl. „Wir wollen Leiter und geistliche Räthe die aus unserer Mitte durch eine frei wählbare Decanats-Verfassung und Candidirung hervorgegangen sind. Wir wollen keine Candidaten einer Camarilla oder eines hohen Beichtvaters der obendrein oft noch ein Ausländer ist" . . . Der radicale Bruder von der Regel des heiligen Dominicus zieht ferner gegen alle „aufgedrungenen" Orden (offenbar waren damit Jesuiten und Redemptoristen gemeint), gegen alle „blos beschaulichen Ordensleute oder Erbschleicher", gegen die Knaben-Seminare ꝛc. los.

Gegenüber solch neuerungssüchtigem Eifer, der oft genug, sei es in der Sache sei es in der Form, die Gränzen des Erlaubten überschritt, gaben sich von allem Anfang aus dem Schoße des Clerus Bestrebungen kund, die es sich zum Grundsatze machten in keinem Stücke gegen die kirchliche Ordnung zu verstoßen. Sie erkannten klar daß jetzt, in einer Zeit wo sich alles regte und bemühte, mit blosem Wehklagen über das was sei und geschehe, mit blosen Seufzern und Wünschen daß es besser werden möge, nichts gethan sei: „wollen die Katholiken nicht leer ausgehen und nicht selbst das noch verlieren was sie besitzen, so mögen sie kräftig ihre Rechte wahren, sich einigen und durch die Einigkeit eine geistige Stärke gewinnen" [1]). Aber anderseits waren sie von der Überzeugung durchdrungen daß kein in dieser Richtung gethaner Schritt von heilsamen Folgen sein könne, wenn er nicht von Ehrerbietung vor den durch die heilige Kirche bestellte Obern, von pflichtschuldiger Unterordnung unter deren Weisungen und Gebote begleitet sei. Als ein Unternehmen solcher Art haben wir die April-Bewegung unter der Wiener Geistlichkeit erkannt (Jahrg. 1883 S. 135—144), eine Bewegung die in heilsamster

---

[1]) Katholische Blätter aus Tyrol Nr. 23 vom 5. Juni 1848: „Weckstimmen an Clerus und Volk" . . Ich kenne das Citat leider nur aus dritter Hand.

Weise auch auf Kreise der Wiener Laienwelt zurückwirkte [1]). Denn vorzüglich von dieser letztern Seite ging der Vorschlag aus, einen „Katholiken-Verein für Glauben Freiheit und Gesittung" zu gründen, wie denn auch der Vorstand desselben ganz, der Ausschuß zum größten Theile aus Laien bestand. Die Wirksamkeit des Vereins sollte eine dreifache sein: eine religiöse, eine politische, eine humanitäre; ein Vereinsblatt, das so bald als möglich ins Leben zu treten hätte und zu dessen vorläufiger Redaction sich Dr. J. E. Veith bereit erklärte, sollte in weiteren Kreisen katholische Gesinnung wecken und fördern. In Innsbruck bildete sich ein „katholischer constitutioneller Verein", dessen Mitglieder sowohl Laien als Geistliche waren; er hatte einen religiös-politischen Zweck, nämlich die „Wahrung und Beförderung der katholischen Interessen im Lande Tyrol und Vorarlberg, und der Grundsätze der constitutionellen Monarchie mit Berücksichtigung der eigenen Provinzial-Verfassung." Ein „Verein von Bürgern" in Grätz gab „Blätter für Religion Wahrheit und Freiheit" heraus; die Redaction leiteten Johann v. Scherer und Heribert Lampel, wie es scheint zwei Laien; sie hatten in der radicalen Hauptstadt der conservativen Steiermark genug Spott und Hohn, selbst Verfolgungen auszustehen.

Statuten des Katholiken-Vereins für Glauben rc. 2 Bl. gr. 8vo. Die Constituirung fand wie es scheint am 15. Mai statt. Vorstand J. G. Schwarz Consul d. Verein. Staaten; Vorstand Stellvertreter Dr. Ignaz Bondi Instituts-Director, Michael Knell Bürger. Unter den Mitgliedern des Ausschußes, 18 an der Zahl: M. A. Becker, Kunsthändler Jos. Bermann, Ludwig Donin Cooperator bei St. Stephan, Führich, Häusle, Kupelwieser, Fürst F. G. Lobkovic, Veith; im Ganzen 1 Aristokrat, 7 Bürger und Industrielle, 6 Geistliche, 3 Künstler, 3 Beamte, 2 Pädagogen.

Katholischer constitutioneller Verein für Tyrol und Vorarlberg; 4 Bl. 8vo. Satzungen vom 29. April, Programm vom 1. Mai. Vorstehung: Franz Graf v. Alberti Stadt- und Landrechts-Präsident, und Johann Amberg Decan und Stadtpfarrer (Stellvertreter); unter den Mitgliedern des Ausschußes: Professor Dr. Aloys Flir, Professor und Akademiker Albert Jäger, Dr. Johann Haßlwanter Dikast. Advocat, Dr. Peter Gspan k. k. Appellations-Rath rc.

A propos, was machen denn die Jesuiten? Schall Schnellpost Nr. 43 vom 14. Juni. Höhnender Artikel gegen die Grätzer Herausgeber der „Blätter für Religion rc."

[1]) Der „Freimüthige" Nr. 28 vom 3. Mai S. 114 f. verhöhnte und verlästerte unter der Rubrik „Raketen für Finsterlinge" eine Dank-Adresse des Comité der Wiener Bürger an den Clerus.

Am 26. März (Wr. Ztg. Nr. 87 vom 27.) hatte Pillersdorff an die Gesammtbevölkerung der k. k. Erbstaaten eine „dringende Aufforderung um Vertrauen Ruhe und Achtung für die bestehenden Gesetze", am 27. ein besonderes Schreiben an die Bischöfe gerichtet, „daß der Clerus in gleichem Sinne auf den öffentlichen Geist einwirken möge". Diese Mahnung, die ihm durch das mährisch-schlesische k. k. Landes-Präsidium am 6. April zugestellt worden, gab dem Fürst-Erzbischof von Olmüz Freiherrn von Somerau-Beeckh, nachdem er sich vorher mit dem Brünner Bischof Anton Graf von Schaffgotsche in das Einvernehmen gesetzt hatte, Anlaß zu einer Erwiderung an den Minister des Innern, worin er als die nächsten Hindernisse eines erfolgreichen clericalen Einflußes die theils aus Wien theils aus Prag in die verschiedenen Gegenden des Landes entsandten Agitatoren, dann den Misbrauch der Presse, welchem seitens der weltlichen Gewalt in wirksamer Weise Einhalt geboten werden möge, bezeichnete. Den tiefer liegenden Grund der beklagten Übelstände aber fanden die beiden Kirchenfürsten in jenen „hemmenden und entwürdigenden Fesseln, in welche die Kirche aus ungegründetem Mistrauen der Staatsgewalt durch die politische Gesetzgebung gelegt und, zu ihrer eigenen Verkümmerung wie auch gewiß zum Nachtheile des Staates, gehindert war die ihr gewordene göttliche Mission auf Erden vollkommen zu erfüllen." Der Herr Minister möge sich daher „die künftigen Geschicke der heiligen Kirche im Bereiche der constitutionellen Monarchie" empfohlen sein lassen, damit „auch das katholische Walten und Wirken sich frei und unbeirrt entwickeln könne." Vor allem müße „der Verkehr der Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche in Dingen welche das Kirchen-Regiment betreffen freigelassen und die seitherige unwürdige Anforderung beseitigt werden, vermöge welcher die Bischöfe gehalten waren sich von der politischen Behörde eine Ermächtigung zu erbitten um in Sachen des Glaubens, der Sitten und der Kirchenzucht mit dem Oberhaupte der Kirche in Verkehr treten oder rein kirchliche Anordnungen dieses Oberhauptes in Ausführung bringen zu können." In gleicher Weise müße den Bischöfen nach unten freie Hand gelassen werden; denn nur der bisherigen Einschränkung in dieser Hinsicht sei es zuzuschreiben „daß hie und da das Bewustsein des canonischen Organismus der Kirche sehr matt geworden ist und die österreichischen Bischöfe beschämt ihren Brüdern des protestantischen Auslandes gegenüber stehen, denen es von Seite des Staates nicht verwehrt

wurde ihre Sprengel rücksichtlich der Lehre Liturgie und Disciplin im Sinne und Geiste der Canones zu lenken.“ Eine hoch wichtige Angelegenheit sei ferner das Volksschulwesen, bezüglich dessen neuester Zeit Stimmen laut geworden seien dasselbe von dem geistlichen Einfluße zu emancipiren. „Sollte es dazu kommen, so kann es verbürgt werden daß es um den Glauben und die guten Sitten der Jugend geschehen sei, wofür die Thatsache der Erfahrung spricht daß diese heiligen und auch im Interesse des Staatswohles unschätzbaren Güter desto mehr verkümmern, je weniger sich bei einzelnen Menschen und ganzen Communitäten der kirchliche Einfluß geltend machen kann. Wollte der bisherige Einfluß des Seelsorgers auf die Schule und die Schullehrer verdrängt werden, so wird man in kurzer Zeit die Erfahrung machen daß die Volksbildung eine staats- und kirchengefährliche Richtung nehme.“ Die beiden Kirchenfürsten berührten die geistlichen Seminarien, „das äußerst mangelhafte und unzureichende Institut der Pfarr-Concurs-Prüfungen, den Einfluß der Bischöfe bei Bestellung der Gymnasial-Katecheten, endlich das Kirchenvermögen, wobei sie das von gewissen Seiten immer lauter werdende Gelüste nach Einziehung des Kirchengutes für weltliche Zwecke nicht mit Stillschweigen übergehen konnten. „Die Occupirung des Kirchengutes von Seite des Staates hat erwiesenermaßen diesem so wenig Segen gebracht als den meisten Privaten in deren Hände solches Gut übergegangen ist.“ Sie berührten die Verhältnisse des „aus eingezogenem Kirchengute gebildeten“ Religions-Fondes und erwarteten eine den kirchlichen Obern gesetzlich verbürgte Einsicht in die Gebahrung und Verwaltung desselben um so gewisser, „als auch dem einzelnen Staatsbürger die Einsicht in die Gebahrung des Staatshaushaltes gewährt werden wird“. . . .

Aufforderung an den Clerus die Regierung in ihren Bestrebungen zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe kräftig zu unterstützen. Wiener Const. Currende Nr. 4 vom 14. April.

Zahme Fragen rücksichtlich einer Reform der theologischen Studien. Wr. K. Ztg. Nr. 10. vom 4. Mai S. 37—40, Nr. 12 vom 6. S. 47 f. Ein Aufsatz aus unverkennbar berufener Feder: 1) Gegen die bisherige Besetzungsweise nach der Anciennetät. Hinweis auf den Fall Zukrigl. Warum nicht erprobte Ausländer wie Buß, Ernst von Lassaulx, Döllinger? 2) Gegen den bisherigen Studienplan, der „eigentlich nichts anderes“ sei als „ein erweiterter Migazzi'scher Katechismus“. Unsinn die Apologetik oder s. g. General-Dogmatik an die Spitze zu stellen: „Kann die wissenschaftliche Einleitung zur Theologie

vernünftigerweise etwas anderes enthalten als die philosophische Begründung der Religion und Offenbarung aus der Natur und dem Wesen des Menschen?" 3) Gegen den Katheder-Vortrag in der bisherigen Weise eines „blos logisch-synthetischen Vortrages" ohne Eindringen in den Geist, Herableiern nach „logisch abgetheilten Schablonen". 4) Freiheit des theologischen Unterrichtes, unabhängig von aller bureaukratischen Bevormundung durch den Staat. 5 u. 6) Einführung neuer Disciplinen: Patrologie, Synodologie, christliche Archäologie, theologische Literatur-Geschichte. 7) Wird die lateinische Sprache noch ferner bei allen theologischen Disciplinen als Lehrsprache beibehalten werden? Die Punkte 8—12 betreffen den für Bewerber um eine Lehrkanzel vorgeschriebenen schriftlichen Concurs; die strengen Doctorat-Prüfungen; die hebräische und griechische Sprache, Erziehungskunde und Präparanden-Unterricht als angeblich „theologische" Lehrgegenstände; die „Religions-Wissenschaft an der philosophischen Facultät."

Die „an das hochlöbliche Ministerium des Innern zu Wien" adressirte, an die Excellenz des Ministers gerichtete und „Maximilian Joseph Fürst-Erzbischof" unterzeichnete Eingabe findet sich abgedruckt in der Wr. K. Ztg. Nr. 18 vom 16. Mai S. 70—72, dann bei Sylvius Zukunft der Kirche S. 73—82. Das Schriftstück, das kein Datum trägt, fällt in die ersten Tage des Mai, weil es am 7. der Brünner Bischof mittelst Consistorial-Currende 248/10 seinem Clerus mittheilte.

Offenes Sendschreiben an den Herrn Maximilian Joseph Fürst-Erzbischof von Olmüz. Einer für alle, alle für einen. Unterzeichnet: Die Lehrer mehrerer Decanate der Brünner Diöcese durch ihr bevollmächtigtes Organ. A. Ö. Ztg. Nr. 171 N. F. 81 vom 21. Juni. Gegen den erzbischöflichen Passus bezüglich des Schulwesens gerichtet.

Unter den Diöcesen, wo sich der Clerus voll Einsicht und Willenskraft in die neue Ordnung der Dinge zu schicken, das O. A. M. D. G. unter den geänderten Verhältnissen zur Geltung zu bringen wußte, stand jene von Linz vielleicht obenan. Kaum war die Preßfreiheit verkündet worden, als eine „theologisch-praktische Quartalschrift" ins Leben trat die sich sogleich der brennenden Fragen bemächtigte. Redigirt und herausgegeben vom Dom-Capitular Dr. Joh. B. Schiedermayer und von dem geistl. Rath und k. k. Professor Augustin Rechberger (Druck von Joh. Huemer's Wwe, in Commission bei Quirin Haslinger, 8vo) bildete sie schnell einen literarischen Mittelpunkt für die strebsamen Mitglieder des Diöcesan-Clerus, die darin nebst gediegenen streng theologischen Aufsätzen zeitgemäße Fragen über Preßfreiheit und den Gebrauch den der Priester davon zu machen hatte, über die Verfassung und die Stellung der Kirche zu derselben, über die Aufgaben der Geistlichkeit in dieser Zeit des Aufschwungs und der Aufregung behandelten. Am 16. Mai

richtete der greise Bischof Dr. Gregor Thomas Ziegler, der älteste Diöcesan-Bischof von Deutschland, ein Schreiben an das Ministerium des Innern, worin er in zwölf Punkten die freie Handhabung der kirchlichen Verfassung in ihrer Gliederung von Gläubigen Bischöfen Metropoliten Papst; Behebung der Unterordnung des Ordinariats unter die politische Landesstelle; Vertretung des Clerus beim Reichstag; alleinige Geltung des canonischen Rechtes für alle priesterlichen Functionen; Reform des Schulwesens auf religiöser Grundlage &c. und dabei den Abschluß eines Concordates mit dem heiligen Stuhle in Anregung brachte. „Die freie Kirche", hieß es zum Schluße, „wird sich vertrauensvoll dem Staate anschließen; sie hält es nicht über ihrer Würde dem Staate das Oberaufsichtsrecht zuzugestehen, sie hält es auch nicht unter ihrer Würde um den Schutz desselben zu bitten." Schon waren die ersten Schritte für die Gründung eines Knaben-Seminars = seminarium puerorum gemacht, wozu die Erlaubnis bei der politischen Behörde angesucht, einstweilen in der ganzen Diöcese die Geistlichkeit zu freiwilligen Beiträgen und zu Sammlung von Gaben seitens der Laien aufgefordert wurde. Desgleichen dachte man daran den Clerus sowohl der Hauptstadt als des offenen Landes in geistigen Verkehr untereinander zu setzen, wiederkehrende Zusammenkünfte zum Zwecke von Besprechungen, aber auch für geistliche Beschauung und Uebung zu veranstalten und dadurch die seinerzeitige Abhaltung von Diöcesan-Synoden vorzubereiten. In der ersten Hälfte Juni begründete der Weltgeistliche Dr. Johann Baptist Salfinger, geb. 1816 zu Pennewang im Hausruck-Kreise, auf Reisen durch Deutschland Belgien und Frankreich in seiner Bildung und seinen Erfahrungen gefördert, eine „Wochenschrift für Oesterreichs Geistlichkeit und kirchliche Interessen" unter dem Titel: „Der Capitel-Bote" (Verlag M. Haas Buchdrucker und Consistorial-Buchhändler in Wels, 1. Nr. 14. Juni) und übernahm zur selben Zeit die Herausgabe einer andern Wochenschrift: „Der Welser Landbote .. für Oesterreichs Bürger- und Bauerschaft", mittelst welcher er in kirchlichem Geiste und volksthümlicher Sprache auf die Masse der deutschen Bevölkerung zu wirken suchte.

Der katholische Clerus in Österreich und die Constitution. Von Dr. Franz Rieder Dom-Capitular. Linzer Qu.-S. I S. 120—157. Der Verfasser untersucht: 1) wie sich der Clerus dem Volke gegenüber zu verhalten, und 2) was der Clerus von der Constitution zu erwarten habe, wie sich das Verhältnis des Kaiserstaates zur katholischen Kirche gestalten werde? I. Verhältnis der Kirche zum Staate. II. Bischöfliches

Hirtenamt. III. Dotation und Vertretung des Clerus. IV. Kirchenvermögen. V. Volksschulwesen.

Ein Wort über die Preßfreiheit. Aus einem offenen Briefe. Von Friedrich Baumgartner Cooperator. Ebenda I S. 157—162. Gegen einen Zweifler über den Werth der Preßfreiheit. Wenn selbe vom Clerus gehörig benutzt werde, werde dies zum Heile desselben und zu dem der Kirche ausschlagen. Sei die Censur wirklich eine heilsame Schranke gewesen? Nein, sie habe nur wenig böses verhütet, aber noch mehr wirklich gutes nicht aufkommen lassen.

Petition des bischöflichen Ordinariates zu Linz an das hohe k. k. Ministerium des Innern bezüglich der neuen Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur constitutionellen Monarchie in Österreich. Linz den 16. Mai 1848; Gregorius Thomas Bischof, Joseph Schropp Dom-Capitular und Kanzler. Abgedruckt bei Sylvius S. 83—91; Wr. K. Ztg. Nr. 41 v. 4. Juli S. 162—164; Gärtner Spr. f. St. u. K. Nr. 2 S. 36.

Was hat der katholische Clerus unter den jetzigen Zeitverhältnissen zu thun? Von Stießberger Cooperator. Linzer Qu.-S. II S. 112—115. Keine irenischen Versuche, ruft der Verfasser aus! Freies Wort, Muth, fest und einig unter sich. Priester-Conferenzen als Vorbereitung für Diöcesan-Synoden.

Die ersten drei Zöglinge des Knaben-Seminars. Erzählt im Jahre 1867. Linzer Q. S. II S. 136—176. Phantasie, was aus drei Bürschchen, die bei Errichtung der Anstalt die ersten Zöglinge waren, nach zwanzig Jahren geworden sein wird. Der eine ist Geistlicher und „soviel werth als drei". Der zweite fromm und fleißig, aber mit Leidenschaft den Naturwissenschaften zugethan, wird ein menschenfreundlicher gottesfürchtiger Arzt, immer der Stiftung der er den Beginn seiner Laufbahn verdankt pietätvoll ergeben. Nur der dritte schlägt frühzeitig aus der Art, wird weltlichen Sinnes und tritt aus der Anstalt. Er bringt es mit schweren Sorgen, doch immer redlich, zuletzt bis zum Eisenbahnbeamten, erfährt aber auch hier eine Enttäuschung und Kränkung nach der andern und kann das ersehnte häusliche Glück nicht finden. Verbittert und verstört kehrt er zuletzt voll ernster Reue zu den Erinnerungen seiner ersten Knabenjahre zurück und endet fern von seiner Heimat, nachdem er brieflich die Verzeihung und den Segen seines greisen Seminarium-„Vaters" erhalten und die Anstalt zum Erben seiner geringen Hinterlassenschaft eingesetzt, als ein frommer und ergebener Sohn der Kirche.

Das Linzer Knaben-Seminar wurde mit Min. Erlaß vom 3. Juli 1848 Z. 38 bewilligt und demselben freie Vermögensverwaltung zugesprochen. Erster Regens wurde Aloys Filnköstl. Es sollte mit Beginn des nächsten Schuljahres, 2. October 1848, ins Leben treten. Das Ergebnis der freiwilligen Beiträge wurde mit Schluß des Militär-Jahres 1848 mit 8897 fl. 53 kr. Conv. M. und zwei Ducaten ausgewiesen. Linzer Qu.-S. III Anhang S. 16—18 findet sich ein Verzeichnis der ersten acht Zöglinge, und IV Anhang



S. 10—12 der Rechnungs-Extract über die Gebahrung mit dem Instituts-Vermögen bis Ende October 1848.

Über die Wichtigkeit der Presse und wie wir uns derselben bedienen sollen. Von A. Stießberger. Linzer Qu.-S. III S. 116—125.

Die beiden mährischen Ordinariate und das obderennsische waren in den s. g. deutsch-österreichischen Ländern die ersten welche in der großen Frage der künftigen Stellung der Kirche ein offenes Wort an die Regierung richteten. Noch entschiedener schien man in Ungarn vorgehen zu wollen, wo das Capitel der Erz-Diöcese Gran an alle Bischöfe des Landes eine Encyclica richtete und sie aufforderte Decanats-Conferenzen (coronas vice-archidiaconales) einzuberufen, deren Ergebnisse an die Diöcesan-Synode und in letzter Linie an eine noch vor dem nächsten Reichstage einzuberufende Provinzial-Synode geleitet werden sollten. Der General-Vicar Joseph Kunst ging in der Graner Erz-Diöcese mit gutem Beispiel voran, der Erzbischof von Kalocsa, der General-Vicar der Erz-Diöcese Erlau, jener der bischöflichen Diöcese Stuhlweißenburg, der Bischof von Veszprim stellten die Einberufung von Diöcesan-Synoden in Aussicht; die in Stuhlweißenburg sollte am 25. Mai, jene von Veszprim am 6. und 7. Juni zusammentreten. Ob in den sturmvollen Zeiten die unmittelbar darauf folgten das Vorhaben ausgeführt oder auch nur auszuführen versucht wurde, ist sehr fraglich. Jedenfalls war in Ungarn von oben herab ein thatsächlicher Anfang gemacht, während in den nicht-ungarischen Ländern von unten hinauf meist blose Wünsche und Vorschläge laut wurden.

Dies war namentlich in der Seckauer Diöcese der Fall, wo ein junger Theologe ein warmes Wort für die Einführung von Diöcesan-Synoden sprach, ein Aufsatz aus welchem, wie sich der Landpfarer B. D. „im Einverständnisse mit seinen Caplänen" ausdrückte, „ein verjüngter und erfrischender Lebenshauch uns entgegenweht. So wie der König sich jetzt seinem Volke nähert, also der Bischof seinem Clerus; sowie der König nicht mehr beschließt ohne Mitrath seines Volkes, also der Bischof nicht ohne Mitrath seines Clerus; und wie sich sonst alles sammelt und einigt, also der Priesterstand in seiner Synode". In gleichem Sinne sprach sich „eine Gesellschaft von Bauern-Geistlichen" derselben Diöcese für die Einführung von Decanats-Conferenzen und Diöcesan-Synoden aus und knüpfte daran eine Reihe anderer Vorschläge. Es mochte dabei eines und das andere unpraktisch, vielleicht ganz vergriffen sein; aber der Geist der das Ganze



durchwehte war ein lebenskräftiger und guter. „Vielen", meinten die Bauerngeistlichen, „gilt noch immer der Ruf: Seid einig einig! als die Summe aller Weisheit und Verbesserungen. Mit diesen Eintrachtspredigten sind wir herzlich einverstanden, aber sie haben keinen Sinn, so lang man jene Misstände fortbestehen läßt, die eine feste innere Krystallisation des Clerus verhindern. Statt auf den Trümmern des erschlagenen Absolutismus zu sitzen und fortwährend zu klagen über die Anmaßungen eines falschen Liberalismus, über die Abnahme der Zahl glaubenswarmer Katholiken, über die immer größere Verbreitung des Heidenthums, oder wohl gar das nahe Ende der Welt zu verkündigen, wäre es besser frisch Hand anzulegen, den alten Schutt wegzuräumen und einen zeitgemäßen festgefügten Neubau in die Höhe zu führen."...

In manchen Diöcesen war alles noch ganz still, sei es weil die Oberen eine gemeinschaftliche Kundgebung ihres Clerus nicht zuließen, sei es weil es sich unter der Geistlichkeit der Diöcese überhaupt nicht regte, woran in manchen Ländern die immer heftigere nationale und politische Aufregung ihren Antheil hatte. Ein Beispiel der ersterwähnten Art bildete die St. Pöltener Diöcese wo die unter dem Wiener Clerus entstandene Bewegung von allem Anfang begeisterten Anklang gefunden hatte, während der Bischof Dr. Anton Buchmayr in Stille zuwarten wollte. Als von einem Dechant mündlich ein schüchterner Antrag auf Capitels-Conferenzen und Diöcesan-Synoden gemacht wurde, erhielt er zum Bescheid: „Es wird zu seiner Zeit schon geschehen was noth thut. Der Clerus kann vollkommen beruhigt sein, da die Kirche auf einem Felsen steht den die Pforte der Hölle nicht überwältigen wird!" [1]) Nun, meinten die Anderen, „auch wir halten Capitels-Conferenzen und Diöcesan-Synoden nicht für den Felsen auf welchem der Herr seine Kirche gegründet hat. Aber ist es gerathen in einer so bewegten Zeit die Seelsorger in völliger Verlassenheit und Isolirtheit zu lassen?! Was ist bei uns bis jetzt höheren Orts geschehen um diesem entmuthigenden Zustande des Clerus abzuhelfen? Kein Wort der Belehrung, des Rathes, des Trostes ist an die Seelsorger und deren Gemeinden bisher ergangen, kein Mittel ergriffen, keine Einrichtung getroffen, wodurch dem schreien-

[1]) Wr. K. Ztg. S. 99. Der schneidige Brunner machte dazu die Anmerkung: „Wenn man sich mit dem Gewebe einer solchen Schrifterklärung zudeckt, wäre es leicht eine Diöcese im Schlafe zu regieren."

den Bedürfnisse nach Einigung der Priester unter sich und mit wohlgesinnten Laien einigermaßen Rechnung getragen worden wäre. Ist der Theil des Clerus der dem Dom-Capitel angehört nicht werth daß man auch ihn zu Rathe zieht oder wenigstens durch Angabe dessen was man vorhat beruhigt? Welch' günstige Gelegenheit bot nicht die jüngste Allocution des Papstes dar, durch möglichste Verbreitung derselben unter den Bisthums-Angehörigen den wühlerischen Umtrieben der Kirchenfeinde entgegenzuwirken?" Durch mehr als ein halbes Jahrhundert habe man nichts gethan zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der Geistlichen; man habe „die kirchlichen Institute eingehen lassen, durch welche in der Blüthe des Mittelalters der kirchliche Geist fort und fort belebt und gekräftigt wurde. Rural- und Diöcesan-Synoden waren für unbequem und unnöthig befunden worden". Jetzt wolle man friedlichere ruhigere Zeiten abwarten um Verbesserungen einzuführen. Im Gegentheil „je bewegter die Zeit, desto nöthiger ist die Einigung, freibewuſstes lebendiges Zusammenwirken. Ich frage: unter welchen Zeitverhältnissen hat das Concil von Trient die unverzügliche Abhaltung von Diöcesan-Synoden angeordnet?!"

Conferenzen und Synoden in Ungarn von A. K—r. Wr. K. Ztg. Nr. 19 vom 18. Mai S. 76 (Aus der katholischen Zeitschrift: „Religio és Nevelés") vgl. mit ebenda Nr. 25 v. 27. S. 99.

Ein Wort in Sachen einer Diöcesan-Synode. Von einem jüngeren Theologen. Grätz Jac. Franz Dirnböck. (Ich kenne das Schriftchen nur aus einer Besprechung.)

Herzliche Wünsche für zeitgemäße Reformen in dem kirchlichen Leben der Diöcese Seckau. Dargelegt von einer Gesellschaft von Bauern-Geistlichen. Ebenda 4 Bl. 4to. Unter den hier aufgezählten Wünschen findet sich unter f): „Aufhebung aller jener Schranken Gepflogenheiten Instructionen ꝛc. welche das Vertrauen zwischen den Priestern erschweren, die christliche Bruderliebe verunmöglichen". Daher u. a. „Ausübung des Corrections-Amtes in nöthigen Fällen durch den Pfarrer in erster, den Dechant in zweiter, das Ordinariat in letzter Instanz. Differenzen zwischen Pfarrern und Caplänen sollen, wenn sie nicht auf gütlichem Wege ausgetragen werden können, durch schiedsrichterlichen Ausspruch des Dechants beigelegt werden. Hätte man das immer beobachtet, manches Scandal wäre verhütet, manches Priesterglück gerettet worden!" Hieher gehören ferner „Einsichtnahme in die vom Dechant zusammengestellten Conduitelisten durch einen vom Decanats-Clerus zu erwählenden Ausschuß". Zu empfehlen seien „priesterliche Exercitien deren Besuch aber von jedem Zwang frei sein müßte". Unter k) empfehlen die Seckauer Bauern-Geistlichen „Einführung von Sittengerichten in den Pfarrgemeinden, wie selbe in älterer Zeit

bestanden, neuerdings vom sel. Bischof Sailer und Dr. Hirscher beantragt und unseres Wissens in Hessen Württemberg und Baden eingeführt sind. Es muß der sittliche Gemeingeist unter den Gläubigen geweckt werden und es müßen Organe da sein durch die sich der sittliche Gemeingeist, das öffentliche Urtheil und der Gemeinwille der Kirche aussprechen kann. Die natürlichsten Organe sind die Seelsorger in den Gemeinden denen sich aber andere geachtete mit dem öffentlichen Vertrauen beehrte Männer anschließen sollen. Zweck des christlichen Sittengerichtes: Wahrung und Beschützung alter guter Sitte, ein Bollwerk gegen die in der Gemeinde allgemein herrschenden Gebrechen, Ermahnung und Zurechtweisung der Gefallenen". Unter n) wird die „Einrichtung von Privat-Vorlesungen für Vernunftrecht im Seminar" vorgeschlagen, „als Vorbereitung zum gründlichen Studium des Kirchenrechtes, als Leitstern bei Beurtheilung alles positiven Rechtes, und weil das Vernunftrecht immer mehr nach alleiniger Herrschaft strebt. Weitläufigere philosophische Begründung des Dogma neben der positiven ist zeitgemäß und wahrhaft nothwendig".

An Wiens hochwürdigen Clerus, St. Pölten 3. Mai; 1 Bl. kl. 4[to]. Auch abgedruckt in Gärtner's Spr. f. St. u. K. Nr. 3 S. 48—51. Dank und Zustimmung der Professoren der theologischen Lehranstalt Karl Aigner, Dr. Friedrich Biehl, Sebastian Liebhart, Dr. Franz und Dr. Karl Werner, Joseph Zimmerl; dann Franz Zenotty, Katechet an der Kreishauptschule und zugleich Professor der Katechetik und Pädagogik im bischöflichen Alumnate.

Brunner's Erwiederung auf diesen Zuruf. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 25 v. 27. Mai S. 99.

Correspondenz St. Pölten den 20. Mai. Wr. K. Ztg. Nr. 25 v. 27. S. 99 f. Betreffend die wenig erfreulichen Zustände der Diöcesan-Leitung. Zuletzt eine Anmerkung der Redaction: „Auch in der Kirche Gottes gab es bei uns seit vielen Jahren Revolten. Die freien Zugänge, die freien Gassen und Straßen die zum Tempel Gottes führen, wurden verbarricatirt mit alten Kanzleimöbeln, mit Actenkästen Schreibpulten und ledernen Schlafsesseln — man legte ordentlich zu Fleiß Hindernisse in den Weg, um das Volk abzuhalten daß es die Hoheit und Herrlichkeit der Kirche schauen könne. Gott bessere unsere Zustände!"

* * *

Weder die Vorschläge unberufener Kirchen-Reformer die wir kennen gelernt, noch die in verschiedenen Diöcesen im Schoße der Geistlichkeit auftauchenden Bestrebungen hatten den Charakter kirchlicher Revolte, wofür es von den Gegnern gern wäre ausgeschrien worden. Gar sehr dagegen spielte auf dieses Gebiet hinüber, was sich in den letzten Mai-Tagen in der Bukowiner griechisch-orientalischen Diöcese zutrug.

Dieselbe befand sich, als das Gebiet unter der Kaiserin Maria Theresia dem habsburgischen Ländergebiete angegliedert wurde, in einer argen Verwahrlosung, die nach mehr als sieben Jahrzehenten, obwohl von der kaiserlichen Regierung manche den Einrichtungen der katholischen Kirche ähnliche Anstalten getroffen worden, noch lang nicht gehoben war. Die Priester — so wurde noch um die Mitte der vierziger Jahre von höher strebenden Nationalen geklagt —, hervorgegangen aus den alten Clerical-Schulen, wo sie kaum mehr als lesen und schreiben, dann kurze Auszüge aus einigen theologischen Werken nachsagen lernten, besäßen besonders auf dem Lande kaum eine Bibel, geschweige denn eine wenn auch kleine, doch zweckmäßig eingerichtete Bibliothek; sie predigten gar nicht oder äußerst selten und immer schlecht, und hätten dabei, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet, ihre Noth um das tägliche Brod. Die Klöster seien im elendesten Zustande, statt Hymnen erhöben die Mönche Wehklagen und Verwünschungen über die Willkür, die tyrannische Behandlung und die Habsucht ihrer Vorstände. Die Bevölkerung stehe auf der untersten Stufe der Bildung, nirgends eine Pfarrschule, keine geeigneten romanischen Schulbücher, in der ganzen Diöcese blos drei eigentliche National-Schulen. In einer solchen Verfassung, so ertönte die laute Klage, befinde sich eine Diöcese die nach den überreichen Mitteln ihres Religions-Fondes die blühendste ihres Ritus in der Monarchie sein könnte!

In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatte die Regierung an die Stelle der dürftigen Clerical-Schule ein theologisches Studium und ein Seminarium für die Candidaten des Priesterstandes nach Art der in den katholischen Diöcesen bestehenden Anstalten dieser Art errichtet; aber beide ließen noch immer viel zu wünschen übrig. Es gebrach an zweckmäßigen Lehrbüchern; es gab keine Bibliothek, einige wenige Bücher abgerechnet die der Anstalt geschenkt oder bei Freunden für sie gesammelt worden waren. An der Spitze der Diöcese stand der Bischof, der unverheiratet sein mußte und darum meist aus den Klostervorständen genommen wurde; ihm zur Seite ein Consistorium das, nach dem Theresianischen Kirchen-Regulamente und dem von Kaiser Joseph II. 1786 genehmigten politischen Fundamental-Gesetze, unter Vorsitz des Bischofs alle Geschäfte zu berathen und zu beschließen hatte. Aber damit ging es lange Zeit sehr primitiv zu. Die Bischöfe vertheilten die einlangenden Geschäftsstücke nach Belieben; die Referenten, deren Bildung sich meist auf die absolvirte Normalschule beschränkte, hatten keine Ahnung von einem geregelten Ge-

schäftsgange; man arbeitete oft ohne Vor-Acten woraus sich Widersprüche mit früheren Erledigungen ergaben. Wichtigere Angelegenheiten, und solche in denen sich die Partei unmittelbar an den Bischof gewandt hatte, behielt dieser für sich und betraute mit der Ausarbeitung derselben Personen seines Vertrauens, wenn sie auch nicht dem Consistorium angehörten; so Bischof Daniel Wlachovicz den Kreis-Commissär Rankowicz, den moldauischen Translator Bortnik, den pensionirten Kreis-Commissär Böhm; sein Nachfolger Isaia II. Balosiescul den Consistorial-Actuar Manasses Draczynski, die Kanzellisten Andrej Tarnowiecki und Michael Zotta.

Im Jahre 1835 wurde Eugenius Hakman Bischof. Obwohl er die Professur des Bibelstudiums A. B. an der theologischen Lehranstalt versehen hatte, gingen ihm doch gründlichere Studien ab; auch glänzte er nicht durch hervorragende Geistesgaben. Fromm und sittenrein, war er gleichwohl, was seine neue Würde betraf, nicht ohne weltliche Eitelkeit, und seine Gegner, deren er von allem Anfang viele zählte, wollten von Ränken seiner Anhänger wissen, die von den zwei Mitbewerbern um den erledigten Bischofssitz den einen, den Archimandriten Böndewski, der übrigens die neueren Studien nicht hatte, bei der Behörde angeschwärzt, dem andern Suchopan gar eine strafgerichtliche Untersuchung an den Hals geworfen hätten, was sich beides nachderhand als grundlos erwiesen habe. Auch daß der neue Bischof bei seiner Inthronisation eine ungewohnte Pracht entfaltete; daß er sich mit der bisherigen Wohnung nicht begnügte, sondern ein geräumiges einem Juden gehöriges Haus gegen einen aus dem Religions-Fonde zu zahlenden Miethzins von 2000 fl. C. M. — für das damalige Czernowitz allerdings eine stattliche Summe — bezog und den Neubau eines Palastes von siebenzig Zimmern beantragte; daß er sich gegen die Mönchsregeln und die Landessitte „in Purpur kleidete" und seine Jahresbezüge von 6000 auf 9000 fl. erhöhen ließ, wurde ihm von der andern Partei auf das übelste vermerkt. Ueberhaupt wurde ihm Ueberhebung, Hochmuth gegen früher Gleichgestellte, aber auch gegen den Landadel, den er in seinem Vorzimmer stundenlang warten lasse, vorgeworfen. Im Kirchen-Regiment traf Hakman manche Neuerung die nicht jedem gefiel. Er nannte sich Ordinarius nach Art der katholischen Bischöfe und bestellte ein Ordinariats-Einreichungs-Protokoll für alle die persönlichen Rechte und die Amtsgewalt des Bischofs betreffenden Angelegenheiten.

Die politischen Zustände Galiziens erhöhten die Schwierigkeit der Lage. Die Zustände im Seminarium waren arg verfahren, die Zöglinge

klagten ihre Vorstände, diese das Consistorium, das Cosistorium den Bischof an. Zur Zeit des polnischen Aufstandes von 1836 fanden revolutionäre Sendschreiben und Flugblätter im Seminar Eingang, so daß Erzherzog Ferdinand den Bischof und den Lehrkörper auf die daraus wachsende Gefahr aufmerksam machen mußte. Der Bischof bestellte Philaret Böndewski zum Seminarial-Vorstand, womit aber wenig gewonnen war, da der sechzigjährige Archimandrit jeder höheren Bildung ermangelte, sehr wenig deutsch, sonst nur romanisch und slavisch sprach und überdies ein schwaches Gesicht hatte. Conflicte mit dem Lehrkörper blieben um so weniger aus, als der Bischof aus dessen Mitte hervorgegangen war und jetzt mit seinen ehemaligen Collegen, was eigentlich in der Natur der Sache lag, aber einigen derselben sehr ungelegen kam, nicht mehr auf dem früheren Fuße verkehrte. Die Professoren klagten über Zurücksetzung, sie wüßten nicht wer ihnen eigentlich zu befehlen habe: ihr Präses oder das Consistorium oder der Bischof. Der Bischof halte sie wie in seiner Macht, nach Belieben von ihm absetzbar; wenn sie sich auf das Regulirungs-Patent und Allerhöchste Verordnungen beriefen, heiße es: es sei nichts geistliches mehr an ihnen, sie seien ganz profan geworden; der Bischof sei wohl des Glaubens, der priesterliche Charakter äußere sich in blindem Gehorsam. Auch über den Mangel eines Berathungszimmers beschwerten sie sich: sie müßten bald im Consistorial-Saale, bald in einem des Lyceal-Gebäudes, bald in einem ursprünglich als Küche benützten ungesunden und unanständigen Raum zusammentreten.

Die Misstimmung zwischen dem Bischof und einem Theile seines Diöcesan-Clerus wurde bedeutend durch die Dazwischenkunft eines Mannes verschärft, der sich des ganzen Vertrauens und so zu sagen auch der ganzen Gewalt des Bischofs zu bemächtigen verstand. Eugen Hakman hatte bei Antritt seines Amtes als Consistorial-Secretär einen gewissen Georg Janowicz vorgefunden, der seit 1831 erkrankt von Jahr zu Jahr unfähiger zum Dienste wurde, bis ihn der Bischof im Mai 1837 durch einen andern ersetzte; Janowicz starb bald darauf. Sein Nachfolger Constantin Czechowski, zuletzt Czernowitzer Magistrats-Secretär, war ein Mann von unzweifelhafter Begabung und von eben so ausgesprochener Entschiedenheit und Willenskraft in Durchführung seiner Plane. Der Geschäftsgang wurde durch Czechowski, der vom Consistorial-Secretär bald zum Consistorial-Kanzler emporstieg, in eine früher nie dagewesene Ordnung gebracht; er wußte aber dabei, wie seine Gegner behaupteten,

seinen persönlichen Vortheil in einer Weise zu wahren, daß er, von Haus aus ein armer Mensch, binnen wenig Jahren es zu einem reich begüterten Manne brachte. Es gebe, hieß es, keine Ernennung, kein Zugeständnis, keine Flüßigmachung irgend eines Bezuges, ohne daß dafür eine verhältnismäßige Summe in die Hände des geldgierigen Kanzlers fließe.

Mit der Amtsleitung der theologischen Lehranstalt war seit 1840 der Professor des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte, Erzpriester an der Czernowitzer Kathedral-Kirche Constantin Popowicz betraut; 1841 wurde er Präses einer geistlichen Commission zur Prüfung und Bearbeitung von Katechismen und andern Religionsbüchern. Nach seiner amtlichen Stellung gehörte Popowicz dem bischöflichen Kreise an; aber seine persönlichen Anschauungen und Pläne näherten ihn der Partei der Reformer, unter denen Johann Kalinczuk, Weltpriester, Professor der Dogmatik, einen besonderen Rang einnahm. Die Absichten der Professoren gingen sowohl auf eine selbständige Stellung ihrer Lehranstalt, die sie zum Rang einer landesfürstlichen Facultät erhoben zu sehen wünschten, als auf Aenderungen im Kirchen-Regiment oder eigentlich, wie sie meinten, Zurückführung desselben auf den gesetzlichen Stand. Während der Bischof und sein Kanzler das Consistorium nur als bischöflichen Beirath (instantia episcopalis consultativa) gelten lassen wollten, durch den er in der Verwaltung seiner Diöcese, bei Besetzungen, bei Verleihung von Titeln und Würden nicht gebunden sein könne, beriefen sich die Professoren auf die Theresianischen und Josephinischen Verordnungen als Beweise daß die Consistorial-Assessoren nicht vota consultativa, sondern vota decisiva hätten, und rückten es dem Bischofe als ungesetzliche Eigenmacht vor wenn er Consistorial-Entscheidungen unberücksichtigt ließ, ohne Befragen des Consistoriums Archimandriten ernannte, neugeweihten Priestern Seelsorge-Stationen anwies, angestellte von einer Station auf die andere versetzte, Dispensen ertheilte u. dgl. und in allen diesen Stücken dem Consistorium, wie einem dem Ordinariate unterstehenden Amte, die blose Ausführung der bischöflichen Beschlüße überließ. Den römischen Begriff des Ordinarius kenne übrigens, sagten sie weiter, das orientalische Kirchenrecht ebenso wenig als das österreichische Regulirungs-Patent; die Leitung der Diöcese habe nicht der Ordinarius für sich, sondern der Bischof mit dem Consistorium. Dabei reiße allmählig der alte Schlendrian wieder ein; ungebildete Novizen würden vom Bischofe zu Priestern geweiht, Hieromonachen ohne alle Clerical-Bildung für die Klöster bestellt,

Priester die in der Moldau mit Umgehung des Gesetzes die Weihen empfangen, in der Diöcese verwendet; wofür Czechowski die Auskunft erfunden habe: „man müße weniger auf Studien sehen als auf Belege anderer Art". Anderseits irrten die Opponenten in ihrer Leidenschaft, in der Sucht gegen den Bischof und dessen Kanzler eine Stütze an der Regierung zu finden, immer weiter vom kirchlichen Wege ab, ließen „Se. Majestät als Stellvertreter Gottes" gelten, behaupteten die jura circa sacra seien „nach den ächten Grundsätzen des griechischen Kirchenrechts unveräußerliche Majestäts-Rechte", kurz waren auf dem besten Wege mit ihrer Rechthaberei den blühendsten Byzantinismus in die orientalische Kirche Oesterreichs zurückzuführen. Die Gereiztheit gegen den Kanzler nahm besonders bei dem unteren Clerus zu und machte sich da zeitweise in Ausbrüchen Luft wie sie dem Bildungsgrade dieser Herren entsprachen; im Jahre 1847 wurde von nächtlichen Zusammenkünften im Wirthshause erzählt, wo Czechowski einmal von erzürnten Priestern blau und gelb geschlagen worden sei.

So war das Jahr 1848 herangekommen, das wie anderwärts so auch in Czernowitz allem Groll und Unmuth die Schranken öffnete. Was man sich vordem in die Ohren geraunt hatte, das ertönte jetzt auf freiem Markte oder war in Maueranschlägen an den Straßenecken zu lesen; auch das „Institut" der Katzenmusiken fand Eingang in der Hauptstadt der Bukowina. Die Aufregung gegen den Kanzler wurde jetzt eine so heftige daß Czechowski es gerathen fand seine Geschäfte in die Hände des Erzpriesters Dimitrowicz, eines ganz in seinen Netzen gehaltenen Mannes, zu legen und die Hauptstadt zu meiden. Jetzt hatte die Partei der Misvergnügten freie Hand gegen den Bischof. Zu den alten Anklagen kamen immer neue. Man wies mit Fingern auf die vielen Frauenzimmer die theils als Dienerinen theils als Anverwandte in der bischöflichen Residenz gegen alle Regeln kirchlichen Anstandes wohnten; man sprach von Privat-Häusern die der Bischof, seiner Würde nicht achtend, mit seinen Besuchen beehre. Als ein Beispiel seiner tyrannischen Selbstsucht wurde angeführt daß er einem allgemein geachteten Priester, weil derselbe gegen seinen vom bischöflichen Kanzler begünstigten Kirchenvorsteher eine Beschwerdeschrift mitgezeichnet hatte, vor Beginn des Gottesdienstes die Mönchskappe vom Kopfe geschlagen habe so daß dieselbe mitten unter das zahlreich versammelte Volk geflogen sei. Ein allgemeines Aergernis gab es zu Ostern wo der Bischof die ihm auf-

wartende Geistlichkeit unwirsch empfing, so daß dann die meisten die Einladung zu seinem Frühstück ausschlugen, „weil sie in der Gemüthsstimmung in die sie der Bischof versetzt habe unmöglich etwas genießen könnten".

Gleich den meisten Ländern der Monarchie wurde es auch in der Bukowina, nach der damaligen politischen Eintheilung einem blosen Kreise von Galizien, nicht unterlassen die allgemeinen Wünsche in eine Petition zusammenzufassen, die eine aus allen Ständen gebildete Deputation vor die Stufen des allerhöchsten Thrones bringen sollte. Als Vertreter der Geistlichkeit wurden gewählt, und zwar vom Curat-Clerus der Erzpriester und Consistorial-Assessor Popowicz, von den Klöstern der Seminar-Spiritual Teoktist Blazewicz, von den Professoren Kalinczuk. Da aber in der Landes-Petition einige Punkte vorkamen mit denen der Bischof nicht einverstanden sein konnte — Wahl des Bischofs durch eine Art National-Convent; Regulirung des griech. nicht-unirten Kirchenwesens und Verwaltung des gr. n. u. Religions-Fondes durch ein gemischtes Comité —, so dachte er daran derselben eine besondere Petition des Clerus entgegenzusetzen und für diesen Zweck vor allem die Professoren-Partei zu begütigen. Denn er wußte daß die drei erwählten Mitglieder der Landes-Deputation mit dem Professor Jacob Worobkiewicz in der Kanzlei der theologischen Lehranstalt über eine Petition berathen hatten, deren Geist und Ziel durchaus nicht zu dem stimmte was in seinem Sinne lag, 27. bis 30. April [1]). Der Bischof rief daher am 3. Mai den Clerus der Stadt und Umgebung von Czernowitz zusammen, hielt einen Vortrag über die Nothwendigkeit der Einigung und Versöhnung und schloß mit den Worten: „Brüder verzeihet wenn ich bisher gefehlt habe, wie ich verzeihen will wenn ihr gefehlt habt!" Allein unmittelbar nach diesen Worten des Friedens brach der Unfriede neuerdings los. Denn nun erhob sich Kalinczuk, indem er betonte daß der fromme Wunsch des Bischofs sich nicht werde erfüllen lassen, so lang im Kirchen-Regimente die Ungesetzlichkeiten und Misbräuche fortbestünden unter denen der Clerus seit Jahren zu leiden habe. Nun verlor auch der Bischof seine

[1]) Bezeichnend für den Geist, der diesen ganzen Sturm in einem Glase Wasser charakterisirte, waren die Punkte 3) Glimpflichere Behandlung des Clerus, wenigstens an hohen Festen und vor dem Altare, und 4) Entfernung der Frauenzimmer aus der bischöflichen Residenz. Die Punkte 1 und 2 betrafen die Umgestaltung des Consistoriums und kamen bei den folgenden Verhandlungen wiederholt zur Sprache.

Ruhe und überhäufte den Professor mit Schmähungen. Kalinczuk berief sich darauf daß er nicht aus sich selbst so gesprochen, sondern einem weitverbreiteten Mistrauen Worte geliehen, eilte dann nach Hause und schickte die Petition vom 30. April, sammt einer persönlichen Beschwerdeschrift über die Behandlung die er so eben erfahren, dem Bischof zu. Dieser berief jetzt den Czechowski wieder an seine Seite, oder Czechowski kam von freien Stücken, und es erfolgte nun mit bischöflichem Rundschreiben vom 1. Mai a., 13. n. St. die Einberufung einer General-Congregation des Diöcesan-Clerus die am 15./27. in Czernowitz zusammentreten und eine abgesonderte Petition an Se. Majestät berathen sollte. Das Augenmerk der bischöflichen Berather war dabei wohl zumeist auf die Klostergeistlichkeit, dann aber auf den größeren Theil des Land-Clerus gerichtet, den sie auf ihre Seite zu bringen und dadurch die Opposition der Professoren mundtodt zu machen hofften. Ganz sicher waren sie ihrer Sache gleichwohl nicht, und von Czechowski wurde das Wort herumgetragen: „Wenn ich falle muß der Bischof fallen." Unter den Petitions-Punkten die man der Land-Geistlichkeit im voraus bekannt machte, wurde die Uebergabe des Bukowiner Religions-Fondes an den Bischof, die Reorganisation der theologischen Lehranstalt und des Seminariums als die dringendsten bezeichnet. Die Professoren-Partei argwohnte nicht ohne Grund, daß es mit den letztern Punkten eigentlich darauf abgesehen sei die Lehranstalt als „vorlaute Predigerin" auf den Stand der alten Clerical-Schule zurückzuführen, daher Popowicz dem Bischofe, der ihm ein Gutachten abverlangte, die ganze Sache auszureden suchte. Es sei, meinte er, überhaupt bedenklich in einer Zeit allgemeiner Gereizheit wie die gegenwärtige, wo das von der Robot noch nicht befreite Landvolk leicht sich erheben könnte, die Land-Geistlichen von ihren Posten, wo sie beruhigend einzuwirken vermöchten, wenn auch nur auf einige Tage abzuberufen. Zugleich legte er ein Fürwort für den Professor Kalinczuk ein und bat den Bischof wegen des unangenehmen Vorfalles am 3. um Nachsicht und Verzeihung.

Für die Versammlung am 27. war die Einleitung getroffen daß die Erzpriester von den Land-Geistlichen mit Vollmachten versehen werden, von letztern aber nur jene kommen sollten die Zeit und Lust dazu hätten. Da aber der bischöfliche Beirath gerade auf ein zahlreiches Erscheinen des untern Clerus gezählt und in diesem Sinne gewirkt hatte, so fanden sich am festgesetzten Tage mehr als hundert Geistliche in Czernowitz

ein, von denen ein großer Theil, weil ihnen kein Gastfreund in der Hauptstadt wohnte, in Wirthshäusern seine Unterkunft suchen mußte. Es führte das zu eben so vielen Conventikeln, wo die Gemüther bei Speise und Trank nicht immer ruhig blieben und manche erhitzte Berathungen stattfanden. Die Absicht des Czechowski'schen Anhanges war, den Secular- und den Regular-Clerus getrennt verhandeln zu lassen, indem man ihnen abgesonderte Räume in der bischöflichen Residenz anwies. Mit der Klostergeistlichkeit, aus drei Igumenen und einigen Czernowitzer Mönchen bestehend, hatten sie auch leichtes Spiel; man wünschte hier blos die Ausfolgung des Religions-Fondes an die Geistlichkeit, alles andere mochte bleiben wie es wollte. Die Weltpriester hingegen zeigten sich von allem Anfang schwierig. Das erste was sie verlangten war die Beiziehung der Professoren und Seminarial-Vorstände, was aber der Bischof trotz wiederholter Vorstellungen mit dem Bemerken verweigerte: er werde die Professoren nach geschlossener Versammlung zu Rathe ziehen. Der Clerus wollte jetzt ohne Einberufung der Ausgeschlossenen gar nicht verhandeln, bis zuletzt der Bischof strengstens gebot zu den Geschäften zu übergehen und mit der Wahl eines Vorsitzenden zu beginnen. Die Wahl fiel mit 80 Stimmen auf den Professor Kalinczuk. Ein Neffe des Kanzlers, der Pfarrer Samuel Andriewicz, legte im Namen der 20 Köpfe zählenden Minorität Verwahrung ein, wurde aber, als er sich nicht zur Ruhe geben wollte, zur Thüre hinausgewiesen. Ueberhaupt bot die Verhandlung, die an sechs Stunden währte und, da für die Eingeladenen keine Sitze hergerichtet waren — vielleicht auch eine Finte des Czechowski'schen Anhangs —, stehend geführt wurde, kein erfreuliches Bild und war nicht geeignet das Ansehen des Bischofs, der sich in manche Widersprüche verwickelte, zu erhöhen. Kalinczuk übernahm nun die Leitung und verfügte zunächst eine Vorberathung im Lyceal-Gebäude, wo das Verlangen um Einberufung der Professoren-Partei wiederholt, zugleich aber das weitere gestellt wurde, daß die gesammte Geistlichkeit vereint berathen, Welt- und Kloster-Geistliche nicht getrennt werden sollten. Wiederholte Deputationen gingen an den Bischof ab; eben so an Popowicz den man den Verhandlungen beiziehen wollte, der jedoch erklärte ohne höhern Befehl in ihrer Mitte nicht erscheinen zu können. Somit begab sich die gesammte aus ungefähr 80 Köpfen bestehende Opposition in die Residenz des Bischofs, der eben mit dem Czechowski'schen Anhang, den Consistorial-Assessoren und einigen Erzpriestern Rath hielt, wobei

Pfarrer Andriewicz als Actuar fungirte. Die im Vorzimmer auf das Warten angewiesene Geistlichkeit begann ungeduldig zu werden; als einer vom Anhang Czechowski's ihnen im Namen des Bischofs Ruhe gebot, wurde der Lärm noch größer. Da zeigte sich Eugen Hakman selbst, blaß vor Entrüstung, und rief den Versammelten zu: „Werdet Ihr stille sein! Wisset Ihr nicht daß Wir die Macht haben Euch schwer zu strafen!" Ein mehrstimmiges „Oho!" ertönte aus der Versammlung die sich aber, als nun der Bischof ernst gebot sich zu entfernen, ohne weitere Einsprache zurückzog. Am späten Abend wurden bischöfliche Diener in der Stadt herumgeschickt, mit dem mündlichen Auftrage an die Landgeistlichen sich, da morgen Sonntag sei, in ihre Stationen zurückzubegeben um den gewohnten Gottesdienst abzuhalten. Das war aber bei der weiten Entfernung und den bescheidenen Verkehrsmitteln für die meisten unmöglich; auch kam es den Widerspruchslustigen ganz gelegen sagen zu können: „Wenn morgen unsere Pfarrkinder keine Kirchenfeier haben so ist das nicht unsere, sondern Czechowski's Schuld; warum hat er uns an einem Samstag einberufen!"

Am 28. Mai erhielt Kalinczuk als Präsident der Secular-Congregation einen Erlaß des Ordinariats, worin ihm aufgetragen wurde sogleich vor dem Bischofe zu erscheinen und wegen des pflichtvergessenen Auftrittes am gestrigen Tage im Namen Aller Abbitte zu leisten oder sich die Folgen seiner Weigerung selbst zuzuschreiben. Kalinczuk erschien nicht, worauf der Bischof, der in seiner Haltung bereits schwankte, den Vorschlag Popowicz' genehmigte: nach dem Wunsche der Opponenten die Gesammt-Geistlichkeit in einer Synode zu vereinigen und die Verhandlung von neuem zu beginnen. Mit diesen Vorschlägen und mit Genehmigung des Bischofs begab sich Popowicz in das Lyceal-Gebäude; die Professoren Johann Tomiuk, Stephan Tarnowiecki, Nikolai und Ilarion Hakman begleiteten ihn, so daß also einem Hauptwunsche der Opponenten thatsächlich entsprochen wurde. Allein bei diesen war inzwischen der Trotz gewachsen. Als Popowicz die Geneigtheit des Bischofs auf ihre Wünsche einzugehen aussprach, nur möge erst Kalinczuk im Namen Aller Abbitte leisten, wozu sich dieser des Friedens wegen erbot, erhob sich ein wahrer Tumult: „Wir haben nichts abzubitten, wir sind nicht in der Stimmung abzubitten, wir werden nicht abbitten!" An der Zeit sei vielmehr, hörte man schreien, mit der bisherigen Kanzlerwirthschaft aufzuräumen; Czechowski habe längst verdient

wegen Simonie und Erpressungen vor Gericht gestellt zu werden! „Habe man diese Jahre her etwas beim Consistorium durchsetzen können ohne den Kanzler gespickt zu haben? Werde selbst ein von der Landesstelle ausgehendes Präsentations- und Anstellungs-Decret dem Betreffenden vom Consistorium ohne Loskaufung zugestellt? Müßten nicht Deficienten von ihrer Pension von 150 fl., alte verdiente Priester von ihrer Personal-Zulage von 100 fl. dem Czechowski einen Theil abführen wenn sie das übrige erhalten wollten? Ja hätten nicht priesterliche Witwen und Waisen einen jährlichen Tribut für die Erfolglassung ihrer kärglichen Gnadenbezüge an den Kanzler zu entrichten? Sei es nicht vorgekommen daß beim Consistorium anhängige Streitsachen von beiden Theilen bezahlt werden mußten? Seien die bischöflichen Visitationen, bei denen der Kanzler nie fehlen dürfe, nicht wahre Plünderungszüge?" Nach diesen und andern Reden, wo sich ein jüngerer Priester durch besondere Heftigkeit hervorthat, wurde eine Petition aufgesetzt worin 1) allsogleiche Amtsenthebung Czechowski's, 2) Zurücknahme des heutigen an Kalinczuk als ihren selbstgewählten Vorsitzenden ergangenen Ordinariats-Erlasses, 3) Wiederherstellung des Consistoriums in dessen verfassungsmäßige Rechte und 4) Verstärkung desselben durch Vertrauensmänner aus dem Schoße des Clerus verlangt wurde. Popowicz mußte der erste seinen Namen unter das Schriftstück setzen, der eigene Bruder des Bischofs durfte den seinigen nicht verweigern. Eine aus Priestern und Erzpriestern bestehende Deputation, abermals mit Popowicz an der Spitze, verfügte sich zu dem Bischofe, welchem sie zugleich anzukündigen hatten: es werde, falls ihrem Begehren nicht hier willfahrt werden sollte, die Geistlichkeit ihre Klagen vor dem Allerhöchsten Throne oder vor der heiligen Synode zu Karlovic anbringen.

Der Bescheid des Bischofs erfolgte am andern Morgen. Czechowski war entfernt, derselbe hatte die Consistorial-Acten in die Hände seines Bischofs übergeben; „die Entscheidung über die andern Punkte werde binnen acht Tagen erfolgen." Es lag auf der Hand daß mit dieser letztern Vertröstung nur Zeit gewonnen werden wollte, da die Landgeistlichen auf keinen Fall so lang in der Stadt weilen konnten. Auch waren diese keineswegs gemeint sich damit zufrieden zu geben, und sie erhielten eine unvermuthete Verstärkung als sich am Vormittage des 29. Vertreter des höheren Adels der Bukowina und Herren vom Ritterstande in ihrer Versammlung einfanden; selbst aus Beamten- und

Bürgerkreisen wurde die Geneigtheit ausgesprochen ihrer Petition beizutreten. So fand denn nachmittags am 29. Mai im Lyceal-Gebäude eine große Versammlung statt, zu der nicht blos der gesammte Secular- und Regular-Clerus, sondern auch eine Anzahl von Adeligen Beamten Bürgern erschien. Beschlossen wurde die Abfassung zweier Klagschriften: eine an das Landes-Präsidium zu Lemberg, die andere an die Karlovicer Synode; es sollte geradezu um Absetzung des Bischofs gebeten und diese Bitte mit all den Vorwürfen unterstützt werden die seit dem Amtsantritte Eugen Hakman's gegen ihn laut geworden waren.

Popowicz hatte dieser Versammlung nicht beigewohnt und verfügte sich am 30. zum Bischof um ihm Nachgibigkeit zu rathen. Er machte dabei auf die zahlreichen Landleute aufmerksam die, durch das sonntägliche Ausbleiben ihrer Pfarrer beunruhigt, zahlreich in die Hauptstadt strömten, was von schlimmen Folgen sein könne. Allein noch gab Bischof Eugen nicht nach, obwohl er wußte daß die Versammelten vom gestrigen Tage sich heute neuerdings einfinden und ihre Beschlüße zu Papier bringen würden. In der That fand Popowicz, als er sich vom Bischof in das Lyceal-Gebäude verfügte, eine aus etwa 130 Geistlichen, vielen Adeligen Beamten und Bürgern bestehende Menge vor, die im Begriffe war die Klagschrift gegen den Bischof zu unterfertigen. Unter den opponirenden Geistlichen befanden sich zwei Klosteräbte, ein Archimandrit, ein Igumen, aber auch die sämmtlichen Consistorial-Assessoren, die letzte Stütze des Bischofs. Popowicz rieth den Versammelten von einem Schritte gegen den Bischof ab, indem ja doch alle Schuld allein den Czechowski treffe der unschädlich gemacht sei; auch einige vom Anhang des abgesetzten Kanzlers wollten die Unterschrift verweigern. Zuletzt fügten sich aber alle, und selbst Popowicz erklärte sich bereit seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen, unter der Bedingung jedoch daß noch ein Schritt der Güte versucht werde den Bischof zur Willfahrung zu bewegen. Das wurde ihm zugestanden und das brachte zuletzt den Frieden. Eugen Hakman, vollständig umgestimmt, gab nunmehr seine Zustimmung zu allen Punkten der Petition, bestätigte seine Zusage unter Anrufung Gottes, belobte den Präsidenten Kalinczuk, und fügte bei daß er in seiner Diöcese vortreffliche Männer habe. Noch im Laufe desselben Tages, 18./30. Mai, wurde das „Friedens-Instrument" ausgestellt, vom Bischofe gefertigt und in gegenüberstehendem deutschen und romanischen Texte in Druck gelegt. Dasselbe enthielt:

1) die Suspendirung des Consistorial-Kanzlers Constantin Czechowski „vom heutigen Tage" —
2) Die oberste Leitung der Diöcesan-Angelegenheiten solle, den diesfälligen Gesetzen gemäß, dem Consistorium überlassen bleiben —
3) Das Consistorium solle, um der Erledigung aller Geschäfte zu genügen, aus vier Consistorial-Räthen und wenigstens acht aus dem Secular- und Regular-Clerus, inbegriffen die Professoren der theologischen Lehranstalt, gewählten Ehren-Beisitzern bestehen.
4) Der Erlaß vom 28. gegen Kalinczuk wurde nicht blos zurückgenommen, sondern der Bischof fand sich veranlaßt „diesen so eifrigen Priester und befähigten Professor zu den bevorstehenden Wahlen bestens zu empfehlen".

Zur Ausführung der demnächst einzuleitenden Schritte, darunter die Vorschläge für die neuen Consistorial-Ernennungen, wurde ein eigenes Comité niedergesetzt, das sich dem amtirenden Kreishauptmann Georg Isseczescul vorstellte und von diesem die Versicherung erhielt, er werde demselben, solang es sich innerhalb der Gesetze halte, seine Anerkennung und Unterstützung nicht versagen.

Die Ruhe in der Diöcese war darum noch lang nicht hergestellt. Czechowski verfügte sich nach Lemberg wo er aus seiner Studienzeit viele Verbindungen hatte, während Andriewicz in Czernowitz das Comité bei den Behörden in Misgunst zu bringen suchte, den Professor Kalinczuk der Irrgläubigkeit hinsichtlich der Form der Eucharistie beschuldigte, den Popovicz als Rädelsführer in der berüchtigten Mai-Revolution hinstellte ꝛc. Eine von ihm in diesem Sinne abgefaßte Schutz- und Streitschrift, „Apologie", wurde vom Bischof, so hieß es allgemein, gebilligt und mit dessen Einverständnis in zahlreichen Exemplaren im Lande verbreitet. Das Consistorium in seiner neuen Gestalt trat zusammen. Allein es erwies sich in seiner Vielköpfigkeit als ein schwerfälliger Körper, der in Geschäften nichts vorwärts brachte, hingegen die Gränzen seiner Ansprüche immer weiter hinausrückte so daß dem Bischof zuletzt kaum etwas zur eigenen Entscheidung übrig blieb. Er berief also drei Beisitzer „von der friedlichen Partei", wie er es nannte, in das Consistorium: den früher genannten Andriewicz; den Erzpriester und Pfarrer Grammatowicz, von welchem das Wort herumgetragen wurde: „Und wenn es Tausende kosten sollte, Czechowski muß wieder ins Amt", und den Erzpriester und Pfarrer Gribowski.



Dabei zeigte es sich so recht daß der Coelibat der römischen Kirche, der jetzt in den westlichen Ländern des Kaiserstaates so heftige Angriffe zu bestehen hatte, hoch über dem Unwesen der Popen-Söhne und Popen-Töchter der orientalischen Kirche steht. Auch in der römischen Kirche hat es, besonders in manchen früheren Jahrhunderten, nicht an Klagen über Protection und Nepotismus an den Höfen der Kirchenfürsten gemangelt, was sich ja in dem bekannten Spruche: „Wer den Papst zum Oheim hat kann leicht Cardinal werden" erhalten hat. Aber selbst Gegner von Rom werden zugeben, daß das immer nur Ausnahmen, in Zeiten wo die kirchlichen Zustände gesunde sind sogar seltene Ausnahmen waren und sind, während anderseits Kenner des orientalischen Kirchenwesens nicht werden läugnen wollen daß dort Gevatterschaften und verwandtschaftliche Kameraderien zu dem alltäglichen gehören. Zu den einflußreicheren Anhängern des Czechowski gehörten außer den schon früher genannten der Erzpriester Sorethian, der Pfarrer Kassowicz der Pfarr-Administrator Isopescul, und wie stand es nun mit diesen zueinander? Andriewicz war Neffe das Kanzlers, Kassowicz war Vetter des Andriewicz; Isopescul war Geschwisterbruder des Andriewicz und Schwiegersohn des Gribowski; Gribowski war Schwager des Grammatowicz; Dimitrowicz und Sorethian waren Schwäger. Dimitrowicz, der im Consistorium saß, blieb in fortwährender Fühlung mit Czechowski in Lemberg, der durch ihn alles erfuhr was in Czernowitz vorging und die Seinen zur Ausdauer mahnte. „Ich glaube", schrieb er ihnen am 26. September, „daß, wenn man den Muth nicht verliert, die Entscheidung zu Gunsten des Gesetzes ausfallen muß. Darum vorwärts Ihr Edlen!" .. Allein die Entscheidung fiel nicht in seinem Sinne aus. Vom Landes-Gubernium wurden zwar alle neuen Stellen welche die Mai-Revolte geschaffen hatte beseitigt, und blos drei wirkliche Consistorial-Assessoren mit systemisirten Gehalten ernannt; allein diese Ernennungen fielen insgesammt auf Männer der Opposition: Johann Kalinczuk, Jacob Worobkiewicz, Theoktist Blazewicz.

Was weiter in dieser Angelegenheit vorfiel und welchen Ausgang sie nahm fällt außer den Rahmen dieser Geschichte, und nur das mag angedeutet werden daß sich der Zwiespalt in der Diöcese noch durch Jahre hinzog, wenn es auch nicht mehr zu solchen Auftritten kam wie im April und Mai 1848. Der Anhang des Czechowski, mit der „Apologie" des Andriewicz in der Hand, ruhte nicht. Eben so wenig

ruhte die Professoren-Partei die jetzt das Heft im Consistorium in Händen hatte und daselbst fortfuhr, dem Bischof das persönliche Regiment, das er nach dem Vorgang der katholischen Bischöfe handhaben wollte, streitig zu machen, ja bei dem Wiener Ministerium auf die Absetzung Eugen Hakman's zu dringen. Der Charakter des Bischofs, sagte hier Popowicz, errege in der Bukowina „Grauen, so daß sich viele gottesfürchtige Priester in ihrem Gewissen scheuen an dem gemeinschaftlichen Gottesdienste mit ihm theilzunehmen oder seinen Namen in der Liturgie zu nennen". Bischof Hakman hinwieder klagte, und vielleicht mit mehr Recht, über die Anmaßung der Neuerer die sich, wie er meinte, willkürliche Gesetzauslegungen erlaubten. Bezüglich der Ertheilung von Kirchenwürden und Auszeichnungen berief er sich auf den geistlichen Regulirungs-Plan Cap. IV §. 33, der diese Befugnis ausdrücklich dem Bischof zuspreche, und setzte der Behauptung der Professoren, das orientalische Kirchenrecht kenne kein Ordinariat im römischen Sinne, die Bemerkung entgegen: den lateinischen Namen Ordinariat gebe es allerdings in der griechischen Kirche, die dafür den Ausdruck Episkopie habe, nicht; aber durchaus nichts wisse das orientalische Kirchenrecht von einem Consistorium das eine bureaukratische Schöpfung der neuern Zeit sei: „Popowicz ist fünfzehn Jahre Professor, er möge seine Behauptung nachweisen, daß die den Bischöfen der orientalischen Kirche eingeräumte Gewalt eine geringere sei als die Kirchengewalt der lateinischen Bischöfe." Es wäre übrigens, sagte er weiter, eine große Anmaßung von den Consistorial-Assessoren wenn sie sich beifallen ließen zu behaupten, daß der Bischof, welchem allein die Diöcese anvertraut ist und der vermöge seines Eides die Verwaltung derselben zu verantworten hat, als bloser Vollzieher der Consistorial-Beschlüße angesehen werden solle: „Die Consistorial-Assessoren schwören ja dem Bischof den Eid und nicht der Bischof dem Consistorium". Der Punkt worin die Professoren gegen den Bischof in entschiedenem Rechte waren, betraf die höhere Bildung des Clerus, obwohl sich anderseits freilich nicht verkennen ließ daß ihr Streben, ihre Lehranstalt zur k. k. Facultät erhoben zu sehen, wohl auch sehr weltliche Beweggründe hatte.

Noch sind einige Worte über die Bukowiner Landes-Petition zu sagen. Dieselbe wurde nicht, wie dazu die Einleitungen getroffen waren, durch eine Deputation dem Kaiser überbracht; sie wurde im Juni,

vielleicht weil der Kaiser seine Residenz verlassen hatte, einfach mit der Post nach Wien geschickt und vom Ministerium, als dann der constituirende Reichstag zusammentrat, diesem abgetreten, 3. August. An die Mitglieder des Reichstages gelangte auch eine in Wien bei Karl Gerold und Sohn gedruckte Schrift: „Zur Begründung der Bukowinaer Landes-Petition“ (8vo, 46 S.). Die drei auf die gr. n. u. Diöcese sich beziehenden Punkte waren:

10. Wahl des griechisch-nicht-unirten Bischofs durch eine National-Synode, bestehend aus den Repräsentanten des gr. n. u. Clerus, des Adels, Bürger- und Bauernstandes —
11. Zeitgemäße Regulirung des gr. n. u. Kirchenwesens —
12. Verwaltung und Verwendung des Bukowinaer gr. n. u. Religions-Fondes durch ein aus allen Ständen des gr. n. u. Clerus gewähltes Comité unter Controle des Provinzial-Landtages.

In der „Begründung“ wurde die Bischofswahl auf „eine seit der Apostel-Zeit in der griechischen Kirche bewahrte Gewohnheit“ zurückgeführt und durch den noch heute in den ungarischen und siebenbürgischen Diöcesen, in der Moldau und Walachei, in Griechenland, theilweise selbst in Rußland bestehenden Gebrauch bekräftigt. Dieses Rechtes habe sich auch die Bukowinaer Exarchie unter der moldauischen Regierung erfreut, „und sollte sich im Grunde des garantirten moldauischen Status quo auch unter Oesterreichs ‚mildem und gerechtem Scepter‘ erfreuen“, was aber bei den seitherigen drei Besetzungen nicht beobachtet, sondern der bischöfliche Stuhl, „ohne die Stimme des Volkes oder Clerus zu befragen oder zu berücksichtigen, über ein einfaches Gutachten der Civil-Stellen von dem Kaiser besetzt“ worden sei. Bezüglich des 11. sehr allgemein gehaltenen Punktes beschränkte sich die „Begründung“ auf die pecuniäre Stellung der im Dienste der Kirche stehenden Personen. Die Priester sollten nicht mehr an die Robotleistung, die Mariaschen (Pfarr-Taxen) und Stola-Gebühren ihrer Pfarrlinge gewiesen sein; ohnedies habe der 1786 kundgemachte geistliche Regulirungsplan diese Auskunft nur für so lang getroffen als sich die Einkünfte des Religions-Fondes nicht gehoben haben würden; da letzteres seither eingetreten sei und der Bukowinaer gr. n. u. Religions-Fond über reiche Mittel gebiete, so sei kein Grund mehr vorhanden die vielfach gedrückte und von ihren Pfarrlingen abhängige Stellung der Seelsorger noch ferner zu belassen. Dabei müße die Congrua der wirkenden Priester, der Gehalt der Deficienten den Zeitverhältnissen entsprechend

erhöht, die Bezüge der Witwen und Waisen der Priester gesichert werden ꝛc. Auch die Consistorial-Frage, die unter dem Clerus seit Jahren eine so wichtige Rolle spielte und noch lang spielen sollte, wurde in der „Begründung" der Landes-Petition nur von der Besoldungsseite ins Auge gefaßt. Bezüglich des 12. Punktes wurde die Natur des Religions-Fondes als eines aus kirchlichem Eigenthum herrührenden, darum für kirchliche Zwecke bestimmten und eben deshalb „von einem durch alle Classen des Bukowinaer gr. n. u. Ritus gewählten Ausschuße" zu verwaltenden Provinzial-Fondes erläutert.

X.

P. Franz Seraph Náhlovský.

Was mir jetzt zu berichten obliegt, fällt zwar durchaus in den Rahmen dessen, womit ich meinen vorhergehenden Abschnitt überschrieben habe. Wenn ich es gleichwohl aus demselben ausscheide und unter einen eigenen Titel reihe, so hat dies zwei Gründe: erstens das größere Aufsehen welches dem hier zu besprechenden Unternehmen in kirchlichen Kreisen, theilweise auch in solchen der Laien, zutheil wurde; und dann den eigenthümlichen Ausgang den dasselbe für dessen Urheber nahm und der es zu einem in dieser Hinsicht abgeschlossenen Ganzen stempelt, daher es schien diesem Unternehmen, trotz des Umstandes daß es in seinen Folgen über das Jahr 1848 hinausreichte, eine abgesonderte Darstellung zu widmen.

Es war schon früher von der Bewegung im böhmischen Clerus die Rede, sowie daß dieselbe, die sich zunächst in allerhand Zeitungs-Artikeln Luft machte, einen stark reformatorischen Anstrich hatte [1]). Dazu gesellte sich das nationale Moment, das zunächst in der Forderung, gewisse gottesdienstliche Handlungen in der Volkssprache zu verrichten und verrichten zu lassen, seinen Ausdruck fand und in mehreren Kirchen nicht nur von Prag sondern auch von Brünn zur praktischen Anwendung gelangte. In Prag führten die Dominicaner bei St. Egyd und die Mino-

[1]) S. oben S. 169—173. Zu dem P. der Ueberschrift sei bemerkt, daß in Böhmen sowohl in den deutschen als slavischen Gegenden jeder Geistliche „Pater" genannt und angesprochen wird, nicht wie in Nieder-Österreich Tyrol u. a. nur der Franciscaner oder Kapuziner.

riten bei St. Jacob auf der Altstadt eine Frühmesse mit böhmischem Volksgesang, die Augustiner bei St. Thomas auf der Kleinseite nachmittägigen Gottesdienst mit Predigt Litanei und Segen in böhmischer Sprache ein. In Brünn willfahrte der Bischof Anton Graf Schaffgotsche der aus dem Schoße des Stadt-Clerus gestellten Bitte um Einführung böhmischen Kirchengesanges in der zuvorkommendsten Weise, und der Abt der Augustiner zu Alt-Brünn Cyrill Napp, ein in vieler Hinsicht um Mähren hochverdienter Mann, sowie der Provinzial der Minoriten von St. Johann säumten nicht dem gottesdienstlichen Bedürfnisse der zahlreichen slavischen Bevölkerung der mährischen Hauptstadt nach Kräften nachzukommen. In der Kirche zu Alt-Brünn war es überdies der Regens-Chori Paul Křižkovský, der sich um den musikalischen Theil dieser Andachten mit erfolgreichem Eifer und Geschick annahm. Gewiß wird kein billig denkender Mann in jenem Begehren und in diesen Vorkehrungen etwas unziemliches oder ungehöriges finden, wird vielmehr zugeben müßen daß es ja nur im Geiste der kirchlichen Einrichtungen und im Interesse von deren Wirksamkeit gelegen sein könne, sich dem Volke, insoweit dasselbe an der Andacht selbstthätig theilzunehmen hat, in dessen eigener Sprache verständlich zu machen. Gleichwol fehlte es namentlich in Brünn nicht an deutschen Hitzköpfen die über diese Einführung gewaltigen Lärm erhoben, über Verkürzung des Deuschthums klagten, als ob den katholischen Deutschen dadurch ein Unrecht geschähe, daß den katholischen Slaven zutheil wird was für sie recht und billig ist.

B. M. Lidmit Komu čest tomu čest. Tydenník Nr. 21 vom 25. Mai S. 164. Der Verfasser weist gegenüber den deutschen Angriffen auf das Beispiel von Troppau hin, da in einer der dortigen vier Kirchen von altersher böhmischer Gottesdienst gehalten würde, ohne daß sich, obwohl es auch dort an Slavenfressern nicht fehle, jemand darüber aufhielte.

Unter den kirchlichen Anstalten Prags nahm damals das s. g. wendische Seminar auf der Kleinseite nächst der Karlsbrücke eine eigenthümliche Stellung ein. Von den Domherren des Bautzener Capitels gestiftet und unterhalten, hat es bei dem Mangel einer solchen Anstalt in dem vorherrschend lutheranischen Sachsen die Bestimmung, katholische Jünglinge aus der Lausitz und aus Sachsen für den Priesterstand heranzubilden, für welchen Zweck sie zu jener Zeit das kleinseitner Gymnasium und dann die theologischen Vorträge an der Karl-Ferdinands-Universität besuchten. Da sich unter den katholischen Gemeinden Sachsens sowohl

deutsche als slavische befinden, so war es nöthig auch für das sprachliche Bedürfnis dieser letztern zu sorgen, was durch Unterricht in dem lausitzer Sprachzweige und durch Vorträge in demselben geschah. Früher Dobrovský, dann Hanka unterzogen sich seinerzeit dieser Aufgabe, und da beide diese berühmten Sprachforscher dadurch Einfluß auf die Veredlung der Sprache und besonders der Schreibweise der lausitzer Serben gewannen, so bildete das Prager wendische Seminar zugleich ein Organ literarischer Wechselseitigkeit zwischen den letztern und deren böhmischen Sprachverwandten. Dazu kam nun ein anderer Umstand. Präses des Seminars war von 1824—1839 Dr. Franz Přihonský, Schüler, treuer Anhänger und Freund Bolzano's, nach dessen Tode Herausgeber mehrerer Bolzano'scher Schriften; Přihonský's Nachfolger, als er in das Bautzener Capitel von St. Peter einberufen wurde, war Dr. Franz Náhlovský, gleichfalls frühzeitig als Bolzanist bekannt. Da nun der apostolische Vicar zu Dresden, Joseph Dittrich Bischof von Korykos, gleichfalls dem Bolzano'schen Lehr-Systeme huldigte, so steckte zu jener Zeit die ganze Anstalt tief im Bolzanismus, während sie, wie wir sahen, nach einer andern Seite hin als eine Stätte national-slavischen Geistes von den Einen gepriesen, von den Andern scheel angesehen wurde.

Es wurde früher (s. oben S. 172) erwähnt daß ein gegen Ende April 1848 erschienener Aufsatz eines P. W. in der „Prager Const.-Ztg." unter der böhmischen Geistlichkeit großes Aufsehen machte. Der Verfasser sprach darin seine Ueberzeugung aus daß unter den obwaltenden Umständen von Synoden kein Heil zu erwarten sei, „weil sie gewiß urdenklicher Praxis zufolge aus dem conservativen höhern Clerus constituirt würden, zu welchem weder die niedere Geistlichkeit noch das Volk genug Vertrauen habe". Derselben Ansicht, nur aus einem andern Grunde, war Präses Náhlovský; die Zeit, meinte er, sei für Synoden und Concilien nicht reif, „wir sind dazu nicht vorbereitet und nicht disponirt"; umsomehr thue Reden noth, „eine öffentliche Besprechung kirchlicher Interessen, mit geziemender Freimüthigkeit und Würde, mit Festhaltung des kirchlichen Gesichtspunktes". Von dieser Anschauung geleitet, und ohne Zweifel den Vorgang der Wiener Geistlichkeit im April vor Augen, erließ er nun eine Einladung an den Clerus der Stadt Prag, hoch und nieder, säcular und regular, sich am 18. Mai in den Räumen des wendischen Seminars zusammenzufinden. Es erschienen zur festgesetzten Stunde: der Domherr und k. k. Gubernialrath Ignaz Jaksch, der General-Großmeister des ritter-

lichen Kreuzherrnordens Dr. Jacob Beer, der Abt von St. Margareth und Braunau Dr. Johann Nep. Ignaz Rotter, der Domherr Peter Krejči, der fürst-erzb. Secretär Hron, die Professoren von der theologischen Facultät Dr. Johann Mařan und Vincenz Náhlovský, Bruder des Präses, Vice-Director Franz Schneider von der Realschule, der Spiritual bei St. Katharina und Herausgeber des „Blahověst" Wenzel Štulc, die Weltpriester und Spirituale Dr. Karl Franz Průcha im f.-e. Seminar, Anton Slaviček im Waisenhause in der Bredauer Gasse auf der Altstadt, Franz Joseph Řehák im Klar'schen Blinden-Institute, und noch bei 25 andere. Präses Náhlovský begrüßte die Versammelten mit einer vorbereiteten Rede, in welcher er sich vor allem über die Aufgabe dieser Zusammenkunft ausließ. „Die Religion als ein Inbegriff von Lehren die zum Zwecke haben die Menschen besser und glücklicher zu machen", sagte er, „muß, wenn sie eine vernünftige ist, die Menschen wie sie sind ins Auge fassen und auf ihre Bedürfnisse sorgsam Rücksicht nehmen. Sie hat die erhabenste aller Aufgaben, die Erzieherin des menschlichen Geschlechtes zu sein, würde aber als eine untaugliche Dienerin beiseite geschoben werden müßen, wenn sie nicht bewiese daß sie die Zeit begreift. Die Vorsteher unserer Kirche, nämlich jenes Vereines von Menschen die sich zur katholischen Religion bekennen, waren, man vergebe den Ausdruck aus dem Munde eines einfachen Priesters, schon bei der früheren Ordnung der Dinge mit der Würdigung der socialen Bedürfnisse und mit deren Befriedigung im Rückstande geblieben. Es ist also unter den gegenwärtigen Umständen viel zu thun und muß bald geschehen, die Zeit drängt". Er entwickelte sodann die Gründe die es, seiner Meinung nach, nicht räthlich erscheinen ließen zu einer unverzüglichen Einberufung von Synoden zu schreiten: „Indem ich einestheils der Behauptung des P. W. beitrete daß sich ein großer Theil der Synodal-Mitglieder für die Beibehaltung des lieben, schon gewohnten und auch bequemen alten Kleides, höchstens auf Applicirung einiger kleiner Reparaturen entscheiden dürfte, theile ich anderntheils die Besorgnis unserer einsichtigen Bischöfe daß viele andere Synodal-Mitglieder, vom übermäßigen Eifer hingerissen und von dem sehr irritirten Zeitgeiste stark influirt, mitunter Forderungen stellen würden, die zu befriedigen nicht möglich oder doch zur Zeit wenigstens nicht räthlich und heilsam wäre. Die Zahl der Klarsehenden Ruhigen und wahrhaft Freimüthigen würde, glaube ich, eine kleine leicht verschwindende Minorität bleiben." Somit faßte er

den Kern dessen auf was es im gegenwärtigen Augenblicke ankomme in die Worte zusammen: „Reden thut vor allem noth".

„Welche sind nun die Gegenstände, die öffentlich und freimüthig zur Sprache kommen müßen?" Vor allem anderen müße 1) die Geistlichkeit, „den Nimbus beiseite legend mit welchem uns Amt Auszeichnung oder Geld umgeben hat, mit vereinter und lauter Stimme ein offenes Confiteor sprechen. Warten wir ja nicht bis die Massen Zeit gewinnen und anfangen uns unser Sünden-Register vorzulesen". Die absolute Monarchie habe es darauf abgesehen gehabt den freien Gang der Kirche zu hemmen, „die Religion, die freie Himmelstochter, sank zu einem griechischen Sklaven in unseren Staatshaushaltungen herab, mit der Weisung gute und stille Kinder zu erziehen." Habe es je „irgend ein erleuchteter und gewissenhafter Priester" versucht diese Fesseln abzustreifen und dem irreligiösen Zeitgeiste gegenüber freiere Bahnen einzuschlagen, die Religion, die Institutionen der Kirche auf eine sinnigere Art darzustellen, um den war es geschehen: man erinnere sich an Professor Bolzano und Bischof Hurdálek!" Darum müßte 2) das nächste Augenmerk darauf gerichtet sein „den Gebildeten im Lande gesunde Begriffe über Religion überhaupt und den Katholicismus insbesondere vorzulegen". Die katholische Kirche, allein von allen Glaubensbekenntnissen geeignet Well-Religion zu sein, habe volle Ursache die ertheilte Constitution freudig zu begrüßen, denn diese setze auch die Kirche in Freiheit; man gestatte den Vorstehern der Kirche nur Zeit, „bis sie sich in der überraschenden Neuheit der Dinge orientirt haben." Einer freimüthigen öffentlichen Besprechung bedürftig seien 3) gewisse einzelne Lehren Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, und namentlich 4) die Liturgie. Die Ritual-Bücher: Meßbuch Pontifical Pfarr-Agende und Perikopen-Sammlung, aber auch das Brevier und das Volksgebetbuch müßten insgesammt „revidirt und den gegenwärtigen Zeitforderungen, insbesondere der Bildungsstufe der gesammten katholischen Christenheit accomodirt werden". Eine eingehende Aufmerksamkeit sei dabei der Frage über die allgemeine oder blos theilweise Einführung der Volkssprache in der Liturgie zu widmen; man werde dabei den Umstand nicht unbeachtet lassen dürfen, „daß sich die Menschheit nach Sprachen zu associiren strebt, ein Umstand der in der Zeiterscheinung liegt und immerhin als ein derzeit bestehendes Factum auch von der Kirche wird respectirt werden müßen". Im 5. Punkte berührte der Vortragende „unsere Leibfrage über Kirchengut", wobei er

voraussetzte daß im Geiste der neuen Verfassung die Kirche die Verwaltung ihres Eigenthumes, also namentlich des Religionsfondes zurückerhalten werde. Man müße dabei von der Auffassung ausgehen daß es, nach Analogie des durch die Gesetze geschaffenen Concretal-Kirchenvermögens auf den einzelnen Dominien, „eine Art von Concretal-Kirchen- und Beneficial-Vermögen im Bereiche des ganzen Landes, des ganzen Metropolitan-Gebietes gebe, ein Vermögen aus welchem der Cultus in diesem ganzen Bezirke bestritten wird. Denn daß auch Beneficien und Kirchen, wenn sie überflüssige Einkünfte haben, so wie jeder Privatmann im gleichen Falle, verpflichtet sind von diesem Ueberflusse andere ärmere zu betheilen, unterliegt, glaube ich, keinem Zweifel".

Wenn es von dieser Grundlage aus möglich sein werde eine bessere Stellung der armselig bedachten Geistlichen und Kirchen anzubahnen, so komme es 6) zugleich auf eine „Vermehrung niederer und höherer Seelsorgebezirke" an, und zwar: a) Errichtung neuer Pfarren, „in mehreren Gegenden ein schreiendes Bedürfnis". b) Errichtung neuer Diöcesen, resp. Theilung der bisherigen die in ihrem gegenwärtigen Stande viel zu ausgedehnt und bevölkert seien. Der Bischof könne „eine Diöcese, die sich über drei bis fünf Kreise ausbreitet, in 15 bis 20, und wenn es sehr gut geht in 10 bis 15 Jahren einmal zur canonischen Visitation bereisen, wobei nach der Ausspendung der heil. Firmung, die wegen enormen Andranges der Firmlinge in der Regel wenig erbaulich ausfällt und die physischen Kräfte des Bischofs erschöpfen muß, die eigentlichen Visitations-Zwecke eine nicht genügende Beachtung finden müßen". Die Diöcesen sollten „etwa die Ausdehnung eines Kreises" und zwar „mit möglichster Berücksichtigung der böhmischen und deutschen Ortschaften" haben. c) Da das römische Cardinal-Collegium überwiegend aus Italienern besteht, die von den Zuständen und Bedürfnissen entfernter Länder „eine spärliche oder gar keine Kenntnis" haben, so wäre „durch die Verwendung unseres constitutionellen Königs" der heilige Vater in Rom dahin zu bringen, „daß er einen durch seine kirchliche Macht innerhalb der Krone Böhmens für die beiden Metropolien Prag und Olmüz in Vorschlag gebrachten Mann unter die Räthe seines Consistoriums aufnehme". Was die Erhaltung eines solchen Cardinals in Rom aus den Mitteln des böhmischen und mährischen Religionsfondes kosten würde, könne gegen die Vortheile, die daraus der vaterländischen Kirche erwachsen müßten, in keinen Anschlag kommen.

„Manchmal ist, sagt ein großer Denker, auch der Rückschritt zum Alten ein Forschritt". Aus diesem Grunde 7) empfehle sich a) die Wiederherstellung des durch das alte Regierungs-System vollständig zerrissenen Metropolitan-Verbandes. b) „Eine echt kirchliche, vollkommen freie Wahl unserer kirchlichen Vorstände, der Pfarrer Bischöfe Metropoliten", sei eine Lebensfrage der sich verjüngenden Kirche; die Wahl müße dem Clerus zustehen, aber auch den Gemeinden ein gewisser Einfluß, etwa ein Veto, zugestanden werden. „Wir verlangen ja damit keine Neuerung, wir verlangen nur, was schon einmal in der Kirche vorhanden war". c) Möglichst baldige Einführung von Synoden, der „Athmungs-Organe unseres echt katholischen Lebens". Von den „kirchlichen Instituten" hob der Redner 8) die Volksschule hervor, die der vollen Aufmerksamkeit des Priesters würdig und bedürftig sei; das Streben die Schule von der Kirche zu trennen, sei zu verwerfen. Die Reform der Priester-Seminarien und deren Verhältnis zu den theologischen Lehranstalten sei ein Gegenstand hoher Bedeutung, worüber „ein erfahrener und tüchtiger Seminar-Vorstand seine Ansicht nicht vorenthalten möge". Desgleichen müßten sich die Klöster „eine große Reform, in der sie zu dem jüngsten Zustande der Kirche passeten", gefallen lassen. Schließlich kam der Redner 9) auf die kirchliche Disciplin zu reden, berührte das Fasten, das Almosengeben, das Gebet und endlich das Coelibat. „Aber daran muß ich dringend erinnern, daß dieser zarte Gegenstand eine würdige Behandlung in der Oeffentlichkeit finde; daß man, wohlbedenkend auch in allen anderen s. g. weltlichen Ständen gebe es in ledigen sowohl als ehelichen Verhältnissen eine Menge entehrender geschlechtlicher Ausschweifungen, derartige im Clerus vorkommende Fehltritte mit menschenfreundlicher Schonung oder als eine bekannte Sache lieber gar nicht zur Sprache bringen wolle; daß namentlich wir Geistliche, um unsere edlen Bemühungen nicht von ferneher zu verdächtigen, für die Aufhebung unseres Ehelosigkeitsgesetzes nicht breite Worte machen, in der sicheren Voraussetzung daß, wenn diese Aufhebung, wie ich selbst glaube, überwiegend ersprießlich wäre, die auf einer Synode versammelten geistlichen Väter des katholischen Volkes freimüthig und gewissenhaft das Ergebnis ihres eigenen über diesen Gegenstand gewiß oft gepflogenen Nachdenkens in die Wagschale der Entscheidung hineinlegen werden".

Náhlovský wollte mit seinem Vortrage nur die Fragen angedeutet haben die ihm als zeitgemäß erschienen; die weitere Erörterung

derselben war nach seiner Ansicht auf einem dreifachen Wege anzustreben: durch Herausgabe einer Zeitschrift die als ein „Archiv für kirchliche Reform" die Artikel sowohl deutsch als böhmisch, wie sie eingeliefert würden, zu bringen hätte; durch Conferenzen die im ganzen Lande ohne Verzug zu eröffnen wären; durch eine in der Metropole zusammentretende Congregation von Priestern, „die das vollkommenste Vertrauen sowohl unserer Bischöfe als auch des übrigen Clerus im Lande besitzen", welche Congregation in mehrere Sectionen abzutheilen wäre und die für die nächste Synode nöthigen Vorarbeiten in Angriff zu nehmen hätte. In diesem Sinne forderte der Redner die Versammelten auf, sich über das Hauptziel seines Vorschlages zu äußern und in erster Reihe sich darüber auszusprechen, ob sie demselben im allgemeinen ihre Zustimmung gäben. Wie es aber bei derlei Anlässen zu gehen pflegt, wurde die Aufforderung Náhlovský's von Mehreren so aufgefaßt, als ob es sich jetzt schon darum handle in den Gegenstand selbst einzugehen, und es folgten allerhand Erörterungen über Einzelheiten gewisser Fragen, was im Sinne Náhlovský's dem Geiste und Zwecke der gegenwärtigen Zusammentretung nicht zusagte. Namentlich war es der General-Großmeister Beer der sich mit dem Geist und der Fassung des Ganzen nicht einverstanden erklärte, und mit Nachdruck hervorhob daß es in unseren Tagen vielmehr darum zu thun sei die Zahl der glaubensleeren Priester zu vermindern — dachte er dabei an seinen unglücklichen Conventualen Smetana? —, die glaubensschwachen zu befestigen. Er war im Begriffe auf die Zulässigkeit einzelner der angeregten Reform-Punkte einzugehen, als ihm der Antragsteller in's Wort fiel und ihn aufmerksam machte daß es sich jetzt und hier nicht um sachliche Erörterungen, sondern nur darum handeln könne ob man mit den vorgeschlagenen Wegen und Mitteln einverstanden sei. Zuletzt wurde der Beschluß gefaßt, und auch von den anwesenden Prälaten gebilligt, daß der Seminar-Präses seinen Aufsatz dem Fürst-Erzbischof vorlege und denselben, falls dieser die Sache nicht ungünstig aufnähme, bitten möge darüber mit den anderen Landesbischöfen zu verhandeln und dieselben für ein wohlwollendes Entgegenkommen in dieser so überaus wichtigen Angelegenheit zu stimmen. In einer zweiten, für den 22. Mai anberaumten Zusammenkunft wollte man den Erfolg der Mission Náhlovský's entgegennehmen.

Präses Náhlovský fand seinen Oberhirten in einer sehr gedrückten Stimmung. Es war nämlich bei Schrenk durch das, was man ihm

von der Versammlung am 18. zugetragen hatte, die Meinung entstanden, es handle sich dabei um eine Nachahmung politischer Bewegungen ohne alle kirchliche Autorität, wobei man es wohl gar darauf abgesehen habe ihn zu Schritten zu nöthigen die nur von den Bischöfen als den von Gott eingesetzten Vorständen der Kirche ausgehen sollen. Erst als ihm der Präses, am Faden des summarischen Verhandlungs-Protocolls das er bei sich hatte, den Gang und Geist der gepflogenen Berathungen auseinandersetzte, erheiterte sich das Gemüth des Fürst-Erzbischofs und er zollte nun der Reinheit der Absichten des Veranstalters, sowie dem Bestreben desselben den kirchlichen Standpunkt nicht aus den Augen zu verlieren, volle Anerkennung. Er ging dann auf die einzelnen Punkte näher ein und gab seinen Bescheid in ernster und würdevoller, aber zugleich wohlwollender Weise. Freiheit vom Bischof bis zum Cleriker strebe Náhlovský an? Also Freiheit des Bischofs vom Papst, des Clerikers vom Bischof? Sei das wohl statthaft? „Die Persönlichkeit der augenblicklich die Kirche Böhmens regierenden Bischöfe kann bei Erörterung des Princips keine Geltung haben". Ein offenes Confiteor, ein öffentliches Bekenntnis der Gebrechen des geistlichen Standes sei gewiß nicht ohne Bedenken. Lasse dies nicht in der jetzt aufgeregten Zeit ein nur zu leichtgläubiges Entgegenkommen eines großen Theiles der Laienwelt für allerhand ihr aufgetischte Uebertreibungen und Lügen besorgen? Auf die einzelnen angeregten Fragen übergehend erklärte sich Baron Schrenk zu weitgehenden Zugeständnissen hinsichtlich der Sprache des Gottesdienstes bereit, und gewiß werde die Billigung des Kirchenoberhauptes hiefür nicht ausbleiben. Die Bemerkungen wegen des Kirchengutes seien ernster Natur, „wobei es eine höchst schwierige Aufgabe bleibt die Klippen des Communismus, der in allen Ständen, also auch in dem unsern spuckt, zu umschiffen, daher es durchaus nicht räthlich erscheint die Offensive zu ergreifen". Im Punkte der Synoden erscheine die vollkommen freie Wahl der Mitglieder kaum zweckdienlich; „von Gemeinden gewählte Vorstände sind selten die besten". Geistliche Uebungen und Andachten seien Sache eines jeden guten Priesters; öffentliche Besprechung solcher Gegenstände, wobei unausweichlich verschiedene Ansichten zur Sprache kämen, könnten auf ängstlichere Gemüther nur verwirrend wirken; auf den politischen Kampfplatz gehörten sie in keiner Weise. Gegen mündliche Besprechungen religiöser Gegenstände im würdigen Tone gehalten hatte der Fürst-Erzbischof nichts einzuwenden, förmliche Conferenzen und Congregationen aber, unter der Autorität der Bischöfe berufen,

würden als Vorbereitungen für Synoden angesehen werden, deren Einberufung, wie die Versammlung der Geistlichen selbst zugestanden habe, nicht an der Zeit sei. „In einzelnen Fällen", so schloß der Kirchenfürst, „wenn in meinem Wirkungskreise liegende Abänderungen oder Anordnungen von vertrauten kirchlich gesinnten Priestern, sei es durch Vorstellungen oder durch die Presse, besonders in der in Aussicht stehenden Zeitschrift, zu meiner Kenntnis kommen, will ich mit Freuden entgegennehmen und nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte und dem Grundsatze folgend, qua Episcopis ad regendam ecclesiam a S. Spiritu positis, in Erwägung ziehen."

Montag den 22. Mai fand dann die zweite Versammlung statt, nicht mehr so zahlreich wie die erste besucht, obwohl sich einige neue Theilnehmer einfanden. Man hatte für diesmal nur den Zweck den Bescheid des Oberhirten entgegenzunehmen, worüber der Präses mündlichen Bericht erstattete. Es fanden noch Berathungen über die zu gründende Zeitschrift sowie über die weiterhin zu veranstaltenden Versammlungen statt. In der Zwischenzeit wollte man gewisse bei der ersten Versammlung angeregte praktische Arbeiten in Angriff nehmen, sich in der Abfassung eines zweckmäßigen Gebetbuches für Geistliche, einer gewählten Perikopen-Sammlung, eines brauchbareren Schul-Katechismus, eines Projectes zur besseren Vertheilung des Kirchengutes u. dgl. versuchen, um diese Arbeiten seiner Zeit zur competenten Beurtheilung vorzulegen und, sollten sie es werth sein, der allgemeinen Benützung zu übergeben.

(F. Náhlovský) Versammlung von Geistlichen gehalten zu Prag am 18. und 22. Mai 1848. Prag F. A. Credner und Kleinbub; 8vo, 31 S.

* * *

So sehr sich Náhlovský der Form nach unter die rechtmäßige Autorität seines erzbischöflichen Oberhirten stellte, so unverkennbar war sein Bemühen seinen Reform-Vorschlägen in jeder Weise Durchbruch zu verschaffen. Er ließ die Verhandlungen vom 18. und 22. Mai, ohne für diesen Schritt die Genehmigung des Fürst-Erzbischofs oder seines Ordinarius des Leitmeritzer Bischofs oder seines unmittelbaren Vorstandes in Dresden einzuholen, in Druck legen, machte das Erscheinen des Schriftchens mit großem Aufsehen doch öffentliche Maueranschläge bekannt [1]), vertheilte

[1]) Er hatte das Erscheinen schon voraus durch eine etwas marktschreierische vom 25. Mai datirte Erklärung angekündigt; Schopf Archiv IV S. 68.

und versandte es in zahlreichen Exemplaren nach allen Seiten. Er wollte aber auch auf politischem Wege für seine Idee werben und wirken. Er nahm die Wahl in die X. Section des National=Ausschusses an — die vom 21. Mai datirte Intimation war unterschrieben vom jüdischen Banquier Lämel — und bewarb sich eifrig um eine Abgeordnetenstelle in den um diese Zeit ausgeschriebenen böhmischen Landtag; P. Johann Pazout in Loukov, sein Jugendfreund und Gesinnungsgenosse, war für ihn in seinem Heimatsbezirke nächst Münchengrätz thätig.

Wohl blieben Mahnzeichen von der andern Seite nicht aus. Das erste war ein sehr wohlwollendes Schreiben des Bischofs Dittrich, Dresden 23. Mai, der es Náhlovský vorhielt daß er für seine Zwecke die Räumlichkeiten des wendischen Seminars benutzt habe, ohne bei denen die darüber zu verfügen haben früher anzufragen; daß er in der Prager Diöcese der er nicht angehöre Anträge gestellt, die nur den legitimen Organen des Ordinarius zuständen; daß er durch seine die Kirche Böhmens und Mährens zu reformiren beabsichtigenden Vorschläge das Gebot der Bescheidenheit verletzt habe. „Allein ich gestehe anderseits gern zu, daß außerordentliche Zeitverhältnisse vieles rechtfertigen was sonst dem Tadel anheimfallen muß. Hoffentlich wird die Güte des Herrn Fürst=Erzbischofs Ihre gute Absicht wägen und, was Sie gethan, Ihnen um so weniger als Schuld anrechnen, da Sie eben dadurch anderweitigen minder zu billigenden Bestrebungen mancher Prager Geistlichen begegnen wollten. Ob es der Herr Bischof von Leitmeritz ebenso gut aufnehmen werde will ich dahin gestellt sein lassen; jedenfalls kommt alles darauf an was Sie vorgeschlagen und in welcher Weise Sie es gethan haben". Die Voraussicht des Bischofs von Korykos war eine ganz richtige: sein Amtsbruder Hille nahm die Angelegenheit auf das ernsteste, und konnte kaum anders, da sich unter der Leitmeritzer Geistlichkeit bereits Stimmen regten die da frugen: ob sich wohl einzelne Priester herausnehmen dürften in unkirchlicher Weise vermeintliche Kirchengebrechen zu rügen und Vorschläge zu Reformen zu veröffentlichen? Er forderte den Seminar=Präses vor seinen Bischofsitz vor und empfing zwar aus dessen Munde die Versicherung, daß denselben nur die reinste Absicht im Geiste der heiligen Kirche und zu deren Verherrlichung zu wirken geleitet habe. Allein eine mündliche Besprechung, der sich Náhlovský im Auftrage des Bischofs mit dem Canonicus Schwarz unterzog, scheint in Leitmeritz nicht den Eindruck zurückgelassen zu haben, den sich

der Präses einredete und einbildete, besonders da er, nach Prag zurückgekehrt, in seinem Unternehmen verharrte, dasselbe nur mehr zu befestigen und zu verbreiten strebte und durchaus nichts that, um in pflichtschuldigem Einklang mit seinen kirchlichen Obern zu bleiben. Bischof Hille richtete an ihn ein eindringliches Mahnschreiben, aber zugleich an seine Diöcesan-Geistlichkeit einen Hirtenbrief, worin er derselben jenen „ohne seines Diöcesan-Bischofs Vorwissen und Zustimmung" geschehenen Schritt Náhlovský's bekannt machte und zugleich das Vertrauen aussprach, daß sein Clerus „die in dieser Schrift enthaltenen unkirchlichen Ansichten Meinungen und Vorschläge nicht nur nicht theile, sondern vielmehr große Betrübnis und tiefen Schmerz darüber empfinde, umsomehr da selbe dem Drucke übergeben und so den Laien zur Kenntnis gebracht wurden". Er bat zugleich seine Diöcesan - Geistlichkeit ihr Gebet mit dem seinen zu vereinigen, daß Gott „gnädig verhüten wolle daß nicht Unordnung und Unheil und verderbliches Beispiel aus dem Heiligthume selbst hervorgehe und daß Er meine Bemühungen mit fruchtbarem Gedeihen segnen wolle".

1 Bl. fol. Gezeichnet: Aus meiner bischöflichen Residenz zu Leitmeritz den 6. Juni 1848. Augustin Batholomäus Bischof. — Abgedruckt Wr. K. Ztg. Nr. 37 vom 24. S. 148.

Wenn schon die fieberhafte Ungeduld Náhlovský's seinen Ansichten Geltung zu verschaffen für die Angelegenheit die er verfocht nicht einnehmen konnte, so war dies noch weniger mit den Folgen der Fall die sein Unternehmen nach sich zog. Denn die mit so großem Aufsehen erfolgte Veröffentlichung seines Schriftchens drohte, wie sich eine zeitgenössische Stimme vernehmen ließ, „das Feuer das bisher nur in einzelnen hier und da auftauchenden Flämmchen den Horizont beleuchtete, zu einem großen Brande anzufachen, der Sucht nach Reformen und dahin zielenden Vorschlägen weitern Spielraum zu geben und so der katholischen Kirche Böhmens eine ernste Gefahr zu bereiten". Der Seminar-Präses sammelte Literaten um sich, die ihm Arbeiten für sein „Archiv" liefern sollten. Aber vielen neuerungssüchtigen Geistlichen oder auch Laien mochte das zu lang währen; auch schien ihnen ein theologisches Fachblatt nicht der geeignete Ort um ihre meist ungemessenen Vorschläge an den Mann zu bringen; sie benutzten dazu die politischen Tagesblätter wo sie meist mit geschlossenem Visier auftraten, was der Gerechtigkeit ihrer Sache noch weniger zu statten kam. Schon wenige Tage nach

der zweiten Versammlung, und ohne Frage außer allem Zusammenhang mit ihr oder deren Veranstaltern, erschien ein Aufsatz in der „Bohemia" gegen das Coelibat, dessen ungenannter Verfasser betheuerte daß ihn zur Bekämpfung dieser Institution „kein anderer Grund bestimmt habe als seine feste Ueberzeugung daß dasselbe die Religion untergrabe, die katholischen Priester dem Hasse und der Verachtung der Laien preisgebe und den nachtheiligsten Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausübe". Nicht lang darauf brachten „Národní Noviny" einen Aufsatz gegen den Kapuziner-Orden — der Verfasser zeichnete sich, offenbar pseudonym, Frater Veremundus Futrál —, dessen böhmisch-mährische Klöster, 21 an der Zahl, er insgesammt und ohne Verzug aufgehoben wissen wollte; denn ihr Ziel sei von jeher kein anderes gewesen als „das Volk in der Finsternis, im Stumpfsinn zu erhalten damit es nicht zur Erkenntnis seiner selbst komme". Man möge die Kapuziner wegjagen wie man die Liguorianer aus Wien fortgejagt hat; denn es sei „für sie, da das Licht für Oesterreich aufgegangen ist, keine Stätte mehr zu ihrem verfinsternden Wirken". Mit gleicher Heftigkeit wurde in dem Blatte Havlíček's gegen die Seminare losgezogen, deren Schutz und Unterricht er doch selbst einmal genossen hatte. „Eine traurige aber wahre Erfahrung lehrt", so schrieb ein Anonymus, „daß manch' frommes Gefühl, im Elternhause von Kindesbeinen an gepflegt, erst hier, hier wo es befestigt werden sollte, erstickt wird". Die Nachtheile des nahen Zusammenlebens, der gegenseitige Einfluß der Bevorzugten und der Neider, der Talentirten und der Armen am Geiste, der Unverdorbenen und der Unsittlichen, aber auch die ungünstige Einwirkung der physischen Ein- und Absperrung wurden in den schwärzesten Farben gemalt, um daraus den Schluß zu ziehen daß mit solchen Anstalten ein für allemal ein Ende zu machen sei. Zuletzt erschien in der „Prager Const. Allg. Ztg." ein Aufsatz: „Kurzgefaßtes Summarium der in Religions- und Kirchen-Angelegenheiten gewünschten Reformen", worin in nicht weniger als 42 Punkten alles zusammengefaßt wurde, was in den kirchlichen Einrichtungen geändert oder gänzlich abgeschafft werden müße um den Forderungen des Zeitgeistes zu genügen: Einziehung des gesammten Kirchenvermögens und Uebernahme desselben durch den Staat der dafür die Besoldung der Geistlichkeit übernähme — 300 fl. bei Antritt des Priesterthums, 4/500 als Caplan, dann sofort bis 2000 fl. Conv.-M. —; Aufhebung aller geistlichen Orden



als „eines constitutionellen Staates unwürdig", denn durch die Constitution werde jedermann freier Mitbürger, „nur der durch die Gelübde geknechtete Ordenspriester bleibt fortan ein Sklave seines despotischen Ordensvorstehers"; Aufhebung des Cölibates als „das Haupthindernis der Vereinigung der christlichen Glaubensgenossen" ꝛc. „Alle diese Reformen sollen von der Kirche selbst ausgehen, durch ein aus dem Schoße der Geistlichkeit zu bildendes unbefangenes freimüthiges Comité; dieses möge eine unparteiische Durchführung vornehmen, das wesentliche erhabene göttliche von dem unnützen kleinlichen aristokratischen sondern, den ganzen alten Zopf abschneiden und so sich und die Religion und die Kirche emancipiren, und der Nation den Beweis liefern daß es auch unter der katholischen Geistlichkeit Männer gibt welche ihre ehrenvolle Sendung mit der constitutionellen Freiheit zu vereinen wissen".

An die bevorstehende böhmische National-Vertretung. Von einem Geistlichen. Bohemia Nr. 83 vom 25. Mai. Der ehrwürdige Anonymus verlangte: 1) Bessere Dotirung der Land-Capläne. 2) Geregelte Besoldung der Pfarrer. 3) Verbesserung der Lage der Deficienten-Priester. 4) Abschaffung aller Patronate und Verleihung der Beneficien durch den Diöcesan-Bischof cæteris paribus nach dem Senium. 5) Abschaffung der Pfarr-Concurs-Prüfung. 6) Aufhebung des Coelibats.

Má bezženství katolických kněží ještě trvati (Soll die Ehelosigkeit der katholischen Priester noch länger bestehen)? Od katolického kněze. Nár. Nov. Nr. 45 vom 28. S. 178. Der künftige böhmische Landtag möge es sich angelegen sein lassen daß beim Papste die Aufhebung des Coelibats dringendst befürwortet werde.

Sind die Verrichtungen der katholischen Priester mit dem Ehestande vereinbar? Von einem Geistlichen. Bohemia Extra-Nr. 9 zum 31. — Ich fand in der Wr. K. Ztg. S. 132 die Notiz daß gegen diesen Artikel der Prager Seminar-Präses P. Rost seine Feder gespitzt, bin aber außer Stande mitzutheilen ob er seinen Vorsatz ausgeführt und welches Blatt er für seine Entgegnung gewählt habe.

Tajnosti seminářské. Nar. Nov. Nr. 49 vom 2. Juni S. 196. Der Seelsorger auf dem Lande bedürfe einer festen Gesundheit. Das vierjährige Verweilen im Seminar sei gesundheitsgefährlich; von 100 Alumen sterben im Jahre 4, in Prag die meisten an Lungensucht; Blutspucken, Entzündungen seien sehr häufig. „Das bleiche schlechte Aussehen ist so regelmäßig daß ein Professor der Theologie einen roth aussehenden Alumnen von vorn herein für einen Faulenzer erklärte." In gleicher Weise brauche die moralische Seite des seelsorgerlichen Berufes tüchtige abgehärtete Männer: sei wohl das Seminar-Leben die Schule dafür?

Návrh o řádu kapucínů. Nar. Nov. Nr. 51 vom 4. Juni. In den Bibliotheken der Kapuziner-Klöster, wo dieselben überhaupt

dergleichen besäßen, finde sich nichts als ein paar alte Scharteken, und nicht einmal zu diesen habe jeder Ordensbruder Zutritt. Die Kapuziner donnerten gegen die Constitution und deren Vertheidiger, weil sie die Furcht erfülle daß sie gleich den Jesuiten durch den politischen Umschwung aus ihren Höhlen, wo im Nichtsthun ihr Leben zu verbringen und ihrem Bauch zu fröhnen ihnen so gut gefalle, aufgescheucht werden könnten. Die meisten Vorstände seien Deutsche aus dem Egerer Gebiet, die, wie P. Adjut Birl am Hradschin, den Böhmen nicht wohlwollen, kein Kloster sei Mitglied der Matice, in keinem werde eine böhmische Zeitung gehalten. Der Verfasser fordert die jüngern und verständigeren Glieder des Ordens auf, sich einem solchen volksfeindlichen Geiste zu widersetzen: „Fürchtet nichts in der heutigen Zeit, der Fall des Grätzer P. Elisäus wird sich bei uns nicht wiederholen!“ Es folgen Vorschläge wie sich das Geld, das aus dem Religionsfonde für die Erhaltung der Kapuziner ausgegeben wird, zum Nutzen der Kirche besser verwenden ließe. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Wie Jesuiten und Liguorianer haben wir auch Kapuziner nicht nöthig, und ich sage darum: Et antiquum documentum novo cedat ritui.“

Pojištěnost pozůstalosti kněžské. Nar. Nov. Nr. 53 vom 7. S. 211. Enthält einige gute Bemerkungen über die Verlassenschaftsabhandlungen nach Geistlichen, die nach dem bisherigen Schlendrian oft in die Jahre hinein verschleppt würden.

O zrušení seminářů. Ebenda Nr. 54 vom 8. S. 214. Der Verfasser verlangt Aufhebung der Seminare.

Die Klöster und das Coelibat. Von August Hiersch. Const. Prag. Ztg. Nr 94/5 vom 25. Juni S. 1756 f. Ein langathmiger Aufsatz wo all die längst bekannten Scheingründe gegen die Ehelosigkeit der Priester und das Klosterwesen neuerdings vorgebracht und breitgetreten werden. Bezüglich der Klöster will der Verfasser von nichts wissen als von deren Aufhebung; denn diese „bringt Millionen in den Schatz und Tausende von armen Schullehrern werden die Hand segnen, die ihnen so manche Lebenssorge erspart.“

Das „kurzgefaßte Summarium“ kenne ich nicht aus eigener Anschauung sondern blos aus der Besprechung in katholischen Blättern, z. B. in der Brunner'schen K. Ztg. Nr. 50 vom 25. Juli S. 199 f. α Prag 16. Juli. Als die ziemlich durchsichtigen Tendenzen des „Summarium“ erklärt der Correspondent: „die katholische Kirche ihrer Selbständigkeit gänzlich zu berauben, sie von der Gnade des Staates noch mehr abhängig zu machen als sie es je war; daher der Brodkorb dem Staate gänzlich übergeben werden soll um ihn nach Belieben hoch oder niedrig hängen zu können oder, wenn es gelüsten möchte, ihn gänzlich zu nehmen.“ Eine andere Tendenz sei: „die Kirche dem Protestantismus näher zu bringen“, daher die Seminarien und alle religiösen Genossenschaften aufzuheben und die Priesterehe einzuführen.

Haben wir Religionsfreiheit? (Als Motto der betreffende Absatz aus dem kais. Patent vom 8. April 1848). Bohemia Nr. 106 vom 2.

bis Nr. 108 v. 5. Juli. Der Aufsatz ist der Hauptsache nach gegen den Satz gerichtet, die katholische Religion sei als Staatskirche aufrecht zu erhalten. Es fehlt aber dabei nicht an allerhand heftigen Ausfällen gegen kirchliche Einrichtungen, z. B. gegen das Coelibat, dieses „unnatürliche Verhältnis" dessen Abschaffung „im Namen der Vernunft, im Namen der Sittlichkeit, im Namen des Wohles der bürgerlichen Gesellschaft" gefordert werden müße; denn „das Wohl eines mündig und frei gewordenen Volkes kann nur bei gesteigerter Sittlichkeit bestehen und gedeihen, es müßen beim Beginn eines freien Volkslebens alle privilegirten Quellen der Unsittlichkeit verstopft werden, es muß das Coelibat, diese reiche Quelle zahlloser Scandale, aufgehoben werden." Aus „gewichtigen moralischen Gründen" könne auch der Fortbestand der Klöster nicht länger geduldet werden. Der Aufsatz schließt mit dem Gegensatz von „Priestern die begreifen würden daß von neuem die Grundsätze unseres unvergeßlichen Joseph II. ins Leben treten müßen", und „Pfaffen" die man, „welchen Posten sie auch einnehmen mögen, als Feinde der menschlichen Gesellschaft unerbittlich verfolgen" müße.

Über die geistlichen Bruderschaften und ihre Folgen. Unterzeichnet: Aus dem Heinspacher Vicariats-Bezirke. J. A. R. Bohemia Nr. 129 v. 29. Juli. Gegen die Bruderschaften „zum unbefleckten Herzen Mariä", „zum heiligsten Herzen Jesu", „zum lebendigen Rosenkranze" rc. Dieselben seien nichts als eine Brutstätte des finstersten Aberglaubens, ein Herd von allerlei Unsittlichkeiten und „bei geistes- und nervenschwachen Personen, besonders weiblichen Geschlechtes" Ursache wiederholter Wahnsinnsfälle.

Kundgebungen von so gefährlicher Tragweite gegenüber konnte eine gleich heftige Gegenströmung nicht ausbleiben. „Der Anfang zur geistlichen Revolte ist gemacht", schrieb ein Prager Correspondent an die „Wiener Donau-Ztg." (Nr. 58 v. 29. Mai S. 458); ein „Schrei des Entsetzens" habe sich erhoben, ein „Wehklagen geht durch alle kirchlichgesinnten Kreise", wie von anderer Seite der Brunner'schen K.-Ztg. (Nr. 28 v. 3. Juni S. 112) berichtet wurde. „Wird der Fürst-Erzbischof sich zu einem entscheidenden Auftreten entschließen? Und was ist es mit Bischof Dittrich? Diese Bewegung geht hauptsächlich von der bolzanischen Partei aus, die jetzt den Kopf sehr hoch trägt, und er war von je ihr besonderer Begünstiger". Die Welt werde staunen wenn sie die Namen der Theilnehmer an jener Bewegung erfahren werde: „man hat an Vielen Säulen der Kirche verehrt, und sie sind zu Mauerböcken geworden welche mit ihrer frechen Stirn gegen die heiligsten Institutionen losstürzen". Vorzüglich die Punkte wegen der gottesdienstlichen Sprache und wegen des Coelibates gaben Anlaß zu den heftigsten Angriffen. Da zur selben Zeit der Prager Slaven-Congreß im Anzuge war, so erschienen

jene beiden Anregungen als Brücke die zu einem großen Slavenreich führen sollte: „Durch die Liturgie in der Muttersprache nähert man sich den Süd-Slaven, durch die Einführung der Priesterehe den vielen Protestanten Nord-Ungarns". Die „slavisch-anticoelibatische Afterfrucht" am Baume der böhmischen Kirche, „der anticoelibatische Priesterverein" der bereits an hundert Mitglieder zähle, die verkappten Ritter in den Tageblättern, „mit Waffen kämpfend die man vor dreihundert Jahren in den Fäusten der kirchlichen Gegner sah" u. dgl. m., dies waren die Redensarten mit denen die Gegner des Unternehmens die Veranlasser desselben im Lande und außer dem Lande verschrieen. Denn neben dem Präses galt ihnen der Herausgeber des „Blahověst" als Rädelsführer: „Náhlovský und Štulc sind Männer die der Kirche viel leisten können; aber wenn sie fortfahren die Bahnen zu wandeln die sie eingeschlagen haben, so werden sie viel, sehr viel Nachtheil stiften!" Sie rühmten sich die Zeit zu verstehen, aber wie sehr seien sie vom Irrthum umstrickt, von ihrer Leidenschaft geblendet! „Die sich jetzt so groß dünken, sie werden einst inne werden daß sie nichts mehr waren als ein Krankheitsstoff den die Kirche aus sich ausgeschieden hat!" [1])

Wohl fehlte es dem Präses nicht an aufmunternden Freunden. Fesl in Wien war Feuer und Flamme für Náhlovský's Unternehmen; er möge sich nicht irre machen lassen durch die Verläumdungen jenes „böhmischen Finsterlings" der in den Spalten der Wr. K.-Ztg. gegen ihn geifere; in Wien gebe sich eine Partei alle erdenkliche Mühe der Schule Günther's zu größerer Berühmtheit zu verhelfen, „und hauptsächlich darum sucht man den Bolzanismus zu antiquiren." Dechant Anton Krombholz in Böhmisch-Leipa schrieb dem Präses: seine Vicariats-Geistlichkeit, bis auf Einzelne, seien mit den Vorschlägen ganz einverstanden, hätten das bischöfliche Warnungsschreiben mit Misfallen aufgenommen; man dringe in den Bischof daß er die Abhaltung gemeinschaftlicher Besprechungen der Vicariats-Geistlichkeit gestatten möge. Auch von seinem Vorgänger Domherrn Přihonský in Bautzen, von Professor Johann Maresch in Leitmeritz, von seinem Freunde Pazout in Loukov und vielen andern Geistlichen wie Laien erhielt er theilnehmende Versicherungen, wobei jedoch mehr als einer nicht unterließ ihm geziemende Rücksicht und Reverenz gegen seinen Bischof ans Herz zu legen.

[1]) Wr. K. Z. S. 132.

Allein die Stimmen seiner Widersacher waren lauter und wirksamer; sie hetzten und schürten auf dem Hradschin, in Leitmeritz und Dresden, und vor allem durch giftige Correspondenz-Artikel in der Brunner'schen Kirchenzeitung, die nun schon ein großes Ansehen unter dem deutschen katholischen Clerus von ganz Oesterreich gewonnen hatte.

Die heftigen, den richtigen Sachverhalt theils übertreibenden theils geradezu entstellenden Artikel der Wr. K. Ztg. waren „α Prag" gezeichnet; 27. Mai, 4. Juni, 6. Juni Nr. 29 S. 116, Nr. 32 S. 129 f., Nr. 33 S. 132 rc. Von der christlichen Charitas, die sich auch den Fehlern eines Bruders und Berufsgenossen gegenüber nicht verläugnen soll, war in diesen Aufsätzen wenig zu verspüren. Dadurch ließ sich Brunner selbst irreführen, als ob es Náhlovský und Štulc in erster Linie um die Aufhebung des Coelibats zu thun wäre; „denn alles andere war nur Aufputz, Zugabe . . . Gebt diesen Herren Weiber, und sie lassen euch alle andern Fragen und Petitionen liegen; man müßte blind sein wenn man nicht einsehen würde daß es die Weiber-Frage ist um die sich bei jenen, nicht ‚im Herrn' sondern ‚in der Frau' versammelten Clerikern alles dreht." Wr. K. Ztg. Nr. 30 v. 8. Juni S. 120: „Der Friede im Innern". Der Prager α-Correspondent war über dieses Thema unerschöpflich, rief dem Anticoelibatus witzelnd zu: „Tu felix Austria nube" u. dgl. m. Gleichwohl gibt der Correspondent S. 132 zu: „Der Vortrag bei der ersten Versammlung" — er wollte wohl sagen: der erste Theil des Vortrags bei der Versammlung, denn bei der zweiten wurde gar keiner gehalten — „hat äußerst empfehlendes, dem jeder brave Katholik beipflichtet und was seit Jahrzehnten Gegenstand unserer heißesten Wünsche war; aber warum dann mit Plänen hervortreten welche die Kirche jederzeit verworfen hat?!"

* * *

Es ist wohl nicht daran zu zweifeln daß die Ueberzeugung des Seminar-Präses Náhlovský, als er mit seinem Schritte vor die Oeffentlichkeit trat, eine aufrichtige, daß seine Absicht eine gute und reine war, wenn sich auch anderseits nicht läugnen läßt daß er von vornherein auf falschen Wegen war, die weiter verfolgt nur zum Unheil dessen ausschlagen konnten was er verbessern reinigen veredeln zu wollen erklärte. Wenn man seinen einleitenden Vortrag vom 18. Mai liest, so macht derselbe auf den gläubigen Katholiken und Kirchenmann einen unbehaglichen Eindruck; denn es könnten diese Worte ebenso gut von einem Vertheidiger der Vernunft-Religion gesprochen sein. Religion und Kirche behandelte der Redner einzig aus dem Gesichtspunkte ihrer praktischen Nütz-

lichkeit für das Menschengeschlecht: wenn sie diesen Zweck nicht erfüllte, müßte sie als „untaugliche Dienerin" beiseite geschoben werden (S. 7). Gewiß hat es Náhlovský in seinem Innern nicht so gemeint, aber jeder Urtheilsfähige konnte die Worte die er gesprochen nicht anders auffassen als wie ich so eben angedeutet. Ein grober Misgriff war es ferner, und des erhabenen Gegenstandes völlig unangemessen, wenn er den Punkt des Kirchengutes als die „Leibfrage" des Clerus hinstellte (S. 14); es wäre sehr betrübend wenn es sich in der That so verhielte. Geradezu gefährlich und verwerflich aber, was wir lediglich seiner mangelnden juristischen Einsicht zur Last legen dürfen, waren die Vorschläge die er in dieser Richtung machte. Seine Ideen über ein Concretal-Kirchenvermögen des ganzen Landes enthielten nicht blos den ausgesprochendsten Communismus, sie waren zugleich ein pietätloses Verläugnen aller frommen Widmungen und Stiftungen, die ja immer für gewisse Zwecke, gewisse Gegenden und Orte, gewisse Verrichter gottesdienstlicher Handlungen gemacht werden. Allerdings kann die oberste Kirchengewalt, unter Umständen die es zum Heil des Ganzen unausweichlich erscheinen lassen, auch rücksichtlich solcher Sonderzwecke ausgleichende Verfügungen treffen; allein in einer so gewaltsam rohen Weise daß man, gleich Räubern nach einem glücklichen Beutezuge, alles auf einen Haufen zusammenwirft und dann eine neue Austheilung vornimmt, darf und kann dies nie geschehen. Die Coelibats-Frage hat Náhlovsský unläugbar sehr vorsichtig, man könnte sagen schüchtern, angefaßt, so daß ihm in dieser Hinsicht, wo er die herbsten Schmähungen über sich ergehen lassen mußte, eigentlich kein begründeter Vorwurf zu machen war. Allein besser und von ihm klüger wäre es jedenfalls gewesen, diesen Punkt entweder ganz unberührt zu lassen oder, weil ja doch in jenen Tagen vor der Oeffentlichkeit so viel darüber gesprochen und verhandelt wurde, mit würdevollem Nachdruck gleich die ernste Seite dieser von den Aposteln, den Kirchenvätern und Concilien von Anbeginn zuerst empfohlenen, dann befohlenen Institution hervorzuheben. Das waren auch die Gründe warum mehrere der Theilnehmer an der ersten Versammlung sogleich ihre Bedenken gegen die Anregungen des Seminar-Präses vorbrachten, und warum sie nachmals, als sich böse Anzeichen gegen das Unternehmen von allen Seiten häuften, offen demselben den Rücken kehrten. General-Großmeister Beer schickte an die Redaction der Wr. K.-Ztg. ein ausführliches Schreiben, worin er die verdeckten gegen ihn gerichteten Angriffe des Prager

a=Correspondenten abwies. Auch Abt Rotter erklärte, er sei eingeladen worden und erschienen ohne zu wissen um was es sich handle; er verwahrte sich feierlich dagegen, als ein Genosse der vom Vortragenden ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen angesehen zu werden und könne mit dem Inhalte der ausgegebenen Broschüre keineswegs einverstanden sein.

Wr. K. Ztg. Nr. 43 vom 8. Juli S. 172 und Nr. 50 vom 25. S. 198 f. mit dem vollen Wortlaute des aus Prag 8. Juli datirten Schreibens Jacob Beer's. Der Briefsteller behauptet darin u. a., er habe sich am 18. gegen die „Vorlegung des so gefaßten Vortrages an den hochw. Herrn Fürst=Erzbischof und gegen die Veröffentlichung desselben durch den Druck auf das entschiedenste ausgesprochen." Von anderer Seite dagegen wird versichert, sowohl der Kreuzherren=General als der Abt von Břevnov seien damit einverstanden gewesen daß Náhlovský in erster Linie die Meinung des Fürst=Erzbischofs einhole; und dies ist auch das wahrscheinliche, da ja durch die Berufung an den Ordinarius die beiden Stiftsvorstände sich vollkommen gedeckt wissen mußten. Von der beabsichtigten Drucklegung aber war am 18. wohl gar nicht die Rede.

Aber mehr noch als in der Sache hat Náhlovský in der Form und in den Beweggründen seines Thuns gefehlt, und nur zu richtig war es was Bischof Dittrich gleich am 23. ihm geschrieben hatte: er habe es an der gebotenen „Bescheidenheit" fehlen lassen. Dieser dem Diener Gottes und der Kirche so unerläßlichen Tugend hat der Seminar=Präses auch nach der so wohlmeinenden Mahnung seines unmittelbaren Vorgesetzten zuwider gehandelt. Ehrgeiz und Eitelkeit, von den Freunden seines Unternehmens noch mehr angefacht, und mit diesen Eigenschaften im Bunde eine gewisse rechthaberische Hartnäckigkeit trieben ihn, seinem Vortrag im Druck immer weitere Verbreitung zu verschaffen. Von seinem Ordinarius Bischof Hille in Leitmeritz ergingen an ihn die väterlichsten Weisungen. „Komm, mein im Herrn geliebter geistlicher Sohn", schrieb ihm dieser am 5. Juni, „komme auf Flügeln kindlicher Liebe, kindlichen Vertrauens, kindlichen Gehorsams, komme recht bald in die Arme Deines geistlichen Vaters der Dich mit Sehnsucht erwartet. Es drängt mich unter vier Augen mit Dir über Deine Neuerungen mit apostolischer Liebe an Dein Herz zu reden". Vielleicht im Auftrage des Bischofs richtete einige Tage später Canonicus F. Schwarz eine weitere Mahnung an den Seminar=Präses: „Man schreibt einer großen Schule das Axiom zu: Was zu einer Zeit mehr nützt als anderes, soll als wahr angenommen und geglaubt werden. Es will mir scheinen als ob der Odem dieses Satzes

in Ihrer Broschüre wehete' und doch kann ich nicht glauben daß Sie diesem Satze huldigen. Gewiß Sie meinen es nicht so, darum wäre Ihnen recht bald eine Gelegenheit zu wünschen das Misverständnis glücklich zu beseitigen"; 12. Juni.

Mittlerweile hatten sich in Prag selbst die Dinge für Náhlovský noch ungünstiger gestaltet als sie bisher gewesen. Von seinem Beginne hatte der am 2. Juni eröffnete Slaven-Congreß in allen deutschen Kreisen ein peinliches Aufsehen gemacht, und als nun am Pfingst-Montag der Aufstand losbrach, den jene mit den Versammlungen auf der Sophien-Insel und im böhmischen Museum in Verbindung setzten, so konnte es nicht ausbleiben daß auch Náhlovský und seine Anstalt von dem tödtlichen Hasse der anderen Partei getroffen wurden. Es hieß, es hätten im wendischen Seminar Zusammenkünfte der Rebellen stattgefunden, es seien Waffen und Pulvervorräthe für den Aufstand daselbst bereit gehalten worden, und was derlei wahrhaft unsinnige Verläumdungen mehr waren. Allein es war eben eine Zeit der blinden Angst und leidenschaftlichen Aufregung, wo das Handwerk der geheimen Angeber goldenen Boden hatte. Der Präses des Seminars wurde vom Militair aufgehoben und auf's Schloß gebracht um in kriegsrechtliche Untersuchung gezogen zu werden, ein Schicksal dem auch P. Řezáč, einer der Theilnehmer an jener Mai-Versammlung, nicht entging. Allerdings kam dabei nichts heraus, beide mußten nach mehrwöchentlicher Haft wieder freigelassen werden, Náhlovský am 1. Juli; aber in den Augen all derer die jenem Unternehmen von allem Anfang nicht gewogen waren blieb doch etwas hängen, das die Angelegenheit auch nach dieser Seite hin in ein schiefes Licht stellte. Die Anklagen gegen Náhlovský wurden immer häufiger, immer heftiger. Aus Leitmeritz gelangten Correspondenzen in sächsische, namentlich lausitzer Blätter, die sein Verhalten nicht schwarz genug mahlen konnten. Sie warnten die Eltern ihre Söhne in einem Institute zu belassen dessen Vorstand seine Rechtgläubigkeit und kirchliche Gesinnung so schwerem Verdacht ausgesetzt habe, daß sein Ordinarius im Sinne habe mit kirchlichen Censuren gegen ihn vorzugehen. Der lausitzer Clerus gerieth in Folge solcher Mittheilungen in die größte Aufregung; die Klöster, die Pfarrgeistlichkeit, das Dom-Capitel von St. Peter in Bautzen, dessen Stiftung das Prager wendische Seminar ist, alles erklärte sich gegen den Präses der überdies, da ihn die Leipziger Zeitung als einen solchen darstellte der in die Prager Juni-Verschwörung verwickelt gewesen,



beim königlichen Hofe selbst in Verruf kam. Unter solchen Umständen blieb dem Bischof Dittrich, so leid es ihm that, zuletzt nichts übrig als Náhlovský zu erklären er könne, wolle er nicht sich selbst zur Zielscheibe des Argwohnes machen, ihn nicht länger auf einem so verantwortlichen Posten belassen, sei aber geneigt ihn Sr. Majestät dem Könige für die in Leipzig eben erledigte Predigerstelle in Vorschlag zu bringen, jedoch nur unter der Voraussetzung daß er Schritte mache von seinem Ordinarius wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, 28. Juli.

Aber es bedurfte eines neuen väterlichen Schreibens des Bischofs Hille, der ihm dazu eine Bedenkzeit von acht Tagen setzte, 19. August, ehe Náhlovský's starrer Sinn sich beugte und ein reumüthiges Bekenntnis seiner langen ungehörigen Säumnis ablegte. Er gab dabei die Erklärung: „daß ich aus innigster Seele und Überzeugung meiner heil. katholischen Kirche anhänge, und nichts unternommen geschrieben und veröffentlicht haben will was dem Geist und Sinn derselben entgegen wäre; daß ich überzeugt bin alle etwa nöthigen Änderungen und Anordnungen können nur durch die von Gott gesetzten Bischöfe in's Leben treten, und jedes Glied der Kirche sei stets verpflichtet alle bestehenden kirchlichen Einrichtungen und Gebote gewissenhaft zu befolgen; daß ich keine Verläumdung und Kränkung meiner geistlichen Brüder beabsichtigte; daß ich endlich, was meinen Gott und mein Gewissen betrifft, wie ich es immer gethan, auch diesfalls meine Abrechnung vor meinem Beichtvater pflegen werde". Er bat sodann flehentlich, sein gnädiger Ordinarius und liebevollster Vater möge ihm huldreichst verzeihen, von dem wider ihn angedrohten Verfahren ablassen und ihn wieder für seinen guten Sohn ansehen, 26. August. Dem Bischof gereichte die Erklärung, wie er am 14. September Náhlovský schrieb, „zum Troste, zur Beruhigung, zur Freude", und „zum Troste, zur Freude, zur Aufmunterung und Bestärkung in der Treue gegen die heil. Kirche" werde sie auch seinem Diöcesan-Clerus gereichen, welchem er nicht säumen werde dieselbe mitzutheilen. „Dir aber, mein im Herrn geliebter geistlicher Sohn, wird dieselbe zum Verdienste vor Gott und Deinem Gewissen dienen, wenn Du das Opfer in Demuth Deines Herzens und mit dem Beifalle Deines Willens dem Herrn darbringst".

Náhlovský war mit seinem Bischofe ausgesöhnt, und auch vor der Oeffentlichkeit erfuhr er jetzt manche Genugthuung. Der Mainzer „Katholik" (September 1848 Nr. 7) brachte eine wohlwollende Be-

sprechung der Prager Mai-Versammlung [1]), und noch beiweitem günstiger war eine andere in **Gärtner's** „Sprecher für Staat und Kirche" (Nr. 13 vom 30. September S. 224 f.) „Der Antragsteller", hieß es an letzterem Orte, „hat sich streng in den geziemenden Gränzen gehalten; kein politisches, kein Wort der Trennung der Kirche vom Staate oder des Widerstandes gegen die Regierung, keine slavische Eigenstellung und Anmaßung; nicht einmal Synoden werden sogleich für nothwendig erklärt, sie sollen nur vorbereitet werden durch Conferenzen Congregationen und eine zu gründende Zeitschrift; keine Spur der Hinneigung zu irrthümlichen sectirerischen Neuerungen, zu dem so ganz vergriffenen Deutsch-Katholicismus". Der Besprecher (wahrscheinlich **Fesl**) kennzeichnet die leidenschaftlichen Artikel gewisser Blätter als „boshafte, von bekannten Finsterlingen erstattete Berichte über panslavistische weibersüchtige kirchenfeindliche Priester, worunter die nach Wien gesandten die rohesten waren", und erklärt die „Selbst-Purificirung" eines Mannes wie **Beer**, „der einer solchen wahrlich nicht bedurft hätte", für voreilig und nur von der Furcht eingegeben. Die Tübinger Quartal-Schrift (Heft IV. S. 660—677) brachte einen eingehenden Aufsatz aus **Drey's** Feder. Es wurden darin allerdings manche Zweifel erhoben: so erscheine es „bedenklich gewisse Misbräuche im Volk ohne Barmherzigkeit gleich auf der Stelle zu beseitigen"; den Aeußerungen über das Coelibat merke man „einige Verlegenheit" an u. dgl. m. Aber im Ganzen sei „die Erscheinung an sich ein erfreuliches Zeichen der Zeit; denn sie bekundet das sich allerwärts regende Streben und Ringen nach freier Bewegung und Gestaltung in der Kirche, so daß man auch von ihm (Náhlovský) sagen kann: In magnis voluise sat est. Zwar findet sich unter den Reform-Vorschlägen manches was Referent nicht gutheißen kann, weil es sich mit dem Geiste der Kirche nicht wohl vereinigen läßt; Referent aber erklärt sich diese Fehlgriffe theils aus dem Nachwirken des alten Systems, welches das Joch das es auf die Geister legte mit dem Flittergolde der sogenannten Aufklärung verzierte, theils aus der Hastigkeit einerseits und einer unerklärlichen Unbeholfenheit im Reformiren anderseits. Wird der sich überstürzende Drang auf die vernünftige Temperatur herabgestimmt und durch die Misgriffe selbst der rechte Griff in allen Dingen gefunden

[1]) Trotz vielseitiger Nachfrage war es mir nicht möglich den betreffenden Jahrgang zur Einsicht zu erhalten.



sein, dann wird von dem jetzt Projectirten manches weggeworfen werden und der noch übrig bleibende gute Wille im Bunde mit dem guten Verstande ein gedeihliches und dauerndes Werk schaffen".

Aber das alles kam jetzt für Náhlovský's weitere Schicksale zu spät. Wenn er dem väterlichen Winke seines Ordinarius und den Rathschlägen einsichtsvoller Freunde wie namentlich Přihonský und Maresch beizeiten folgte, so war all den blöden Misverständnissen und giftigen Verdrehungen übelwollender, zum Theil fanatischer Berufsgenossen, die ihm in in- und ausländischen Blättern so übles nachsagten, die öffentliche Meinung gegen ihn so arg aufregten und namentlich in Bautzen und Dresden geradezu zwingend auf seinen unmittelbaren Vorgesetzten einwirkten, von vornherein die Spitze abgebrochen und alles würde sich bald wieder ausgeglichen haben. Jetzt aber war der entscheidende Schlag bereits gefallen. Er mußte seine ihm ans Herz gewachsene Anstalt, die ihm zum Bedürfnis gewordene geistige Atmosphäre Prags, sein über alles theures Heimatland verlassen und den Wanderstab in die Fremde ergreifen. Den Leipziger Posten erhielt er nicht, weil sich das sächsische Ministerium nicht getraute ihn dem Könige in Vorschlag zu bringen, bevor es über zwei Punkte beruhigende Aufklärung erhalten habe: a) über seine angeblich deutsch-feindliche Gesinnung, da er bei mehreren „čechischen" Vereinen Ausschußmitglied sei, und b) über seine im Juni erfolgte Arretirung. Bischof Dittrich schlug ihm eine Professur am Dresdener katholischen Progymnasium vor, und er möge diesen Ruf „nicht als Versetzung sondern als Beförderung" ansehen. Přihonský rieth ihm das wohlwollende Anerbieten nicht von der Hand zu weisen; Bischof Hille schrieb ihm einen liebevollen Brief sich diesem Fingerzeige der Vorsehung nicht zu entziehen, 7. October. Allein Náhlovský konnte sich, besonders nachdem er sich mit seinem Gewissensrathe Schneider berathen, nicht entschließen den Posten anzunehmen. Er hoffte noch immer eine Stelle in Böhmen zu finden, oder im schlimmsten Falle mit Berufung auf seine angegriffene Gesundheit in den Deficienten-Stand zu treten. Er wandte sich an den Fürsten Camille Rohan, unter dessen Patronat er von 1830 bis 1839 in der Seelsorge und in der Schule zu Böhmisch-Aicha gewirkt hatte, ihn wieder in seinen Patronats-Verband aufzunehmen, 17. Januar 1849. Erst nachdem dieser Schritt keinen Erfolg hatte und anderseits die Behörden keinen genügenden Grund fanden ihn als Deficienten zu erklären, nahm er mit schwerem Herzen die Professur in

Dresden an, 23. Februar, von wo er im Juni als Pfarr-Administrator nach Freiberg in Sachsen übersetzt wurde. Doch stets blieb seine Sehnsucht nach Böhmen gerichtet. Im August gebrauchte er, da seine Gesundheit in der That viel gelitten hatte, die Bäder von Wartenberg bei Turnau, und im Monat darauf gelang es ihm, von der Freifrau Antonia Tiegel von Lindenkron die erledigte St. Prokops-Pfarre zu Černobuda (Černé Budy) bei Sazava zu erhalten, 6. September. Doch seine Kräfte waren gebrochen, mehr noch sein Gemüth; der Seelsorgedienst wurde für ihn mit den Jahren aufreibend. Am 30. Januar 1853 schritt er um seine Versetzung in den Ruhestand ein, im März erhielt er dieselbe und zog zu seinem Bruder Johann, Müller in Jaroměř. Schon am 11. Juni darauf, kaum sechsundvierzig Jahre alt, war er eine Leiche — gestorben wie es in der von seinem Bruder Vincenz ausgegebenen Todesanzeige lautete, „nach langen und schweren Leiden des Gemüths und dann des Leibes, in Folge einer Magenverhärtung am Zehrfieber". Begraben wurde er auf dem Friedhofe von Teyn ob Rovensko in einem Grabe mit seinem ihm 1850 vorangegangenen Vater. . .

Wer würde nicht Betrübnis empfinden über das tragische Ende eines Mannes, der in einer aufgeregten von Ideen und Planen, von Angriffen und Abwehr aller Art erfüllten Zeit auf dem Gebiete, dem er nach seinem Berufe angehörte, sein Schärflein beitragen zu müßen glaubte um Abhilfe für eingerissene Misbräuche zu suchen, ihm sachgemäß erscheinende Verbesserungen vorzuschlagen, seine Amtsbrüder zu ernster und würdiger Erörterung dieser Angelegenheit Hand in Hand mit ihm aufzufordern?! Auch lag nicht darin sein Fehltritt, wenn auch in seinem Vorgang vieles voreilig, überstürzt, dem Geiste dessen um was es sich handelte zuwider war. Sein grosses Verschulden war, und er hat dafür schwer gebüßt, nicht von Anfang das pflichtgemäße Einvernehmen mit seinen rechtmäßigen Obern gewahrt oder, nachdem der Schritt einseitig von ihm gethan war, dieses Einvernehmen auf die ersten von so vielen Seiten ihm zugekommenen Mahnungen nachträglich gesucht zu haben, statt noch lange Zeit hindurch auf seinem ordnungswidrigen Standpunkte zu verharren. Einige seiner persönlichen Freunde haben den Schlüssel zu seinem nachherigen Schicksal in allerhand Ränken, in einer Art gegen ihn gesponnener Verschwörung zu finden geglaubt. „Sie fallen als ein Opfer des Versprechens", wurde ihm von Přihonský geschrieben, „das unser Herr Bischof in jener August-Conferenz den beiden Herren

Bischöfen gethan hat"; unter letzteren waren die von Prag und Leitmeritz gemeint. Allein ein solcher Verdacht war völlig ungegründet. Was den Bischof Dittrich gegen seinen Willen genöthigt hatte Náhlovský von dem Posten eines Seminar-Präses zu entfernen, haben wir klar und deutlich gesehen. Fürst-Erzbischof Schrenk von Prag war ein milder, einer Aenderung des in der Kirche bislang waltenden Systems durchaus nicht abgeneigter, dem Präses persönlich gewiß nicht feindseliger Herr. Bischof Hille aber, so verrufen er wegen des strengen und gebieterischen Regiments in seiner Diöcese war, hat sich in diesem Falle mit einer Langmuth, gegen den reumüthig Zurückkehrenden mit einer versöhnlichen Huld benommen, die wahrhaftig eine „väterliche" zu nennen war. Was Náhlovský entschieden geschadet, sein Schicksal zuletzt unabwendbar gemacht hat, waren die unverantwortlichen Hetz-Artikel einzelner Brauseköpfe von der andern Seite, welche die Meinung der kirchlichen Kreise in Wien und in Bautzen gegen ihn irreführten und zu den äußersten Maßregeln antrieben. Diesem Treiben wäre aber, wie früher erwähnt, die Spitze abgebrochen worden, wenn Náhlovský das reumüthige Einbekenntnis, das er seinem Ordinarius gegenüber gegen Ende August ablegte, in den ersten Juni-Tagen, wo ihn sein geistlicher Vater wohlmeinend dazu aufforderte, abgelegt haben würde.

P. Franz Náhlovský hat sterbend die auf seine Angelegenheit sich beziehenden Briefschaften und Papiere unter der Aufschrift „Acta martyrii Francisci Náhlovský" durch seinen Bruder Vincenz dem Pfarrer Řezáč einhändigen lassen, von welchem er meinte daß dieser der geeignetste wäre davon den zweckdienlichsten Gebrauch zu machen. Von Řezáč rührt denn auch der Artikel über Franz Náhlovský im Rieger'schen Slovník Naučný V S. 612 her, welchem offenbar jene Schriftstücke zu Grunde gelegen. Es findet sich deshalb auch darin jene vergriffene Muthmaßung, als ob Fürst-Erzbischof Schrenk gegen den Seminar-Präses geschürt hätte. Der entscheidende Schlag aber, wird ferner behauptet, hätte letzterem die Würzburger Conferenz der deutschen Bischöfe gegeben, die in ihren Amtsbruder Dittrich gedrungen hätten einen so gefährlichen Geistlichen von der Leitung einer Priesterbildungsanstalt zu entfernen. Nun war aber Dittrich's unwiderruflicher Entschluß, wie wir gesehen, bereits Ende Juli gefaßt, während die Würzburger Zusammenkunft erst um die Mitte Herbst 1848 stattfand! Nach Řezáč', zuletzt Pfarrers in Litten (Liteň) bei Beraun, Tode übergab Propst Vincenz Náhlovský das Paketchen dem Böhmischen Museum, und ich habe es der Zuvorkommenheit des Herrn Ober-Bibliothekars Anton Jaroslav Vrťátko zu danken daß ich dasselbe benützen konnte. Es sind 46 Stück. Als Beilage zu Nr. 1

findet sich ein undatirter und nicht unterfertigter mit vielen Abkürzungen hingeschriebener Aufsatz, seinem Inhalte nach unverkennbar der Bescheid den der Fürst-Erzbischof zwischen dem 18. und 22. Mai dem Präses mündlich gegeben, zweifelsohne unmittelbar darnach rasch aufgezeichnet, jedoch nicht von des Präses Hand. Unter Nr. 14, datirt vom 18. Juli, befindet sich ein Concept von Náhlovský's Hand: eine sehr eingehende Entgegnung auf die gegen ihn gemachten Angriffe, vorzüglich den Artikel Brunner's und den an diesen gerichteten Brief Beer's. Ob diese Entgegnung veröffentlicht wurde und wo, habe ich nicht herausfinden können. — Verfasser der Prager α-Artikel in der Wr. K. Ztg. war ein P. Distl oder Diestel, ein kirchlicher Eiferer von sehr beschränktem Gesichtskreis, später Beichtvater Ihrer Majestät der Kaiserin ob dem Hradschin, der in den ersten sechziger Jahren Opfer einer plumpen Mystification wurde und in Folge dessen seinen ehrenden Vertrauensposten verlor. Daß er der Wr. K. Ztg. Nachrichten von mehr als fraglichem Werthe einsandte, hat Dr. Brunner leider zu spät in Erfahrung gebracht.

—<✻>—

Gedichte von Eugène Obermayer.

Unwiderstehlich.

Mir thut das Herz nach ihr so weh',
Daß ich fast nicht mehr athmen kann,
Wenn ich ihr lange ferne steh'.

Und wenn ich wieder zu ihr geh',
So fängt es so zu pochen an,
Als thät es ihm noch ärger weh.

Sie ist vom Wirbel bis zur Zeh'
So reizend, daß wohl jeder Mann
Verwirrt erschrickt in ihrer Näh'.

Und wäre sie ein zahmes Reh,
Und hüpfte selbst an mich heran,
Ich fiel' wahrhaftig in den Klee.

Du aber, kalter Spötter, fleh',
Daß du vermeidest ihren Bann,
Sonst schmilzst du selbst wie Märzenschnee.

Der ich das Feld der Lieder mäh',
Ihr heut' ein Lächeln abgewann,
Ich ehr' als Göttin meine Fee.

D'rum ist es Zeit, daß ich gesteh',
Daß ich noch immer ohne Plan
In ihrem Zauberkreis mich dreh'.

Wie ich Dich liebe.

Wie die Blumen Sonnenstrahlen,
Wie die Bienen Blüthennektar,
Nachtigallen Rosendüfte,
Also lieb' ich Dich mein Mädchen.

Nein, ich liebe Dich Geliebte,
Wie die Glücklichen das Leben,
Wie die Kranken die Genesung,
Und die Todten Auferstehung.

Gnade.

O ihr süßen, schmerzhaft süßen
Feuerbanderillasblicke,
Muß ich also dafür büßen,
Daß ich ihr Gedichte schicke?

Ende die Tyrannenlaunen!
Läge lieber schon verschmachtet,
Als daß alle zu sich raunen:
Das ist der, den sie misachtet.

Dämmernde Vergangenheiten
Preisen Damen, deren Sterne
Kranke Ritter völlig heilten,
Leuchteten sie nur von ferne.

Aber du dämonischschöne
Schlägst mit jedem Blick mir Wunden —
Töne, Guitarilla, töne,
Nur noch bis ich todt gefunden.



Allein.

Unter grünen schwankenden Bäumen
Entdeckt' ich ein liebendes Paar,
Es mochte verborgen sich träumen,
Obgleich es im Freien war.

Er hielt die Geliebte umschlungen,
Wie Gott seine Tochter Natur,
Sie waren zum Himmel gedrungen,
Ihr Schatten nur saß auf der Flur.

Die Sonne, sie schaute voll Feuer
Herab auf der Liebenden Glück,
Die Lüfte säuselten scheuer,
Der Wald hielt sein Rauschen zurück.

Hin zog's mich mit zögerndem Schritte,
Ich sah sie stets trauriger an —
In der Schöpfung strahlender Mitte
Stand ich ein einsamer Mann!

Der Ritter.

Der Ritter ritt auf Abenteuer
Durch einen Wald, der nicht geheuer.

Für seinen Glauben und um Minne
Zu kämpfen, stand in seinem Sinne.

Geruhig ruht die Hand am Degen,
So wie auf ihm des Heilands Segen.

Die Nacht ist schwarz, Sturmwinde heulen,
Erschrocken schweigen selbst die Eulen.

Und Blitz und Donner leuchten, dröhnen,
Daß selbst die kühnsten Eichen stöhnen.

Und wo die Wege dort sich theilen,
Sieht er die schöne Waldfrau weilen.

Ein Götterweib zu allen Wonnen
Des Himmels und der Erd' ersonnen!

Sie eilt herbei als hätt' sie Flügel,
Sie fällt dem Pferde in die Zügel.

Die Gluthen ihrer Sinne brechen
Aus allem was die Lippen sprechen:

'So hab' ich endlich dich gefunden,
O Ritter! reite nicht nach Wunden.

Du Langersehnter komm zum Schlosse!
O sei mein ehlicher Genosse!

Verkoste von dem Wein, der immer
Gleich schön erhält der Jugend Schimmer.

Da singen meine Mädchen Lieder,
Die hörest so du nirgend wieder.

Ein Leben lebst du süßer Wonne,
Als jemals reift die Erdensonne.'

Sie hebt sich und sie will ihn küssen,
Da hat er scheu sich losgerissen.

„Wahnwitzig Wesen, auf die Seite,
Sonst spreng' ich über dich ins Weite!"

Er spornt sein Roß, das sonst so schnelle,
Es bäumt und schäumt und bleibt zur Stelle.

Schon bebt er unterm Panzerkleide,
Da fährt sein Schwert jäh aus der Scheide.

Des Griffes Kreuz sprüht helle Flammen,
Es sinkt in Nichts die Fee zusammen.

Und wie er wagt umherzublicken,
Der Wald lag weit ihm schon im Rücken.



Verliebte Plaudereien.

‚Auf meiner Liebe Schwüre
Kannst du so sicher bauen,
Als daß vom Lenz gerufen
Die holden Veilchen blauen.

Du weißt ja was ich wagte,
Du meine Engelinne,
Eh' du auch nur errathen,
Daß du's bist die ich minne.

Nun bist du mein; was thäte
Ich nicht dich mir zu wahren?
Den Satan selbst, ich triebe
Ihn dir zu Lieb zu Paaren.

Bei Gott!‘ . . . mit einem Kuße
Gebot sie mir zu schweigen.
Ei, dacht' ich, wie die Gute
Doch leicht zu überzeugen!

Da sprach ihr süßes Mündchen:
„Mein Held, mein Herz, mein Leben,
Laß' mich dir ein Geschichtchen
Hierauf als Antwort geben.

Ein Troubadour durchscherzte
Der Liebe Lenzeswochen,
Als plötzlich seine Dame
Also zu ihm gesprochen:

‚Es klingt aus euern Liedern
Mein Preis fast unvergleichlich,
Doch fließen euch die Reime
Von jeher nur zu reichlich.

Mir ist es oft als liebtet
Ihr mich nur um zu singen;
Ihr sollt mir d'rum das schwerste,
Des Schweigens Opfer bringen.‘

Und er erhob sich schweigend;
Wie sprach sein Blick im Scheiden!
Was trieb ich doch so sorgsam
Die ganze Welt zu meiden?

Es hieß, er sei erkranket,
Schier in des Todes Ketten,
Dann wieder, daß die Aerzte
Ihn doch gerettet hätten.

Doch sie war stumm, die Lippe,
Die einst so liederreiche,
Und tod sein ganzes Wesen,
Als wär' er eine Leiche.

Nur wenn er sie erschaute
Verriethen seine Blicke,
Daß er trotz allen Kummers
Noch dankbar dem Geschicke.

Er folgt ihr wie ein Schatten,
Gespenstig fast zu schauen,
Doch schwieg er immer männlich
In liebendem Vertrauen.

So litt er sieben Monde.
Es sprach ihr dieses Schweigen
Wohl in die tiefste Seele,
Doch mochte sie's nicht zeigen.

Da, mitten in dem Kreise
Der ehrwürdigsten Damen,
Rief sie urplötzlich freudig
Und zitternd seinen Namen.

Und seiner selbst vergessen
Lag er zu ihren Füßen,
Und wollt' und konnt' nicht sprechen,
Erstickt von ihren Küssen.



So hat sich's einst wahrhaftig
In Burgos zugetragen.
Bestünd'st du diese Probe?
Das sollst du treu mir sagen."

Ich sprach bewegt: ‚Mein Schätzchen,
Wie rührt mich die Geschichte!
Erlaub, daß ich sie eiligst
Nach deinen Worten dichte.'

Doch sie: „Nicht gleich, Geliebter,
Ich hör' dich gar zu gerne
Erzählen in der Stille
Der aufhorchsamen Sterne."

Ich lachte: ‚Wenn du murrest
Wenn selbst bei Nacht ich schweige,
So mußt du wohl verzichten
Daß ich den Granden zeige,

Wie ich so innig liebe
Als jener stumme Ritter;
Ich schwöre dir's, der Gedanke
Ist mir entsetzlich bitter!'

Da rief sie: „O mein Sänger
Ich glaub' ja deinen Eiden,
Doch daß so lang' du schwiegest,
Ich könnt' es gar nicht leiden!"

So plauderten wir weiter
Bis schon die Lerchen sangen
Und ihre Morgenlieder
Uns zu verstummen zwangen.

Der erste Reif.

Des Herbstes falscher Thau
Vergiftete die Bäume
Und von den Aesten schlau
Löst er die Frühlingsträume.

Ein Mörder über Nacht
Ist schleichend er gekommen,
Und hat mit kalter Macht
Das Leben fortgenommen.

So weiß der Liebe Mund
Betäubend zu umgarnen
Und schlägt dich todeswund,
Noch eh' du bist zu warnen

Die Blätter morgens todt
Vom Stamme niedersinken —
So arge Labung bot
Die heit're Nacht zu trinken.

Es knistert schmerzlich leis,
Wie Trauermelodien
Die ihren ewigen Kreis
Durch kranke Herzen ziehen.

Und schauerlich umweh'n
Den Fröstelnden die Winde,
Er möcht auch sterben gehn,
So blätterleicht, so linde.

Ihm ist ein hartes Loos,
Daß Stürme nur ihn morden,
Und daß er arm und blos
Zu ihrem Spott geworden.

Sollt' er auch reich geschmückt
Zur Lenzeszeit erstehen,
Er fühlt was ihn beglückt
Im Keime schon vergehen.



Nachsterben möchte so
Das Herz auch seinen Träumen —
Um, da sein Mai entfloh,
Nicht duftlos hier zu säumen.

Immergrün.

Mahner an verlor'ne Tage
Fand ich jüngst zu meiner Klage;
Rosen, einst so frisch und roth,
Sah ich welk und bleich und todt.

Die mich damals hoch entzückten,
Als sie meine Brust noch schmückten,
Streu' ich fühllos in die Luft,
Ließen sie doch allen Duft.

Jenes Glück, das ich genossen,
Dem als Zeugen sie entsproßen,
Gleichet ihnen ganz und gar,
Da es auch vergänglich war.

Ueber all die duftigen Triebe,
All' die treulos bitt're Liebe,
Die ich jung im Herzen trug,
Weint' ich mehr schon als genug.

Nur von einer einz'gen Blume
Glänzt gleich einem Heiligthume
Immer noch das Blatt so grün,
Wie geweiht, nie zu verglüh'n.

Ist mir doch von einem Lieben
Süß Erinnern treu geblieben,
Fand ich doch auf meiner Flucht
Einmal eine sichre Bucht.

D'rum ist Immergrün die Blume
Die verborgen dir zum Ruhme,
Theure Freundin, in dem Grund
Meiner Seele auferstund.

Diese e i n e Himmelsblüthe
Dankbar hegend im Gemüthe,
Rührt mich nicht des Herbst's Gebot,
Schreckt mich nicht der Rosen Tod.

Denn mich schützt vor Winterschauer,
Vor unechter Liebe Trauer,
Schön'rer Lenze Zuversicht,
Dein verklärtes Angesicht.

Schlaf.

Alles Wachen ist Unfriede,
Alles Denken unerquicklich,
Schmerzlich jegliches Erinnern,
Falsch, still mordend jedes Hoffen,
Nur die Macht, die mich im Schlafe
Stärkt und tröstet, meint es gut.

Die auf glatten Spiegelbahnen
Heiter durch das Dasein gleiten,
Welchen Liebe nie gelogen,
Freundschaft nie das Wort gebrochen,
Gerne mögen sie in Träumen
Nochmals leben, neu sich freu'n.

Aber meine Friedenspalmen
Grünen nur am steilen Ufer
Jenes stillen Oceans,
Der zu tief, zu mächtig fluthet
Als daß ihn ein Sturm aufwühlte,
Blies' ihn auch die Hölle an!

Weil' ich Nachts auf den glücklichen Inseln?
Herzen mich dort die Lieder der Nixen?
Hellen die Sterne selbst mir den Busen?
Laben mich wirklich balsamische Lüfte?
Wüßt' ich es doch, so wie ich weiß,
Daß der Schlaf mein einziges Glück.

Schlaf, du tiefer bodenloser
Unerforschter Lebensabgrund,
Du Vergangenheit des Herzens,
Zukunft du der müden Seele,
Könnte mich ein Lied erlösen,
Dich besäng' ich, milder Gott! ....

Ein nieder-österreichischer Gebirgsort 1683.

Von Ferdinand Just, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg.

Puchberg, der reizende Gebirgsmarkt am Fuße des Schneeberges, hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Mehr noch als es heutzutage der Fall ist, waren im Mittelalter Hauptstraßen die einen Ort durchzogen die Bedingung für die Wichtigkeit und Bedeutung desselben. Nun aber steht es fest, daß die Straße, welche das Wiener Becken mit den obersteirischen Eisen- und Salzbergwerken im Mittelalter (sicher schon im 12. Jahrhundert) verbunden hat, über Neustadt, Grünbach, Puchberg am Schneeberg und über die Mamau-Wiese geführt war [1]). Riesig viel Fuhrwerk, auf dem Eisen und Salz und Lebensmittel verfrachtet wurden, verkehrte seinerzeit durch Puchberg, wodurch eine große Wohlhabenheit seiner Bewohner begründet wurde. In das anderthalb Stunden lange und nahezu drei Viertelstunden breite Puchberger-Thal schauten seinerzeit stolz drei Burgen hinab, Puchberg, Stolzenwörth und Losenhein. Die Kirche in Puchberg war ein schöner gothischer Bau. Dieser stürzte im Jahre 1805, einige Minuten nach geendigtem Gottesdienst ein und wurde im Jahre 1808 — auf die stylwidrigste Art — reconstruirt. Von der Schönheit des gothischen Baues gibt Zeugnis das bei dem Einsturze unversehrt gebliebene Atrium und das Portale zur Chor-Stiege. Im Atrium findet sich auf einem steinernen Schildchen die Jahreszahl 1428 eingemeißelt. Der großen Bedeutung Puchbergs im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten dürfte es zuzuschreiben sein, daß unter den hier pastorirenden Pfarrern Männer zu finden sind, die große wissenschaftliche Bildung besaßen. So pastorirte hier um das Jahr 1651 ein Pfarrer Namens Joannes Antonius Staig, der Philo-

---

[1]) Blätter für Landeskunde 1870 S. 279–292.

sophiae Magister war, von 1673 bis 1683 Johann Georg Mitis, der A. A. L. L. und Philosophiae baccalaureus war. In der Reihe der Pfarrherrn Puchberg's ragt auch hervor Johann Michael Gratl, A. A. L. L. und Philosophiae nec non ss. Theologiae ac ss. Canonum magister emeritus. Des Letzteren Grabstein trägt folgende Inschrift:

LEGENS HIC REQVIEM DIC.
IN PACE SEMPITERNA DEO REQVIESCAT
PLORA.

HIER RUHET VNTER SEINEN SCHÄFLEIN DER
HOCHWUERDIGE HERR IOHAÑ MICHAEL GRATL
DER DURCH 32 IAHR ZU PUECHBERG EŸFRIG
STE SEELENHIERT SO IN GOTT ENTSCHLAF
FEN DEN 23 SEPT: 1758 IN DEN 72 IAHR SEINES
ALTERS GOTT VERLEIHE IHME DIE EWIGE
RUHE.

Dieses Grabmal, eine Platte aus Salzburger Marmor, ist in die ehemalige Friedhofsmauer, die zugleich Pfarrhofmauer ist, eingelassen und befindet sich knapp neben der Thüre zum Pfarrhofe.

Ueber die Vergangenheit des meistens wohlhabenden und bedeutenden Gebirgsmarktes Puchberg sind nur wenige Daten von historischem Werthe zu finden. Nachforschungen, die ich in den Matrikbüchern der Pfarre Puchberg am Schneeberg aus den Jahren 1651 bis 1720 anstellte, führten mich zufällig zur Entdeckung einiger interessanter Aufschreibungen. Im Tauf-, Sterbe- und Trauungsbuch der Pfarre Puchberg tom II. fol. 151 et sequ. hat einer meiner Vorgänger, der früher genannte Pfarrer Mitis, 1679 Vicarius, später Pfarrer in Puchberg, Bemerkungen über die Pest 1679 eingetragen, aus denen hervorgeht, daß dieselbe im benachbarten Gutenstein einige Opfer verlangte, während Puchberg von ihr verschont blieb. Die Angaben aus Wien können auf Verläßlichkeit schon darum keinen Anspruch machen, weil sie fast durchaus in runden Ziffern angegeben sind. [1])

[1]) **Specification.**

Waß Anno 1679 zue Wien in Österaich nach außsag der Richter Vnd . . . . in ein iede Krufften, Freythoff, Creutz vnd andere öehrter begraben worden.

Erstlich befindt sich in der Rusau 4 Krufften darinnen ligen begraben	3000
In Fürstl. Augsperg. Garten	11
Bey Thuri seyn 3 Creutz alda ligen	30
An eynem Creütz beym Augsperg Garten	40

Hans Georg Mitis schreibt die Thatsache, daß Puchberg von der Pest im Jahre 1679 verschont geblieben ist, dem Schutze der Lieben Frau Mariahilf und des heil. Sebastian zu, die von jeher als sogenannte Pestheilige verehrt wurden. Uebrigens hat Puchberg eine äußerst gesunde Lage; es liegt 582 Meter über dem Meeresspiegel und ist von (zwischen 3000 und 6600 Fuß) hohen bewaldeten Bergen umsäumt.

In der Spitlau ligen	100
Auff dem Bergl beym alten Lasaret sein 2 Krüfften darinnen ligen	1200
Im Altem Lasareth seyndt 9 Krüfften darinnen ligen	25000
Im Stainen seyndt 3 Krüfften, darinnen	2401
Im Freythoff Beym Neüen Lasareth ligen	2000
In der Alster Cassen beyn 3 Creütz	64
Beyn St. Ulrich seyndt 24 Krüfften vnd 2 Creutz auff dem Veld alda ligen	2699
In Schotten Freüthoff alda ligen	3049
In einem garten vnd weg gegen Schwartzen Wolt	250
Bey den Cruatischen Dorffl alda ligen	1500
Hinter den Zaunen bey Neübau ligen	400
Auff der Laimb gruben ist eine Krufft vnd darbey ein Creütz alda ligen	6000
Item bei Mariä Hilff ligen	3000
Auff dem Veld alda hinter den garten ligen	3000
Auff der Wien ligen neben den Weingart	1200
Auf der Wieden seynd 2 Krüfften	
in der Alten ligen	946
in der Neüen aber	80
Auff den Spitaller Freythoff alda ligen	632
bey 2 Creutzen vnd auf den Weg alda	2300
Auff dem Freythoff bei Vicelstorff ligen theilß auß dem torff theilß auß den hitten bey Wienner Berg	500
Bey einem Creütz außerhalb deß glagbaum	150
Auff dem Berg hinter der Favorita	100
Auff der Landtstrassen ist ein Kruft	800
Im Freythoff alda	200
Bey 3 Creützen alda	300
Vnter den Weißgärber seindt gestorben vnd auff der Landtstraßen begraben	200
In der Leopoldt Statt seyndt 2 Krüfften darinnen ligen	4000
Im dem Freythoff alda ligen	200
Auff dem Neüen Freythoff alda ligen	660
Auf der wisen bey der fahn Stangen	180
Zu Gunderßtorff ligen im Freythoff	353
In Burger Spital seyndt gestorben	304
Im Kays. Hoff Spital	72
Auff den Schotten Freythoff ligen	40
Bey den Barmhertzigen seyndt gestorben	72

Summa der Weltlichen · 74833 Persohn.

Nicht so glücklich wie die Pest ist die Türkennoth an dem freundlichen Gebirgsmarkt vor zweihundert Jahren vorübergegangen. So eben hat Wien das glückliche Ereignis der Befreiung von der Türkennoth im Jahre 1683 feierlich begangen. An dem Festesjubel hat auch Puchberg am Schneeberg theilgenommen, es war ja bei der 1683 stattgehabten Türken-Invasion auch in's Mitleid gezogen worden. Die wilden Horden fanden ihren Weg auch in dieses Thal, und während die Hauptmacht der türkischen Armee die Metropole auf das äußerste bedrohte, verübten, ähnlich wie in Perchtoldsdorf und so vielen anderen Ortschaften auf dem Lande, kleinere Heeresabtheilungen in Puchberg die schaudererregendsten Grausamkeiten. Puchberg hat heutzutage drei bequeme Zugänge. Den einen von Ternitz über Stixenstein; auf dieser Straße wird heutzutage fast ausschließlich der Verkehr zwischen Puchberg und seiner Außenwelt vermittelt; diese Straße besteht aber erst seit einigen Decennien und das von ihr durchzogene Stixensteiner Thal hatte früher nur einen schmalen Fußsteig. Der andere Zugang führt über den Ascha aus dem Waidmannsfelder- und Miesenbacher-Thal; diese Straße wurde erst vor

---

Erstlich Schottner	12
Landthauser	14
Augustiner	13
Cap. in vnd Vor Statt	38
Dominicaner	13
Pauliner	12
Barnabiter	11
Spanisch Closter	7
Barmhertziger	14
Augustiner auff der Landtstraffen	20
Carmeliter yber die Schlagbrugn	11
Auff der Laimb gruben	23
Johaniter	38
Serviten	12
Dorotheer	1
Weltliche Gaistliche Seyndt hin vnd wider gestorben	123

Summa 362 Persohnen.

Eben daß Jahr in der Contagion Seyndt zue Guettenstain bey vnser lieben Fraue Mariae Hilff gestorben 8 Serviten vnd 2 Jahr hat angefangen zue sterben.

Es hatt . . . . . und Crafirt dahier aber zue Puchperg nicht ein einige Person ist gestorben, eben ein Jahr zue Vor ist der Altar alhie unser Lieben Fraue Mariae Hilff vnd S. Sebastiano zue Ehren ehrhebt worden. Durch mich Hanß Georg Mitis vicarium vnd die Pfar Kirchen erweitert und gewelbt vnd vnter ein tach gebracht worden Anno 1673. Habe ich auch den Pfarhoff angefangen zue repariren vnd Anno 1682 zue Endt das Gebeü gebracht unter Pfleger Thoma Zainer Richter Hanß Kicker.



neun Jahren gebaut, zur Zeit der Türken-Invasion waren beide Orte sicherlich auch schon verbunden, aber höchst wahrscheinlich nur durch einen sogenannten Ochsenweg. Der dritte und seinerzeit bequemste Weg war der über Grünbach auf der Puchberg mit dem Wiener Becken verbindenden sogenannten Salzstraße. Wie schon erwähnt, beherrschten im Mittelalter drei Burgen das Thal; den durch das Herannahen der türkischen Schwärme arg beängstigten Puchbergern konnten sie aber keinen Schutz mehr gewähren, da sie damals schon theilweise oder ganz verfallen waren. Von Stolzenwörth kann man fast keine Spuren mehr entdecken; von Losenheim sind noch einige Mauern übrig, nur Puchberg ist verhältnismäßig besser erhalten, war aber gewiß schon anno 1683 eine Ruine. Kein Wunder, daß die Bewohner des Puchberger-Thales ihr Heil in der Flucht suchten. Wer halbwegs konnte, suchte Schutz in den Bergen oder in fremden Gemeinden.

Ueber die traurigen Verhältnisse Puchberg's zur Zeit des Einfalles der Türken geben die Matrikenbücher einigen Aufschluß oder gestatten manchen berechtigten Schluß. Im Tauf-Protokoll des Jahres 1683 kommt die Bemerkung vor: „Julius, Augustus, September vacant", d. h. in den Monaten Juli, August, September kein Tauf-Act. Daneben finden sich von derselben Hand geschrieben die Worte: „Belagerung Wien's durch die Türken". Das Traunngs-Protokoll vom Jahre 1683 enthält sieben Traunngs-Acte, welche sämmtlich in die Faschingszeit (vom 31. Januar bis 28. Februar) fallen: darnach aber wurde erst im Jahre 1684 wieder an's Heirathen gedacht. Auch Beerdigungen haben zur Zeit der Türken-Invasion nicht stattgefunden; denn es steht im Sterbe-Protokoll vom Jahre 1683 zwischen den Eintragungen im Monate Juni und denen des Monats October die kurze Bemerkung: „Julius, Augustus, September vacant". Daß in den drei Monaten der Invasion keine Copulation stattgefunden habe, ist leicht begreiflich; daß aber in diesen Monaten unter den Parochianen Puchbergs, die damals fast ebenso zahlreich waren wie jetzt, kein Geburts- und Sterbefall vorgekommen sein soll, ist mehr als unwahrscheinlich, und der Umstand, daß die Matriken für diese Monate ein „vacant" ausweisen, läßt sich nur dadurch erklären, daß die Bevölkerung abwesend war, und auch der damalige Pfarrer die Flucht ergriffen hat. Seiner Vorsorge verdankt die hiesige Pfarre die Erhaltung der Protokolle, die er vor der blinden Zerstörungswuth der Feinde rettete, entweder dadurch, daß er sie gut zu verbergen

wußte, oder daß er sie bei seiner Flucht mit sich nahm. Ein Theil der flüchtigen Puchberger scheint sich in das Stixensteiner Thal und zwar, nach Stixenstein selbst begeben zu haben. Ein Tauf-Act ex anno 1686 pag. 62 lautet nämlich: „Die 8. Martii Parentes: Pancratius Butz, Gedruta uxor, eius Infans Gregorius ......“, und daran schließt sich, jedoch in einem eigenen Absatze, die weitere Eintragung: „In turcico bello natus est Ei etiam filius nomine Aegydius 1. 7bris 1683 et baptizatus fuit in Stixenstain Et Patrinus fuit“ [1]) ..... Dieser Tauf-Act ist der einzige, der aus der Invasions-Zeit nachgetragen ist, ja überhaupt der einzige Matrik-Act aus den verhängnisvollen Monaten.

Ein Theil der hiesigen Bevölkerung verbarg sich in den Waldungen und suchte, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, Höhlen auf. Die hiesigen Leute erzählen heute noch, daß sich viele Puchberger in der am nördlichen Abhange des Himberges befindlichen Alleluja-Höhle versteckt haben, die für ein Versteck äußerst günstig situirt ist, ziemlich hoch und im Walde gelegen, der Zugang etwas anstrengend und durch keinen Weg oder Steig angedeutet. Der seit einigen Jahren hier bestehende Verschönerungsverein hat den Weg dahin bezeichnet. Die Ueberlieferung erzählt ferner, daß sich die in dieser Höhle aufhaltenden Flüchtlinge durch den Rauch eines Feuers, an dem sie ihre Speisen bereiteten, verrathen und die Türken hinaufgelockt haben, von denen sie massacrirt wurden. Und fürwahr, man findet noch heutzutage in dieser Höhle Menschenknochen.

Die Türken haben in Puchberg selbst ihrer Zerstörungswuth freien Lauf gelassen, wie das die Matrik-Bücher beurkunden. Es heißt nämlich:

> Anno 1686. Wiederumb auffs Neue der Pfarhoff ehrhebt worden, die Khir Stal vnd Stadel, wie auch die Kuchel Vnd führ Hauß gewelbt. Vnter mich Hauß Georg Mitis, vicarium vnd Edlen Gestrengen Herrn Laurentz Zenger, vnd Laurentz Kicker Richter.

Tom. II. Pag. 153 hat Johann Georg Mitis, wie schon früher erwähnt, aufgezeichnet daß er a. 1673 die Pfarrhof-Reparatur angefangen und erst 1682 zu Ende geführt hat, diese Reparatur muß also eine große und gründliche gewesen sein. Wenn daher der Pfarrhof a. 1686

[1]) Während des Türkenkrieges ist ihm (dem Pancratius Putz) noch ein Sohn Namens Ägidius am 1. September 1683 geboren und in Stixenstein getauft worden. Pathe war · · ·



„widerumb auffs Neue ehrhebt worden", so zwingt dies zur Annahme, daß er von den Türken zerstört worden sei.

Zu den Greuelthaten, welche die Türken in Puchberg verübt haben, gehört auch die, daß sie wehrlose Frauen, die es versäumt haben dürften rechtzeitig zu fliehen oder die aus irgend einer wichtigen Ursache, z. B. fluchtunfähiger Eltern wegen, zurückgeblieben waren, gefangen genommen und fortgeschleppt haben. Ein Tauf-Act tom. II. Fol. 62 ex 1686 vom 26. März thut Erwähnung der Gefangennahme eines Mannes, da es heißt: „Mater Helena Steinhauserin, eius vir a Turcis captus est" [1]).

Das Trauungs-Protocoll tom. II. macht sechs Frauen namhaft, die von den Türken in die Gefangenschaft abgeführt wurden. Wie aus den Matriken zu ersehen ist, schritten Männer, die ihrer Weiber durch die Entführung beraubt wurden, zu neuen Ehen. In eherechtlicher Beziehung hochinteressant sind die Andeutungen, die das Trauungs-Protocoll darüber gibt, wie man seitens der Behörden in diesen schwierigen Fällen der angestrebten Wiederverehelichung vorgegangen. Die Kirche hat von jeher Bigamien auf das strengste verboten; nun aber konnte ein derlei Ehewerber Todtenscheine, Documente über das Ableben der bisherigen Ehegattin, nicht beibringen. Was war da zu machen? Nach unseren heutigen Begriffen gehören Todeserklärungen in das Bereich des Richterstandes. Vor zwei Jahrhunderten aber war die Gerichtsbarkeit noch keineswegs in festen Bahnen und es scheint, daß in den erwähnten Fällen der Dechant die Vollmacht besaß, die Todeserklärung des abwesenden Gatten auszusprechen und dem Ehewerber die Bewilligung zur Wiederverehelichung zu ertheilen. Wenige Jahre schon nach der türkischen Invasion gingen Männer, deren Weiber in Gefangenschaft gerathen waren, neue Ehen ein.

Diese Trauungs-Acte lauten folgendermaßen: „Den 29. Aprilis 1687 ist per impetratam licentiam ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst Parocho in Kirchperg etc. copuliert worden der Ehrsambe vnd beschaidene Laurentius Joannes Khikher der Zeit Richter Zu Buechberg, Wittiber saltem probabiliter ob captive deductam uxorem suam, mit Sophie Khrumpockhin" ꝛc. ꝛc. (S. 116).

„Den 8. Juni 1687 ist ebenfalls uti prior per impetratam licentiam ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst, Parocho

[1]) Mutter Helene Steinhauserin, ihr Mann ist von den Türken gefangen worden.

in Kirchperg etc. copuliert worden Von mir der Ehrsambe Mathias Khrumpöckh ein Wittiber mit der Tugentsamben Katharina Zwinzin" ꝛc. (S. 116.)

„Den 15. Februar 1688 ist der Ehrsambe Simon Khren, Ein Wittiber saltem probabiliter ob captive deductam priorem uxorem eius, obtenta prius licentia ab Adm. Rev. Dno. Mathia Angst Decano copuliert worden mit der Tugentsamben Justine Millhofferin" ꝛc. (S. 117.)

„Den 11. July 1688 ist copuliert worden per licentiam Adm. Rev. Dom. Decani Mathiae Angst, Parochi in Kirchberg etc. der Ehrsambe Sebastian Haußman, dubie solutus ob captam uxorem, mit Vrsula Rottenfelderin" ꝛc. (S. 118.)

„Den 20. November 1689 ist der Ehrsambe Hans Khrumpökh, Ein Wittiber per licentiam prius ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst adeptam von mir copuliert worden, Mit der Tugentsamben Maria Tischin" ꝛc. (S. 118.)

„Den 24. Jänner 1690 ist der Ehrsamb Philipp ein Wittiber, saltem probabiliter ob captive deductam uxorem suam, cum licentia Adm. Rev. Dni Decani et Parochi in Kirchberg Mathiae Angst etc. copuliert worden mit der Tugentsamben Gertraudt Hauer" ꝛc. (S. 118.)

Die Bewilligung zur Wiederverehelichung ertheilte nach diesen Matrikacten für Puchberg der Dechant Mathias Angst in Kirchberg. Daß man aber den Dechant mit einer so weit gehenden Befugnis ausstattete und daß nicht das Ordinariat selbst sich diese Fälle zur Entscheidung vorbehielt, erklärt sich daraus, weil damals Puchberg sowie der ganze südliche Theil von Nieder-Oesterreich zur Diöcese Salzburg gehörte. Bei den damaligen, nichts weniger als raschen und bequemen Verkehrsmitteln hätte es einem Puchberger Witwer viel Zeit und Geld und Strapazzen gekostet, bei dem Ordinarius in Salzburg sich die nöthigen Ehe-Documente zu erwirken.

Wie aber, wenn eines oder das andere dieser weggeführten Weiber nach Jahren plötzlich erschienen wäre? Freilich wären die Behörden keinen Augenblick in Zweifel darüber gewesen, wie sie in einem solchen Falle zu entscheiden hätten; allein die Lösung wäre eine höchst schlimme sowohl für den Ehegatten als für dessen zweite Ehegattin und deren Kinder geworden. Sicherlich ist ein solcher Fall nicht vorgekommen; die

Matriken melden nichts davon und der Umstand, daß den zurückgelassenen Ehemännern schon nach wenigen Jahren gestattet wurde eine neue Ehe einzugehen, beweist zur Genüge, daß man sich damals betreffs des Looses, das den von den Türken gefänglich weggeführten Weibern bevorstand, keiner Täuschung hingab. Außer Zweifel theilten auch viele Mädchen das Loos der gefangenen Eheweiber.

Man sieht, daß die Türken anno 1683 in Puchberg arg gewüthet haben müßen. Aber auch diese Gefahr ging vorüber, freilich, nicht ohne der hiesigen Bevölkerung schwere Wunden geschlagen zu haben. Der 12. September 1683, an welchem Tage das Kreuz über den Halbmond vor den Thoren der Stadt Wien siegte, war auch für Puchberg im wahrsten Sinne des Wortes ein Tag des Heiles; denn dieser Tag befreite auch diesen Gebirgsmarkt von dem grimmigen Feinde, der nur groß war im Zerstören dessen, was christlicher Fleiß errichtet hat.

Gott dankend für die glückliche Errettung aus türkischem Joche, kehrten die Flüchtlinge zurück in ihre Wohnungen, aber sie fanden statt derselben rauchende Trümmerhaufen. All ihr Hab und Gut war zerstört; nichts als das nackte Leben hatten sie gerettet. Christlicher Fleiß und christliche Gesittung haben bald alle Spuren der angerichteten Verwüstungen verwischt, die Felder wurden wieder bestellt, die Häuser wieder aufgebaut; Friede und Ruhe und Ordnung kehrten zurück und alle Segnungen und Wohlthaten des Christenthums und des habsburgischen Scepters.



Ebbe und Fluth.

Ein Cyklus kleiner Gedichte von Karl Domanig.

Forderung.

Sag's Einer wie er denke
Mir in's Gesicht,
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag' ich nicht.

Freund ziert wie Feind, allbeide,
Ein g'rader Mund;
Leg bloß! Denn mit der Scheide
Klopft man den Hund!

Einsicht.

So hat sich tückischer Uebermuth
An seinem Herrn gerochen!
Mir ist erstarrt das heiße Blut
Und meine Faust gebrochen;

Vom Rosse fiel ich jäh herab,
Da eh' ich hoch gesessen —
O weh, ich nahm den Muth und hab'
Die Demuth gar vergessen.

* * *

Kindes Auge.

O weile noch! Und laß mich schauen
Dein Auge mild!
In seinem Sterne seh' ich glänzen
Mein eigen Bild.

In seinem Sterne seh' ich's glänzen
So klar und rein —
Ach, deiner Unschuld, deines Friedens
Der Wiederschein!

Stella Matutina.

(Düstere Nacht. Am Meere gelagert die vorchristliche Menschheit; der Prophet ruft:)

„Herr! Hörst Du nicht?! Sie klagen:
Viertausendjährig harren
Wir, frieren und erstarren,
Laß' die Erlösung tagen!" —

Und siehe, aus dem Osten fuhr
Ein heller Schein vom Meere:
„„O wenn's der Morgen wäre,
Und nicht die Wolken nur!""

Die Wolken zieh'n; es bricht sich Bahn
Ein Stern durch das Gewühle,
Auch zeigt sich in der Kühle
Die nahe Sonne an:

„„O Morgenroth! O Morgenstern!"" —
Die Völker alle schweigen,
Ihr Haupt und Herz sich neigen
Der Mutter unser's Herrn.



Ruhe.

Ich steh' allein am Strande.
Die Fluth ist still und blau.
Kein Lüftlein, das sich regte,
Keine Wolke, wohin ich schau'.

Und wie ich stehe, da schlummern
Mir alle Sorgen ein,
Und in mir selber hier innen
Ist Ruhe und Sonnenschein.

Segen.

Mich überkam es still und mild
Als wie ein Frühlingsregen,
Und siebenfarbig, Bild an Bild,
Schau' ich den Gottessegen.

O thu' dich auf, liebe Seele mein,
Und laß den Himmel thauen,
Nun dürfen alle Engelein
In deinen Frieden schauen!

* * *

Erwartung.

Noch hab' ich nicht ihr Wort vernommen,
„Ich liebe Dich", das süße Wort:
Noch ist mein Schiff nicht angekommen
In dem erstrebten sichern Port.

Es ruht die See. Die Winde schweigen,
Vom Ruder läßt die müde Hand,
Und dort im Abendscheine zeigen
Sich meine Heimath und der Strand.

O hübe sich im weiten Westen
Ein Lüftlein aus dem gold'nen Duft
Und trüge mich zu meinem Besten
In jenen Port: an ihre Brust!

Der Mönch vor der Krippe.

Ich däuchte mich ein König,
Die weite Welt mein Reich,
An Glücke stunden Wenig',
An Stolz mir Keiner gleich.

Doch war mir mehr verheißen
In eines Sternes Bahn,
D'rum schloß ich mich den Weisen
Des Morgenlandes an;

Und Herr! All mein Genießen,
Freiheit und Lieb' und Ruhm,
Es liegt zu Deinen Füßen
Mein ganzes Königthum!

Liebe.

Ein Maaßstab ist, der Liebe Macht
Und Werth zu messen:
Wie weit du es durch sie gebracht
Im Selbstvergessen.



Oesterreicher in der Ferne.

Friedrich Hassaurek.

Von M. v. S.

Den Oesterreichern aus den Provinzen, besonders den Böhmen, Schlesiern, Mährern ist es in Amerika häufig sehr gut gegangen. Der ächte Wiener aber eignet sich im allgemeinen nicht zur Auswanderung. Er ist zu weich und zu gemüthlich, und wohl auch nicht activ genug für den Ernst und die Energie, womit in den Vereinigten Staaten alle Geschäfte und Gewerbe betrieben werden. Er ist zu sehr an die Eigenthümlichkeiten seiner alten Vaterstadt gewöhnt und damit verwachsen, als daß er sich leicht in eine ihm ganz fremde und unbequeme Welt hineinfinden könnte. Während daher die Anzahl der Wiener, die in der neuen Welt großen geschäftlichen Erfolg gehabt haben, nur eine verschwindend kleine ist, hat es zu politischer und literarischer Bedeutung und hohen Stellungen wohl nur ein Einziger gebracht und das ist Friedrich Hassaurek, dessen Carriere im Nachstehenden geschildert werden soll.

Hassaurek wurde am 8. October 1832 in Wien in der Spiegelgasse geboren. Sein Vater Franz Hassaurek war ursprünglich wohlhabend, Kaufmann von Beruf, Literat aus Liebhaberei. Zu Grillparzer, Castelli, Deinhardstein und anderen Celebritäten des vormärzlichen Oesterreich stand er in den vertrautesten Beziehungen. Er hatte eine erhebliche Anzahl von Lustspielen, Novelletten, Gedichten und Operntexten geschrieben, worunter sich sein Text zum „Joseph in Aegypten" noch bis heute auf dem Repertoir erhalten hat. Als sehr hervorragendes Mitglied der humoristischen Verbindung „Ludlams-Höhle" wird er von Castelli in dessen Memoiren mehrfach erwähnt. Durch unglückliche Speculationen und vertrauensvolle Groß-

muth verarmt, starb er im Jahre 1836 in sehr bedrängten Verhältnissen in Pötzleinsdorf, wo er factisch die erste Sommerpartei war. Sein Grab mit der folgenden von Castelli verfaßten Grabschrift befindet sich, Dank der Pietät seines Sohnes, noch heute im Zustand bester Erhaltung:

Der hier ruht war ein braver Mann,
Darüber einigen sich alle Stimmen.
Viel Gutes hat er Andern einst gethan;
Darum erlitt er selbst so viel des Schlimmen.
Dort ist Gerechtigkeit, wie nicht auf Erden:
Dort wird auch ihm vergolten werden.

Der junge Hassaurek besuchte das Piaristen-Gymnasium in der Josephstadt in derselben Classe, der auch der verstorbene Dr. Vivenot jun. der jetzige Consul Lippich, Theater-Director Karl Costa, Professor Andreas Runggger und andere bekannte Persönlichkeiten angehörten. Konitschek, Hassaurek und der jetzige Dr. Hotter, Rechts-Consulent in der nieder-österreichischen Sparkassa und Versorgungs-Anstalt, redigirten zusammen im Jahre 1847 unter dem Titel „Parnaß" eine geschriebene belletristische Zeitung, die zweimal im Monat erschien und den Professoren gratis, den Mitschülern gegen eine kleine Vergütung für das Abschreiben geliefert wurde. Die Revolution machte seinen Studien zeitweilig ein Ende. Der am 13. März 1848 gefallene Karl Konitschek, ein sehr talentvoller und vielversprechender Jüngling, gehörte demselben Jahrgang des Piaristen-Gymnasiums an, und war ein intimer Freund Hassaurek's. Strenggenommen hätten die Mitschüler Hassaurek's, die sich beim Ausbruch der Revolution erst im letzten Gymnasial-Jahre befanden, nicht zur akademischen Legion gehört, da diese nur aus wirklichen Universitäts-Hörern bestehen sollte. Aber die jungen Herrchen wollten ebenfalls Soldaten spielen, und hielten nach dem Muster ihrer älteren Vorbilder Versammlungen auf der Dominikaner Bastei ab, um ihr „Recht" geltend zu machen Mitglieder der Legion zu werden. Der kaum sechszehnjährige Hassaurek machte bei dieser komischen Gelegenheit seine ersten oratorischen Versuche. Auf der Aula mit ihrem Verlangen anfänglich zurückgewiesen, ernannten die jungen Gymnasiasten oder „sechsten Lateiner" ein Comité, welches ihre Sache vor den Erzherzog Johann bringen sollte. Hassaurek war der Wortführer desselben und hatte wirklich eine Audienz in der Burg beim Erzherzog Johann, der ihnen mitleidig lächelnd versprach ihr Ver-



langen zu befürworten. Der kindische Wunsch wurde zuletzt erfüllt, und die Schüler der letzten Gymnasial-Klasse dem Philosophen-Corps als dritte Compagnie eingereiht. Dem jungen Hassaurek trug dieser legionäre Ehrgeiz eine leichte Verwundung ein, und zwar am 6. October an der Tabor-Brücke. Da er jedoch außer einem während der ersten Märztage verfaßten und als Flugblatt veröffentlichten Trauergesang auf seinen gefallenen Freund Konitschek, sowie in Folge seiner frühen Jugend, auf keine hervorragende Weise compromittirt war, blieb sein Mitmarschiren als Legionär ohne unangenehme Folgen.

Seine Mutter, eine Schwester des pensionirten Feldmarschalls Baron Vincenz von Abele, hatte sich in der Zwischenzeit wieder verheiratet und war mit ihrem Manne nach Amerika ausgewandert. Sie hatte sich in Cincinnati, im Staate Ohio niedergelassen, wohin ihr der junge Hassaurek nach dem schon im December 1848 erfolgten Tode seines Stiefvaters folgte. Einige Artikel, die er für dortige deutsche Zeitungen schrieb, lenkten die Aufmerksamkeit einiger Redactionen und Herausgeber auf ihn. Die deutsche Presse in Amerika hatte damals noch nicht ihre heutige Bedeutung und Größe erreicht. Es fehlte ihr an genügenden literarischen Kräften, die ihr erst durch die politische Emigration vom Jahre 1849 an zugeführt wurden. Hassaurek fand daher trotz seiner Jugend schnell eine Anstellung in einem neugegründeten Tageblatt, welches den Titel „Ohio Staatszeitung" führte und in welchem er als Uebersetzer der telegraphischen Nachrichten aus dem Englischen, sowie als Redacteur der europäischen Berichte und Miscellen thätig war. Durch einige Freunde in den Stand gesetzt, gründete er bald ein eigenes Blättchen, das wöchentlich erschien und „Der Hochwächter" hieß. Dasselbe war noch ganz angehaucht von dem Geiste der Revolutions-Periode und förderte so manches Unreife und Ueberspannte zu Tage, das mit der Jugend des Verfassers und der wilden Erregtheit jener Zeit entschuldigt werden muß, um so mehr, als ihm die Erfahrung, ein sehr tüchtiger Lehrmeister, bald zu einer ruhigeren und gediegeneren Auffassung der Dinge verhalf.

Trotzdem war es im „Hochwächter" nicht alles Sturm und Drang. Er hat auch verdienstvolle Kämpfe geführt, und einer der verdienstvollsten war sein Kampf gegen das Unwesen der Einwanderungs-Agenten, die in den östlichen Hafenstädten, besonders aber in New-York ein wahres Blutsauger- und Seelenverkäufer-Handwerk trieben. Die

armen der Landessprache unkundigen Einwanderer wurden von jenen Gaunern, die sich ihnen als Landsleute und wohlmeinende Rathgeber präsentirten, auf's grausamste beschwindelt. Namentlich prellten sie sie durch den Verkauf von Fahrbillets, die bis an ihren Bestimmungsort im fernen Westen reichen sollten, sich jedoch schon in östlichen Städten, wie Albany, Buffalo, Erie oder Dunkirk als ungiltig erwiesen, so daß die Betrogenen mit ihren Familien unterwegs liegen bleiben und großes Ungemach erdulden mußten. In vielen Fällen hatten die armen Leute zur Weiterreise kein Geld und waren dem Elend und der Verzweiflung preisgegeben. Zwischen einer jener Firmen, dem Hause Rischmüller & Löscher, das bald darauf den verdienten Untergang fand, auf der einen und dem jungen Hassaurek auf der anderen Seite entspann sich ein Kampf, der Jahre lang dauerte und in Zeitungs-Artikeln, Pamphletten, sowie in den Gerichten geführt wurde. Hassaurek, dem damals nur geringe Geldmittel zu Gebote standen, sollte durch Preß- und Injurien-Prozesse mundtodt gemacht werden, was jedoch nicht gelang. Das große Aufsehen, welches diese Kämpfe erregten, hatte vielmehr zur Folge, daß in New-York, sowohl auf Privatwegen wie auf dem Wege der Gesetzgebung, Maßregeln zum Schutz der Einwanderung und zur Verhinderung des betrügerischen Billet-Verkaufs getroffen wurden. Diese Maßregeln gipfelten zuletzt in der Errichtung des Einwanderungs-Depots von Castle-Garden, d. i. eines Landungsplatzes, der eigens für Emigranten-Schiffe eingerichtet und mit Wartesälen, Waschzimmern und allen nöthigen Bureaux versehen wurde. In diesem konnten diejenigen Einwanderer, welche weiter reisen wollten, ihre Eisenbahn-Billets kaufen, ohne der Gefahr des Betrogenwerdens ausgesetzt zu sein. Für diejenigen, welche in New-York bleiben wollten, gab es ein Arbeits- und Nachweisungs-Bureau, das bald auch von außen Aufträge erhielt. Die Agenten der Gasthöfe hatten keinen Zutritt. Mahlzeiten und Lebensmittel wurden im Local selbst zu mäßigen Preisen geliefert. Die Direction war in den Händen einer Commission, deren Mitglieder theils vom Gouverneur des Staates, theils von der deutschen und irländischen Gesellschaft ernannt wurden. Lange Jahre hindurch entfaltete dieses Institut eine segensreiche Wirksamkeit zum Schutz und Nutzen der Einwanderer. Leider sind ihm in den letzten Jahren theilweise die Mittel entzogen worden, theils ist seine Verwaltung der alles auffressenden Corruption anheimgefallen, und sein Bestehen wird wohl kaum mehr ein langes sein. Die großen Ver-

dienste aber, die es sich während seiner Blüthezeit um die Einwanderung erworben, gehören der Geschichte an und dürfen nicht unterschätzt werden.

Auch an den Kämpfen gegen die damals noch bestehende und ebenso grausame wie unsittliche Neger-Sklaverei betheiligte sich Hassaurek mit der ganzen Gluth jugendlicher Begeisterung, sowohl durch Wort als Schrift. Hier war es auch, wo seine seltene Rednergabe zuerst einen segensreichen Wirkungskreis fand. Er erwarb sich in kurzem einen großen Ruf als Volksredner, und erfreute sich bald einer solchen Beliebtheit, daß selbst seine politischen Gegner ihm mit Vergnügen zuhörten. In den politischen Partei-Verhältnissen der Vereinigten Staaten hatte damals eine große Umwälzung begonnen. Eine neue Partei war entstanden, die sich im Gegensatz zu der herrschenden demokratischen die republicanische nannte, und sich zwar noch nicht die Abschaffung, aber doch vorläufig die Verhinderung der weiteren Ausbreitung der Sklaverei zur Aufgabe machte. In seinem Staate Ohio war Hassaurek einer der Mitbegründer dieser neuen Partei, sowie ein persönlicher Freund des späteren Präsidenten Abraham Lincoln. Die Partei hatte im Anfang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Vor dem Jahre 1855 hatten die Deutschen in Amerika fast durchgängig der demokratischen Partei angehört, weil diese sich der Einwanderung am freundlichsten gezeigt hatte. Auch hatten sich die der Partei-Verhältnisse unkundigen Einwanderer vielfach durch den Namen „demokratisch" bestechen lassen, weil sie glaubten, er bedeute in der amerikanischen Politik dasselbe, wie in Europa, was natürlich nicht der Fall war. Die Namen „Demokraten", „Whigs", „Republicaner" u. s. w. hatten keine andere Bedeutung als die politischer Unterscheidungs-Zeichen. Durch die fremdenfeindliche Bewegung der sogenannten „Know-Nothing-Partei" waren die Deutsch-Amerikaner in ihrer Anhänglichkeit an die sogenannte demokratische Partei noch bestärkt worden, weil diese sich dem Know-Nothingthum entgegen und auf die Seite der Einwanderer gestellt hatte. Es fiel daher schwer die Deutschen von der demokratischen Partei loszureißen, als diese sich im Verlauf der Jahre immer mehr und mehr zu einem blosen Werkzeug der Sklavenhalter herabwürdigte. Für die neu-gegründete republicanische Partei, die Anfangs im Verdacht des Know-Nothingthums stand, mußte daher das Terrain Schritt für Schritt erobert werden; und Hassaurek trug durch seine volksthümliche Beredsamkeit und unermüdliche Thätigkeit mehr als irgend ein anderer Führer zu dem politischen Umschwung bei, der jetzt unter den Deutschen Amerikas eintrat.

Im April 1855 wurde Hassaurek von seinem städtischen Bezirk in den Gemeinderath erwählt, in welchem er vier Jahre (zwei Termine) verblieb, nach deren Ablauf er die ihm angebotene Wieder-Erwählung ablehnte. Als Mitglied dieser Behörde (eines unbesoldeten Ehrenamtes) zeichnete er sich hauptsächlich durch seinen Kampf gegen die strengen puritanischen Sonntags-Verordnungen aus, deren theilweise Milderung er bei verschiedenen Gelegenheiten durchsetzte. Dieser Kampf trug ihm die besondere Opposition der s. g. Know-Nothings, der heftigen Gegner der Einwanderung ein, die damals im Cincinnatier Stadtrath stark vertreten waren. Es kam zu häufigen Wortgefechten, aus denen er fast immer als Sieger hervorging. Besonders eine seiner kurzen Erwiderungen auf die Angriffe seiner Gegner verdient hier erwähnt zu werden, weil sie damals in allen Landestheilen Aufsehen erregte und fast von allen Zeitungen nacherzählt wurde. Einer seiner Gegner, ein fanatisches Mitglied der Know-Nothing-Partei und zugleich ein starrer Puritaner, hatte ihm nämlich im Verlauf der Debatte zugerufen: „daß Cincinnati eine amerikanische, und keine deutsche oder österreichische Stadt sei; daß man in Cincinnati unter amerikanischen Gesetzen und amerikanischen Institutionen lebe; und daß das Land unter diesen Institutionen groß und frei geworden sei. Wenn daher Herrn Hassaurek diese Institutionen nicht behagten, so brauche er nicht hier zu bleiben. Er könne zurückgehen in das Land, aus welchem er gekommen. Aber es sei eine Unverschämtheit, wenn jemand, den man drüben nicht habe brauchen können, jetzt herüber kommen und uns Eingeborenen zum Dank für unsere Gastfreundschaft Gesetze vorschreiben, unsere guten Institutionen nach dem schlechten Muster der alten Welt zuschneiden wolle." Sobald der Redner seinen Angriff geschlossen hatte, richteten sich aller Augen erwartungsvoll auf Hassaurek. Dieser erhob sich äußerlich ruhig, aber voll innerer Erregung, und streckte seinen Gegner mit wenigen Worten in den Sand. „Mein Vorredner", sagte er, „weidet sich darüber, daß ich nicht wie er das Verdienst besitze, auf dieser Seite des Weltmeeres geboren worden zu sein. Leider hat man mich vor meiner Geburt nicht befragt, auf welcher Halbkugel ich geboren werden wollte. Auch an meinen Vorredner ist, so viel ich weiß, diese Frage nicht gerichtet worden. Er hat also kein Recht sich mit etwas zu brüsten, woran er weder Urheberschaft noch mitwirkendes Verdienst beanspruchen kann. Noch weniger hat er ein Recht, meinen Amerikanismus herabzusetzen. Mit Stolz kann ich sagen, daß ich ein besserer Amerikaner bin als er; denn ich bin



ein Amerikaner aus freier Wahl, während er blos Amerikaner aus Zufall ist. Der Unterschied zwischen uns Beiden ist der: Er kam nackt in dieses Land; während ich Rock und Hosen an hatte, als ich kam." Schallendes Gelächter und langandauernder jauchzender Beifall sowohl der Mitglieder wie der stark besetzten Galerien begrüßte diesen glänzenden Nachhieb, und die Know-Nothings im Gemeinderathe vermieden es nach diesem Intermezzo, sich auf einen neuen Waffengang mit Hassaurek einzulassen.

Seinen anstrengenden literarischen und politischen Beschäftigungen hatte er im Verlauf der Jahre die nöthige Zeit abgerungen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Man braucht hierzu im Staate Ohio keine Universität zu besuchen, sondern kann es unter der Privat-Anleitung eines anerkannten Rechtsgelehrten thun, worauf man sich zu der gesetzlich vorgeschiebenen Prüfung melden muß. Diese Prüfung bestand Hassaurek vor einer vom Obergericht des Staates ernannten Commission im Sommer 1857. In Folge dessen zur ausübenden Rechts-Praxis zugelassen, verkaufte er seinen „Hochwächter", der in anderen Händen nicht lang fortlebte, und widmete sich ganz und gar dem Betrieb der Advocatur, in welcher er bei dem mündlichen Gerichts-Verfahren Amerikas seine Rednergabe fast täglich verwerthen konnte. In kurzer Zeit hatte er sich in diesem neuen Wirkungskreise nicht allein einen bedeutenden Namen, sondern auch eine sehr einträgliche Praxis erworben.

Er führte sich dem Publicum gleich im Anfang (1857) durch seine Vertheidigung des Joseph Loeffler vor, dessen Fall einer der merkwürdigsten war die in den Annalen der amerikanischen Criminalistik verzeichnet sind. Loeffler war ein armer deutscher Arbeiter, der von Dämono-Manie besessen war. Dies will nicht etwa sagen, daß er an Hexen und böse Geister blos glaubte; sondern daß er sie sah, hörte und fühlte und sich unablässig von ihnen verfolgt wähnte. In jeder Katze erblickte er eine Hexe. In unschuldigen Personen, die an ihm vorübergingen, glaubte er Dämone zu entdecken. Mehr als einmal vergriff sich Loeffler auf offener Straße an Personen die ihm wildfremd waren, würgte sie am Halse und sah ihnen dann blödsinnig lachend in's Gesicht. Seine Mutter war in seinem Heimathsdorfe in Deutschland allgemein als eine verrückte Person bekannt. Auch sie litt an dem Wahn, daß Hexen und böse Geister sie verfolgten. Loeffler wohnte in der inneren Stadt Cincinnati die in einem Thalkessel liegt, und diente bei

einem sehr wohlhabenden Amerikaner Namens Horton, der auf einem der die Stadt umschließenden Berge eine Villa nebst Gartenanlagen besaß. Auch Loeffler's Frau war im Horton'schen Hause beschäftigt. Der Hexerei hatte er in seinem Wahn die Unglückliche schon lang für verdächtig gehalten. Nun aber begann sich bei ihm auch der Glaube zu entwickeln daß sie mit Horton, seinem Brodherrn, unerlaubten Umgang triebe, und daraus entwickelte sich die Befürchtung, daß die Beiden ihm nach dem Leben trachteten, weil er ihr ehebrecherisches Treiben entdeckt habe. Einige Zinn-Bestandtheile, die er in seiner Frühstücks-Butter bemerkte, und die sich wahrscheinlich von der Blechbüchse losgelöst hatten, in welcher sich die Butter für die Hausdiener befand, hielt er für Quecksilber. Noch an demselben Morgen betrat er mit verstörter Miene eine Apotheke und fragte den dienstthuenden Provisor, ob man jemand mit Quecksilber umbringen könne. Dieser, nichts Arges ahnend, bejahte die Frage, vorausgesetzt daß man dem zu Vergiftenden genug davon eingebe. Nun wurde es Loefflern zur Gewißheit, daß seine Frau und Horton eine schwarze That gegen ihn beabsichtigten, und er beschloß ihnen zuvorzukommen. Er erdrosselte des Nachts seine Frau im Bette, und ging dann auf den Berg in das Haus seines Herrn, zu welchem er als Hausdiener einen Kellerschlüssel hatte. Als er den Keller betrat, flüchtete sich, wie er später aussagte, eine schwarze Katze zwischen das Brennholz, welches dort zum Feueranmachen aufgespeichert war. „Warte, Dich will ich herausräuchern!" dachte er in seinem Wahn und steckte das Holz in Brand. Die Flammen loderten hell auf und theilten sich natürlich bald dem ganzen Hause mit. Horton stürzte in Unterkleidern in die Vorhalle, und wurde dort von Loeffler mit einem zum Kleinmachen des Holzes benützten großen Messer niedergestoßen. Der Mörder begab sich sodann auf einen damals noch unbebauten Grasplatz, in der Nähe des Hauses, legte sich unter einen Baum und schnitt sich mit demselben Messer den Hals durch. Auch die Pulsadern an beiden Händen suchte er sich aufzuschneiden. Man fand ihn in seinem Blute schwimmend, und brachte ihn ins Spital, wo er Dank seiner eisernen Körper-Constitution bald wieder hergestellt wurde, so daß ihm der Prozeß gemacht werden konnte.

Die That war selbstverständlich im Wahnsinn begangen worden; und wohl nie war eine Vertheidigung auf diesen Grund hin so gerechtfertigt, wie in diesem Falle. Aber die Wahnsinns-Vertheidigung war



gerade zu jener Zeit häufig und erfolgreich zu Gunsten von wirklichen Verbrechern misbraucht worden. Die öffentliche Meinung war empört und verlangte ein Opfer. Loeffler war ein armer Teufel, der keine Freunde hatte und überdies ein Eingewanderter war. Aufgeregte Menschenmassen füllten die Räume des Justiz-Gebäudes und verlangten drohend seinen Tod. Der Unglückliche wäre sicher gehängt worden, wenn ihn nicht die unermüdliche Ausdauer Zähigkeit und Energie Hassaurek's gerettet hätte, dessen Anstrengungen es zuletzt gelang einen derartigen Justiz-Mord zu verhindern. Die Erfahrung zeigte bald, daß seine Annahme der Unzurechnungs-Fähigkeit Loeffler's vollkommen richtig war. Ins Staatszuchthaus auf lebenslänglich abgeliefert, hielten die Beamten seinen Wahnsinn zuerst für Verstellung, die sie durch energische Strafmittel zu brechen suchten; aber ohne Erfolg. Weder Dunkel-Arrest noch Hungerzelle, noch das in amerikanischen Zuchthäusern gebräuchliche schreckliche Schauerbad, wobei man den Kopf des Arrestanten fest in einen durchlöcherten Balken zwängt, und ihm dann einen starken ihn fast erstickenden Wasserstrom auf Gesicht und Mund laufen läßt, weder diese noch andere ähnliche Disciplinar-Mittel konnten ihn aus seinem Stumpfsinn reißen. Die Beamten sahen bald ein, daß sie es mit einem wirklichen Wahnsinnigen zu thun hatten. Loeffler ist noch am Leben und befindet sich im Irrenhause zu Columbus, Ohio, in der Abtheilung für unheilbare Gefangene.

* * *

Die Wogen der Aufregung stiegen von Jahr zu Jahr höher, und es fehlte bei den Versammlungen der Gegner der Sklaverei nicht an tumultuarischen Auftritten. Auch versuchten es die Gegner häufig mit gewaltsamen Störungen, die Hassaurek jedoch fast immer durch guten Humor und Festigkeit zu beruhigen wußte. Aus seiner an solchen Vorfällen reichen Carrière als Volksredner will ich zwei oder drei der interessantesten hervorheben.

Hassaurek's Ruf hatte sich in den verschiedensten Landestheilen verbreitet, und aus einer Menge von Staaten und Städten gingen ihm Einladungen zu, dort deutsche oder englische Reden zu halten, so daß er während eines wichtigen Wahlkampfes fast unausgesetzt auf Reisen war. So sollte er im Sommer 1856 in der Stadt Dayton in Ohio eine Rede halten. Die dortigen Deutschen gehörten jedoch fast



durchgängig der Gegenpartei an, und wollten ihn nicht zu Wort kommen lassen. Sie ließen ihn daher keine zwei Minuten fortsprechen, ohne ihn durch Tumult Stampfen Pfeifen und Schreien zu unterbrechen. Hassaurek erklärte zuletzt mit der größten Ruhe, daß er gekommen sei um in Dayton eine Rede zu halten, und daß er es unter allen Umständen thun werde. „Wenn Sie mich daher", so sagte er, „heute nicht sprechen lassen, so werde ich morgen wieder am Platze sein. Wenn Sie mich morgen wieder unterbrechen, so ist übermorgen auch noch ein Tag. Loswerden können Sie mich nicht eher, als bis ich meine Rede ungestört und ungehindert beendet habe, und wenn ich einen Monat hier bleiben müßte. Wollen Sie mich also von hier fort haben, so geben Sie sich lieber gleich heute in das Unvermeidliche und lassen Sie mich ausreden, wie Sie es als anständige Leute verpflichtet sind. Wer mich nicht hören will, der braucht ja nicht hier zu bleiben. Es ist niemand gezwungen mir zuzuhören. Wer mich aber hört, der möge als vernünftiger Mensch nach den Worten des Apostels handeln: Prüfet alles und das beste behaltet." Dies wirkte. Der Tumult legte sich und Hassaurek konnte nicht allein seine Rede vollenden, sondern hatte auch die Genugthuung, daß nach Beendigung derselben viele seiner Gegner auf ihn zukamen, ihm die Hand schüttelten und ihm sagten, daß sie selbst seiner Ansicht geworden seien.

Bei einer andern Gelegenheit ging es nicht so glatt ab. Es dürfte den Lesern des Jahrbuches nicht unbekannt sein, daß in den Vereinigten Staaten politische Versammlungen häufig im Freien abgehalten werden, auf Marktplätzen, an Straßen-Ecken, vor den Gerichts- oder städtischen Gebäuden rc. Eine solche Versammlung fand im Jahre 1856 während des Präsidenten-Wahlkampfes auf einem freien Platze im deutschen Stadtviertel von Cincinnati statt, und zwar in einer Nachbarschaft, in welcher meistens Gegner der neuen Partei wohnten. Unter ihnen befand sich eine Anzahl junger verwahrloster Bursche, denen es auf eine gelegentliche Rauferei oder Gewaltthätigkeit nicht ankam. Zuerst warfen sie Steine auf die Rednerbühne, und suchten den Redner dadurch einzuschüchtern. Hassaurek aber behauptete sich mit entschlossener Ruhe auf seinem Posten und sprach weiter. Die Polizei, die der Gegenpartei angehörte, schloß geflissentlich die Augen. Die Raufbolde dadurch ermuthigt schickten sich an, die Rednerbühne zu stürmen um den Redner herunterzureißen. Da zog Hassaurek einen Revolver aus der Tasche, zeigte ihn der



Versammlung, legte ihn dann vor sich auf den Tisch und sagte daß er den Ersten damit niederschießen würde, der es wagen sollte Hand an ihn zu legen. Dieses Auftreten imponirte der wilden Rotte. Sie verstummte und zog bald darauf von dannen. Solche Roheiten und Gewaltthätigkeiten trugen immer mehr dazu bei, die Partei, die sich derselben schuldig machte, in Miscredit zu bringen und der neuen Partei die Sympathien der nüchternen und anständigen Bevölkerungs-Elemente zuzuwenden.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich im Jahre 1860, als Hassaurek in englischer Sprache vor einer politischen Versammlung in Covington im Staate Kentucky eine Rede halten sollte. Kentucky war damals noch ein Sklavenstaat, und die Sklavenhalter-Partei ging fast immer mit fanatischer Intoleranz und Gewaltthätigkeit zu Werke. Hassaurek hatte kaum die Rednerbühne betreten, als er von einem Sturm von Feindseligkeits-Bezeugungen und tobendem Lärm begrüßt wurde. Die Kentuckier waren entrüstet, daß ein Fremdgeborener es wagen sollte auf ihrem eigenen Grund und Boden ihr Institut der Sklaverei anzutasten. Hassaurek's Freunde befürchteten daß der Mob sich an ihm vergreifen würde, und beschworen ihn daher sich zu entfernen. Doch er ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er würde es für eine Schande gehalten haben unter solchen Umständen das Feld zu räumen. Er benutzte daher einen Moment der Stille um zu sagen: „Die, die mich hier unterbrechen, können keine Demokraten sein; denn der wahre Demokrat ehrt die Redefreiheit. Es können keine wahren Amerikaner sein; denn Amerikaner würden nicht die Grund-Bedingungen republikanischer Freiheit mit Füßen treten. Noch weniger können es Kentuckier sein; denn Kentuckier sind berühmt wegen der Gastfreundschaft und Großmuth womit sie dem Fremden begegnen." Die Wirkung dieser Worte war elektrisch. Der Misfalls-Sturm verwandelte sich in Beifall, und man ließ den Redner ungestört fortfahren.

* * *

Mit der Präsidentschaft des edlen Abraham Lincoln begann eine neue Aera für das deutsche Element in Amerika. Unter keinem Präsidenten vor ihm — und ich muß leider hinzufügen auch nach ihm — sind so viele hervorragende und fähige Deutsche mit Aemtern und Würden ausgezeichnet worden, wie unter Lincoln. Die Leser des Jahrbuches wissen, daß es in den Vereinigten Staaten keinen regulären Staatsdienst und

keine reguläre diplomatische Carrière gibt. Die Aemter werden dazu benützt die der Partei geleisteten Dienste zu belohnen. Sie werden natürlich immer nur mit Anhängern der herrschenden Partei besetzt. Kommt eine Partei ans Ruder so besteht ihr erstes Geschäft darin, die geschlagenen Gegner aus den einheimischen Bundesämtern, sowie aus den auswärtigen Gesandtschaften und Consulaten zu entfernen und diese Preise unter ihre eigenen Anhänger zu vertheilen. Selbstverständlich ist dies ein großer Unfug, weil dadurch sehr häufig Unbefähigte oder Unerfahrene in Stellen kommen denen sie nicht gewachsen sind; aber der Amerikaner hat ein merkwürdiges Talent sich in die verschiedensten Lebens- und Berufs-Verhältnisse hineinzuarbeiten, und wir begegnen daher vielen amerikanischen Consuln und Diplomaten, die trotz ihrer anfänglichen Unerfahrenheit in Verlauf weniger Jahre höchst tüchtige Beamte geworden sind.

Auch Hassaurek war in dieser Beziehung ein echter Amerikaner. Zur Belohnung der Verdienste, die er sich um die Begründung Ausbreitung und den endlichen Erfolg der Anti-Sklaverei-Partei erworben hatte, wurde er vom Präsidenten Lincoln gleich in den ersten Wochen nach seinem Amtsantritt zum Gesandten (Minister-Residenten) in der süd-amerikanischen Republik Ecuador ernannt, und wie sehr er sich in diese Stellung zu finden wußte, werde ich später erwähnen.

Nachdem seine Anstellung bekannt geworden war, begab er sich zum Präsidenten und bedankte sich bei ihm dafür, daß er ihm die höchste Stelle gegeben habe über welche die Administration zu verfügen hätte. Quito, die Hauptstadt der Republik Ecuador, liegt nämlich zwischen 9000 und 10.000 Fuß über der Meeresfläche. Abraham Lincoln, der einen guten Witz zu würdigen wußte, lachte herzlich darüber, erzählte ihn den Mitgliedern seines Cabinets und verschiedenen anderen Besuchern, bis er zuletzt in die Zeitungen gelangte.

Bevor Hassaurek nach Süd-Amerika abreiste, übertrug er seine unerledigten Rechtsgeschäfte an eine neugegründete Advocaten-Firma (amerikanische Advocaten prakticiren nämlich häufig in Compagnie) die aus den Herren R. B. Hays und L. Markbreit bestand. Letzterer war ein Stiefbruder Hassaurek's und wurde später Gesandter in Bolivia. Ersterer trat bald darauf in die Armee und wurde General, später Congreß-Repräsentant und zuletzt Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Reise von New-York nach Quito, der Hauptstadt Ecuador's, ist eine langwierige und beschwerliche. Zuerst fährt man mit einem Dampf-

schiff nach Aspinwall in Central-Amerika, von dort mit der Eisenbahn über den Isthmus von Panama nach der Hafenstadt Panama, wo man sich abermals einschifft und das stille Meer hinunter nach Guayaquil fährt, dem Haupthafen der Republik Ecuador. Die Reise von New-York nach Guayaquil dauert zum wenigsten vierzehn Tage, manchmal auch drei Wochen. Guayaquil liegt in einer herrlichen Landschaft, umwachsen von der üppigsten tropischen Vegetation. Kleine Dampfschiffe fahren den Guayas-Fluß bis zur Station Bodegas hinauf, wo die Landreise beginnt die zu Pferd oder Maulthier gemacht werden muß, weil es in jener Gegend noch keine Fahrstraßen gibt. Der tropische Wald muß zuerst durchritten werden, bis man den Fuß der Andengebirge erreicht und langsam die Höhen hinauf zu den Tafel-Ländern steigt. Die Ecuadorianer sagen mit Recht: „Unsere Straßen sind Wege für Vögel, aber nicht für Menschen." Der Weg geht bald durch Wälder und Moräste; bald an schwindelnden Abgründen vorbei, einen steilen Berg hinauf und einen andern herunter, wobei Schluchten und Engpässe und brückenlose reißende Ströme durchschritten werden müßen. Dabei werden bei Regenwetter die Straßen so schlüpfrig daß sich die Pferde kaum auf den Füßen halten können, sondern oft pfeilschnell den Abhang hinunterschießen. Diejenigen unserer Soldaten, die den Feldzug in Bosnien mitgemacht haben, werden sich einen ungefähren Begriff von südamerikanischen Reise-Routen machen können. Der Riesenberg Chimborazo wird auf einer Höhe von 15.000 Fuß passirt. Und an dem feuerspeienden Berg Cotopaxi führt der Weg dicht vorüber. Es ist eine Reise, die an malerischer Schönheit, haarsträubendem Interesse, romantischer Wildheit, sowie an wissenschaftlichem Reichthum ihresgleichen sucht. Hassaurek machte diese Reise, die durchschnittlich fünf bis sieben Tage dauert, wenigstens ein dutzendmal, wie er überhaupt während seines vierjährigen Aufenthaltes jenes geheimnisvolle Wunderland nach allen Richtungen kennen lernte.

Man sollte kaum glauben, daß sich am Ende einer solchen Route eine civilisirte Stadt befinden könnte. Und doch ist die Hauptstadt Quito eine sehr schöne Stadt, mit eleganten Häusern und Palästen, prachtvollen Kirchen, riesigen Klostergebäuden, gut gepflasterten Straßen und mit allem Luxus von bequem gelegenen und leichter zugänglichen Städten. Trotzdem z. B. Pianos auf dem Rücken von Indianern nach Quito getragen werden müßen, weil solche Instrumente für eine Maulthier-Ladung zu groß und zu schwer sind, befinden sich Hunderte von Pianos

dort, und eine Menge von Leuten die sie mit künstlerischer Virtuosität zu spielen wissen. Das Klima des Tafel-Landes von Quito ist herrlich. Es ist vielleicht das gesundeste und angenehmste der Welt, nicht heiß und nicht kalt — ein ewiger Frühling. Es gibt blos zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine Regenzeit. Die Früchte aller Zonen vereinigen sich in den Märkten von Quito. In wenig Stunden kann man in die heißen Thäler hinuntersteigen, wo das Zuckerrohr und die Orange wächst. In wenig Stunden kann man in die kalten Regionen hinaufsteigen, wo alle Vegetation aufhört und ewiger Schnee beginnt. Das Tafel-Land von Quito selbst erzeugt die Producte der gemäßigten Zone, Weizen, Kartoffeln, Gerste u. s. w. Schade, daß bei einem solchen Klima und solcher Fruchtbarkeit häufige Erdbeben das Leben unsicher machen, und oft ganze Städte und Districte verwüsten. Und eben so vulcanisch wie der Boden ist der politische Charakter seiner Einwohner. Revolutionen und Bürgerkriege wechseln ab mit Kriegen gegen die Nachbar-Republiken. Von geregelter republikanischer Freiheit ist keine Rede. Die Regierung ist eine rein willkürliche. Wer sich die Unterstützung des schlecht oder gar nicht bezahlten Militairs erkaufen oder durch Versprechungen sichern kann, der ist Herr des Augenblicks, bis er von einem glücklicheren Parteigänger gestürzt wird. Trotzdem bestehen die hohen Gesellschafts-Kreise zum großen Theile aus Leuten von feinster Bildung und Hoch und Niedrig zeichnet sich durch die verbindlichsten Umgangs-Formen und elegantesten Manieren aus. Doch wer mehr über jenes merkwürdige Land, dessen Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Geschichte erfahren will, dem empfehlen wir (vorausgesetzt daß er Englisch lesen kann) Hassaurek's Werk „Vier Jahre unter Spanisch-Amerikanern", das er im Jahre 1867 nach seiner Rückkehr nach Nord-Amerika in New-York und London erscheinen ließ. Ich muß hier nämlich bemerken, daß Hassaurek die englische Sprache sowohl auf der Rednerbühne wie mit der Feder mit derselben Gewandtheit und Leichtigkeit handhabt, wie seine deutsche Muttersprache. Das Werk ist das vollständigste und zuverlässigste, das über jenen Theil Süd-Amerikas geschrieben wurde, und hat überall die ehrendste Aufnahme von Seite der Kritik gefunden. Ein Beweis seiner Popularität liegt darin, daß erst im vorletzten Jahre, also dreizehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, eine neue Auflage nothwendig wurde.

In seiner Eigenschaft als Gesandter schloß Hassaurek mit Ecuador einen Vertrag zur Erledigung der schwebenden Forderungen und Ansprüche



amerikanischer Bürger ab, von denen viele noch aus den Zeiten der alten Republik Columbia herstammten, zu welcher das heutige Ecuador als integrirender Theil gehört hatte. Diese Forderungen sollten durch eine sogenannte gemischte Commission (ein internationales Schiedsgericht) erledigt werden, bestehend aus je einem Vertreter der beiden Regierungen und einem Unparteiischen. Hassaurek hatte sich durch seine geschickte Führung der Gesandtschafts-Geschäfte bereits derart das Vertrauen seiner Regierung erworben, daß diese ihn zum amerikanischen Mitglied des Schiedsgerichtes ernannte. Seine sorgfältig ausgearbeiteten Gutachten, besonders in den alten columbianischen Fällen, trugen ihm die ehrenvolle Anerkennung europäischer Diplomaten ein. So z. B. war Sir Frederick Bruce, der englische Gesandte in Washington, zum Schiedsrichter einer ähnlichen Commission ernannt worden, die ganz dieselben Fälle in Bezug auf Neu-Granada verhandelte, welches ebenfalls ein Theil der alten Republik Columbia gewesen war. Sir Frederick Bruce gab kein eigenes Gutachten ab, sondern schickte einfach eine Abschrift des Hassaurek'schen Gutachtens ein, mit der höchst schmeichelhaften Erklärung, daß Hassaurek die Frage erschöpfender und treffender klar gelegt habe, als er (Sir Bruce) es im Stande wäre. Eine solche Anerkennung seines völkerrechtlichen Wissens war gewiß eine hohe Auszeichnung für ein in einen amerikanischen Diplomaten verwandeltes Wiener Kind.

Im Jahre 1864 kehrte Hassaurek auf Urlaub nach den Vereinigten Staaten zurück und zwar aus zwei Gründen: 1. um sich an dem damaligen Präsidenten-Wahlkampfe als Volksredner im Interesse der Wiedererwählung Abraham Lincoln's zu betheiligen, und 2. um sich für die Befreiung seines Stiefbruders, des Obersten L. Markbreit, zu verwenden, der von den insurgirten Südländern im Verlauf des Unions-Krieges gefangen genommen worden war und als Geißel für einen zum Tode verurtheilten Rebellen-Officier festgehalten wurde. Die Südländer behandelten ihre nördlichen Gefangenen, besonders diejenigen die sie zu Geißeln gemacht hatten, auf's grausamste und ließen sie beinahe Hungers sterben. Hassaurek gerieth beim Betrieb dieser Angelegenheit mit dem berüchtigten General Butler von Massachusetts in Conflict, der sich allen Auswechslungen von Gefangenen hindernd in den Weg gestellt und namentlich die Befreiung Markbreit's durch ungeschickte Manöver hintertrieben hatte. Gegen die Handlungsweise Butler's appellirte Hassaurek an den Präsidenten, der die Angelegenheit dem Ober-Commandirenden

General Grant zur Entscheidung überwies. Hassaurek reiste nun in's Hauptquartier des Letzteren, der ihn auf's freundlichste empfing, ihn einlud sein Gast zu sein und ihm ein Zelt anweisen ließ. Acht bis zehn Tage brachte nun der beurlaubte Diplomat in Grant's Lager in City Point (Virginien) zu, und der Ober-General traf nach Anhörung der Gründe und Untersuchung der Thatsachen sofort die nöthigen Maßregeln zur Befreiung Markbreit's, die auch bald darauf erfolgte.

Nachdem Hassaurek dieses Werk der Bruderliebe vollendet und den Wahlkampf bis zur Wiedererwählung des großen Lincoln mit durchgekämpft hatte, kehrte er im März 1865 auf seinen Posten in Süd-Amerika zurück, wo er bis zum Anfang des Jahres 1866 verblieb. Nun aber eröffnete sich ihm eine neue und namentlich in pecuniärer Beziehung vielversprechende Carrière, die ihn dazu veranlaßte, seinen ihm allerdings sehr liebgewordenen Posten freiwillig niederzulegen und nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren.

* * *

Der damalige Eigenthümer des deutschen täglichen „Volksblattes“ in Cincinnati, einer der größten ältesten und einflußreichsten Zeitungen des amerikanischen Westens, hatte sich von seinem Geschäfts-Theilhaber getrennt und sah sich nach einem neuen um, der wo möglich einen Ruf als Journalist und Politiker haben sollte. Sein Augenmerk richtete sich auf Hassaurek und er machte ihm das Anerbieten, sich als gleichberechtigter Theilhaber in das Geschäft einzukaufen und zu gleicher Zeit die Leitung der Redactions-Angelegenheiten zu übernehmen. Hassaurek nahm, da ihm sehr vortheilhafte Bedingungen gestellt wurden, das Anerbieten an und trat im Februar 1866 in das „Volksblatt“ ein, in welchem er seit jener Zeit thätig geblieben, und durch welches er im Verlauf der Zeit zum wohlhabenden Manne geworden ist. Das „Volksblatt“ erscheint seit dem Jahre 1835 und ist somit beinahe ein halbes Jahrhundert alt. Es erscheint in drei verschiedenen Ausgaben: einer täglichen, einem Wochenblatt in welchem der Hauptinhalt des Tageblattes zusammengestellt und das hauptsächlich in den Land-Districten gehalten wird, und einem Sonntagsblatt welches mehr der Unterhaltungs-Lectüre, besonders auf dem Gebiete der Belletristik gewidmet ist, und den Titel: „Westliche Blätter“ führt. Die



tägliche Ausgabe hat innerhalb der Stadtgränzen von Cincinnati eine größere Circulation, als irgend ein anderes dort erscheinendes deutsches oder englisches Blatt. Es muß nämlich hier bemerkt werden, daß Cincinnati eine deutsche Bevölkerung von wenigstens 80- bis 90.000 Seelen hat. Die Deutschen bilden ungefähr den dritten Theil der Gesammt-Bevölkerung. Ein anderes Drittel besteht aus Irländern und der Rest aus eingebornen Amerikanern. Das wöchentliche „Volksblatt" circulirt in Tausenden von Exemplaren im Westen, Nordwesten und Süden der Union. Selbst in einigen der östlichen Staaten, besonders in Pennsylvanien, wird es stark gehalten. Die „Westlichen Blätter" haben eine noch größere Circulation und haben sich vor wenigen Jahren durch eine Preis-Ausschreibung für die drei besten deutsch-amerikanischen Original-Novellen ein besonderes Verdienst um die Sache der deutschen Belletristik in Amerika erworben.

Die Redaction einer täglichen Zeitung in Amerika erfordert die angestrengteste Thätigkeit. Sie wird nicht eher geschlossen, als bis das Blatt früh Morgens zur Presse geht. Die telegraphischen Nachrichten laufen erst des Abends ein, und die wichtigsten, besonders die Kabel-Depeschen aus Europa oft erst nach Mitternacht. In einer deutschen amerikanischen Redaction müßen diese Depeschen, da sie in englischer Sprache einlaufen, erst in's Deutsche übersetzt werden. Dann werden sie gesichtet und mit passenden Ueberschriften versehen; und wenn sie irgend eine wichtige oder besonders interessante Nachricht enthalten, muß, und wenn es nach Mitternacht wäre, noch ein redactioneller Commentar darüber geschrieben werden, für die Seite welche die Leitartikel enthält. Mit ebenso großer Sorgfalt wird das Local-Departement verwaltet. Wenn irgendwo spät in der Nacht in der Stadt ein Feuer ausbricht, ein Unglück geschieht oder ein Verbrechen begangen wird, muß schon am nächsten oder besser gesagt noch an demselben Morgen ein Bericht darüber in der Zeitung sein, wenn sie die scharfe Concurrenz mit anderen Blättern aushalten will. Ausführliche Kritiken über theatralische und Opern-Vorstellungen, und wenn sie bis gegen oder nach Mitternacht dauern, müßen ebenfalls schon am nächsten Morgen in der Zeitung stehen; ebenso Berichte über bemerkenswerthe Reden und Vorträge, die am Abende vorher bei politischen oder literarischen Versammlungen gehalten wurden. Die Leser des Jahrbuches werden daraus ersehen, daß das Redactions-Personal einer amerikanischen Zeitung nicht auf Rosen

gebettet ist. Die Leute müßen gewöhnlich die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen.

Das „Volksblatt“ hat eine sogenannte Bullock-Presse — sie führt diesen Namen nach ihrem Erfinder — eine Dampfpresse, welche in einer Stunde 10.000 bis 12.000 Exemplare drucken kann. Und zwar werden die Zeitungen von dieser Presse nicht allein gedruckt, sondern auch gefalzt, an den Enden aufgeschnitten und in der Mitte, wie ein gebundenes Heft zusammengeklebt. Diese complicirte Maschine, welche trotz ihrer tausendfachen Räder Walzen Cylinder und Messer mit der größten Sicherheit arbeitet, kostet über 30.000 Dollars oder ungefähr 75.000 Gulden nach österreichischem Gelde.

* * *

Trotz seiner angestrengten journalistischen Thätigkeit fand Hassaurek die Zeit, sich den Musen zuzuwenden. In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus Süd-Amerika erschien unter dem Titel: „Welke Blüthen und Blätter“ im Verlag von M. & R. Burgheim in Cincinnati ein Bändchen von Gedichten, die auch in Europa gelesen zu werden verdienen. Einige davon waren schon vor Jahren im „Hochwächter“ erschienen; andere hatte er für die „Westlichen Blätter“ geschrieben. Einige davon behandeln südamerikanische Gegenstände. Einige wenige sind freie Uebersetzungen aus anderen Sprachen. Fast alle athmen eine schwermüthige düstere Stimmung, die wohl in den damals sehr unglücklichen häuslichen Verhältnissen des Verfassers ihren Grund hatte. Die meisten derselben lassen uns bedauern, daß der Dichter die Leier zur Seite gelegt und seit vielen Jahren nur in Prosa geschrieben hat.[1])

Sein bedeutendstes Werk ist jedoch das in englischer Sprache verfaßte „Geheimnis der Anden“. Es ist ein historischer Roman, der in Quito spielt, ungefähr sechzig Jahre nach der Entdeckung und Eroberung Peru's durch die Spanier. Das „Geheimnis der Anden“ ist der vergrabene oder versteckte Inka-Schatz, nach welchem in Bolivia Peru und Ecuador drei Jahrhunderte lang gesucht wurde und heute noch gesucht wird, ohne daß er bis jetzt gefunden werden konnte. Zahllose Legenden, einige von hochpoetischem Werthe, verdanken dem Glauben an

---

[1]) Wir behalten uns vor, im nächsten Bande dieses Jahrbuches zwei lyrische und ein episches Gedicht unseres americanisirten Wieners dem geneigten Leser vorzuführen.



diesen geheimnisvollen Schatz ihren Ursprung. Einige verlegen ihn in die Tiefen des Sees Titicaca, andere in die Wildnis der Llangarati-Berge, wieder andere in die nächste Umgebung von Quito. Hassaurek hat die letztgenannte Localität gewählt und der Sage einen historischen und psychologischen Hintergrund gegeben, der von erschütternd tragischem Interesse ist.

Zum Verständnis der Leser des Jahrbuches ist es nöthig etwas weiter auszuholen. Als die Spanier den unglücklichen peruanischen Inka Atahualpa hinterlistiger Weise in ihr Lager gelockt und zum Gefangenen gemacht hatten, bemerkte dieser die Gier womit die fremden bärtigen Männer überall nach Gold und Silber suchten. Er erbot sich daher zur Wiedererlangung seiner Freiheit, das Gemach in welchem er gefangen gehalten wurde, so hoch als seine ausgestreckten Arme reichen konnten, mit goldenen und silbernen Gefäßen zu füllen. Zu diesem Zwecke sandte er in alle Theile seines großen Reiches Befehle, das Gold und Silber aus den Tempeln und Palästen zu nehmen und nach Cajamarca zu schaffen, wo sich das spanische Lager befand. In allen Theilen und Städten des Reiches wurde diesem Befehl Gehorsam geleistet, nur in Quito nicht; denn dort hatte ein Usurpater, ein Feldherr Namens Riumñagui die Zügel der Regierung an sich gerissen, die Prinzen des königlichen Hauses abschlachten lassen und sich selbst zum Herrscher ausgerufen. Er hatte das kleine Häuflein der Spanier gesehen, das sich seines Herrn des Inka's bemächtigt hatte, und glaubte, auf seine numerische Uebermacht gestützt, sich in den Bergen von Quito mit Leichtigkeit der fremden Eindringlinge erwehren zu können. Seine Täuschung war jedoch von kurzer Dauer. Gegen Schießgewehre, Pferde und eiserne Panzer konnten seine nackten Indianer nicht standhalten, und unaufhaltsam zogen die Spanier unter der Führung Benalcazar's gegen Quito heran. Auch leisteten die Indianer-Massen, die dem Inca-Hause im Herzen treu waren, dem Usurpator nur ungern Gehorsam, und bald sah er ein daß seine Sache verloren war. Aber die Spanier sollten sich der ersehnten Früchte ihres Sieges nicht erfreuen. Der Indianer-General zündete die Stadt an allen Ecken und Enden an, tödtete die Sonnen-Jungfrauen damit sie den Eroberern nicht in die Hände fielen, und schleppte den großen königlichen Schatz mit sich in die Gebirge, wo er ihn vergrub oder in einen See versenkte. Durch einen seiner Diener verrathen, fiel er bald darauf nebst seinen bedeutendsten Häuptlingen

dem spanischen Feldherrn Benalcazar in die Hände, der ihn und eine Menge seiner Getreuen auf die Folter spannen ließ, um ihnen das Geheimnis des Schatzes abzupressen. Aber ein Indianer der schweigen will schweigt. Selbst die größten Qualen können ihn nicht dazu bringen ein Geheimnis seiner Race zu verrathen. Auch Rumiñagui und die Seinigen schwiegen, und wurden von den entrüsteten Spaniern hingerichtet. Ihr Geheimnis nahmen sie mit in's Grab. Wie oben bemerkt, hatte der ehrgeizige Usurpator die Prinzen und Prinzessinen des königlichen Hauses, die er durch List in seine Gewalt bekommen, hinrichten lassen. Es war ihm jedoch eine entgangen, ein Enkelkind des Inca, das durch einen getreuen Caziquen Namens Cunduragu gerettet und auferzogen wurde, damit sie den Spaniern nicht in die Hände fallen sollte, die zur Befestigung ihrer eigenen Macht alle möglichen Thronerben aus dem Wege räumten. Diese (allerdings nicht historische) Prinzessin Toa ist die Heldin des Hassaurek'schen Romans. Ihr wendet sich die Loyalität des Indianer-Volkes von Quito zu, das in ihr seine rechtmäßige Beherrscherin erblickt. Ihr wird freiwillig das Geheimnis des Schatzes entgegen gebracht, das die spanische Folter den Indianern nicht erpressen konnte. Ihren Befehlen gehorcht ihr Volk blindlings in allen Theilen des alten Königreichs Quito, durch dessen Traditionen auch die weibliche Erbfolge gerechtfertigt war. Aber sie darf sich nicht offen zeigen, sondern hält heimlich ihren Hof, um den auf sie fahndenden Spaniern nicht in die Hände zu fallen, bis sie zuletzt für diese zu einer Art Mythe geworden ist.

Geleitet von der Staatskunst ihres Erretters aus des Usurpators mörderischer Hand, faßt sie den Plan ihr Volk von dem Druck der Fremdherrschaft zu befreien. Aber sie ist zu weise um das unmögliche zu versuchen. Eine blose Indianer-Erhebung wäre hoffnungslos. In der Zwischenzeit sind aber auch die spanischen Colonisten, die Nachkommen der Eroberer, misvergnügt und rebellisch geworden. Philipp II. hat das von seinem Vater Karl feierlich gegebene Wort gebrochen, daß Peru auf ein Jahrhundert lang von der drückenden spanischen Steuer, Alcabala genannt, befreit bleiben sollte. Eine Revolution bedroht Peru, und in Quito sind die Flammen der Empörung bereits zum Ausbruch gekommen. Toa's weiser Rathgeber Cunduragu entwirft folgendes Project: Für den Fall daß den Indianern ihre Befreiung von der sie decimirenden Leibeigenschaft zugesichert wird, sollen diese die Revolution der Creolen

unterstützen; ein Creole von edelstem Blut soll zum König ausgerufen werden und sich mit Toa, der Erbin Atahualpa's vermählen, Peru soll von Spanien losgerissen und auf diese Weise sowohl Indianern wie Creolen ihre Freiheit gesichert werden.

Dies ist der Plan, allein er scheitert 1. an der unglücklichen Wahl Toa's, deren liebendes Herz sich einem zwar guten, aber schwachen und unschlüssigen jungen Manne zugewandt hat, der im kritischen Momente der Entscheidung immer den Eingebungen der nächsten Umgebung folgt und in die Netze einer reichen, aber herz- und treulosen Creolin Dolores Solando geräth, deren Vater es mit Spanien hält; 2. an der Abneigung der reichen creolischen Gutsbesitzer gegen eine Allianz mit den Indianern, deren Knechtschaft gerade die Quelle des Reichthums ihrer Bedrücker ist; und 3. an der Staatskunst Philipp II. der insgeheim einen der creolischen Edelleute Manuel Paredes veranlaßt hat, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, um sie hernach um so besser verrathen zu können. Während die Partei der Aufständigen die größten Anstrengungen macht, um eine Armee in's Feld zu stellen und sie mit allem nöthigen zu versorgen, kommen die Befehlshaber nie zum handeln, sondern schieben unter allen möglichen Vorwänden die zu führenden Schläge immer weiter hinaus, bis es zuletzt zu spät geworden ist.

Prinzessin Toa hat ihre Hand und mit ihr die Krone des zu begründenden Reiches dem jungen Grafen Carrera angeboten, der sich der Bewegung in ihren ersten Stadien mit dem Feuereifer einer poetischen Seele angeschlossen hat. Die plötzliche Erkrankung seines Onkels, des reichsten Mannes im ganzen Lande, dessen Erbe er ist, ruft ihn im entscheidenden Momente von Quito weg an dessen Sterbelager. Aber der Oheim stirbt nicht gleich, sondern lebt noch Wochen lang, während welcher er durch die schlagenden Argumente des erfahrenen praktischen Weltmannes seinen Neffen von der Hoffnungslosigkeit einer Erhebung gegen Spanien, damals das mächtigste Reich der Erde, zu überzeugen weiß und ihm das Versprechen abnimmt, der abenteuerlichen dem Tode geweihten Allianz mit der geächteten Indianer-Königin zu entsagen, und sich um die Hand der schönen und loyalen Dolores Solando zu bewerben. Toa, verletzt durch das lange Schweigen des vermeintlichen Geliebten, hat nicht versucht während seiner Abwesenheit mit ihm in Verbindung zu treten. Endlich kehrt er nach Quito zurück. Dolores,



handelnd im Interesse der spanischen Partei deren Seele sie ist, bemächtigt sich seiner noch am Abend seiner Rückkehr und nimmt ihm das Versprechen ab, alle Anerbietungen der Unabhängigkeits-Partei zurückzuweisen. Zu gleicher Zeit verstrickt sie ihn in das Netz ihrer verrätherischen Liebe, der er später als ihr Gatte zum Opfer fällt.

Ein Volksauflauf am andern Tage bietet ihm die Krone an. Carrera — und hier bewegt sich der Verfasser auf dem Boden erwiesener geschichtlicher Thatsachen — weigert sich dies Geschenk anzunehmen, wird von dem künstlich aufgestachelten Pöbel schrecklich mishandelt und für todt in einer einsamen Straße liegen gelassen, wo ihn die verrathene Toa aufnehmen, in eine Indianer-Hütte tragen und während seiner langen Krankheit auf's sorgsamste pflegen läßt.

Die Erhebung schlägt fehl, Graf Arana, der Vertreter des Königs, rückt mit Heeresmacht in Quito ein und schreckliches Strafgericht wird über die Empörer gehalten. Carrera aber, der Märtyrer der königlichen Sache, wird tausendfach belohnt und geehrt und sein höchster Lohn ist die Hand der reichen und herzlosen Dolores. Sie aber hat ihn nie geliebt. Der wahren Liebe unfähig, spricht in ihr nur der Ehrgeiz und die Leidenschaft. In wilder Sinnesgluth ist sie längst für Manuel Paredes entbrannt, für denselben hinterlistigen Creolen, der im geheimen Einverständnisse mit dem Cabinet von Madrid offen an die Spitze der Bewegung getreten war, um sie heimlich zu verrathen. Für Carrera aber beginnt eine traurige Zeit. Er ist der Reichste und doch der Unglücklichste im Lande. Der Stachel der Eifersucht, der nagende Zweifel, die langsam dämmernde Gewißheit des Betrogenseins, ist die Rache, die ihm Toa die verschmähte Indianer-Königin hinterlassen hat. Die Schilderung seiner unglücklichen Ehe ist eine der wahrsten und ergreifendsten Episoden des Romanes.

So wie Carrera arm und elend trotz seines Reichthumes ist, so ist es Toa, die Besitzerin des riesigen Indianer-Schatzes, der ihrem Herzen das Glück und ihrem Volke die Freiheit nicht erkaufen konnte. Unwillig über das werthlose Gold will sie den Eingang der Höhle, in welcher der Schatz verwahrt ist, durch Entfesselung eines Gebirgsstromes auf ewige Zeiten unzugänglich machen. Aber Prinz Cundurazu, ihr alter Rathgeber, verwehrt es ihr, indem er ihr vorhält, daß der Schatz nicht ihr Eigenthum sondern das Eigenthum ihrer Nation sei, für die er bewahrt und verwandt werden müße und wenn auch Jahrhunderte



vergehen, bis die Zeit zu seiner gewissenhaften Verwendung gekommen sei. Bis dahin bleibe er unversehrt! In zwei Familien vererbe sich das Geheimnis des Horts vom Vater auf den ältesten Sohn, damit mit dem Aussterben der einen die andere für eine zweite Hüterin sorge. Und so glaubt man es in den Anden bis auf den heutigen Tag. Zwei Indianer-Familien, so geht jetzt noch die Sage, wissen um das Geheimnis des Schatzes und kennen den Ort, wo er begraben liegt. Aber wer und wo diese Familien sind, das wird kein Weißer zu erforschen im Stande sein.

Vom höchsten tragischen Effect ist die Schluß-Katastrophe. Toa hat sich, nachdem alles verloren, in die Wälder auf dem östlichen Abhange der Cordilleren zurückgezogen, und dort die nur halb unterjochten Indianer-Stämme unter der Leitung des Jivaronen-Häuptlings Quirruba zu einer gewaltigen Erhebung vereinigt, die an hundert Orten an einem und demselben Tage losbricht, die spanischen Städte Mendoza, Logroño, Sevilla de Oro und andere Ansiedlungen vernichtet und der spanischen Herrschaft im tropischen Urwalde für immer ein Ende macht. Die dortigen Indianer-Stämme sind noch heute unbezwungene Söhne des Waldes, die sich in ihrer nackten Wildheit drei Jahrhunderte lang behauptet haben. Die Sage erzählt, daß Quirruba dem letzten spanischen Gouverneur den Mund aufzwingen und geschmolzenes Gold hineingießen ließ, damit er endlich davon genug bekäme.

Carrera, um sich ohne Aufsehen von der treulosen Gattin loszureißen, hat sich um das Commando einer Expedition beworben, welche den durch die Indianer bedrohten Ansiedlungen zu Hilfe kommen soll. Er kommt zu spät, wird von den Indianern bedrängt und verfolgt, vom Regen im tropischen Urwald aufgerieben und zuletzt, nachdem seine Leute durch Krankheit und Hunger zu Tode ermattet sind, von den siegreichen Feinden umzingelt. Und hier erfolgt in der Nacht sein letztes Zusammentreffen, seine letzte Unterredung mit Toa. Zwei vernichtete Existenzen, die zu spät einsehen wie alles so ganz anders hätte kommen können, sinken sich hier zum letztenmal in die Arme. Toa bietet ihm Rettung an, die er jedoch nur für den Fall annehmen will daß auch seine Kameraden gerettet werden. Dies ist unmöglich und so wählt er den Tod, der ihm während des Kampfes am nächsten Morgen aus ihrer Hand zu Theil wird, weil sie ihm auf diese Weise die Folterqualen erspart welche die Gefangenen erwarten.

Es sind hier natürlich nur die Hauptthandlung und einige der Haupt-Charaktere skizzirt. Der Roman ist so reich an spannenden Episoden,

daß es zu weit führen würde, wollte man auch nur die wichtigsten derselben aufgreifen. [1])

Hassaurek hat noch andere historische Arbeiten geliefert, wovon eine betitelt: „Ein indianischer Toussaint L'Ouverture“ hier in Wien im 7. und 8. Heft der „Heimat“ 1882 erschienen ist. Dieser Artikel behandelt die blutige Indianer-Revolution, welche im Jahre 1782 durch den Caciquen Jose Gabriel Condorcanqui, genannt Tupac Amaru in's Werk gesetzt wurde und sich von Hoch-Peru aus über einen großen Theil Süd-Amerika's verbreitete. Die Geschichte dieser Erhebung, die beinahe einen halben Continent bis in seine Grundfesten erschütterte, ist bis jetzt nur sehr wenig bekannt geworden, da die spanische Regierung, die damals absolute Controle über ihre Kolonien hatte, über den Verkehr mit denselben nichts in die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Nichtsdestoweniger bildet diese Erhebung und das tragische Ende ihres Urhebers eines der interessantesten und zugleich schrecklichsten Capitel in den Annalen der amerikanischen Geschichte.

* * *

In den politischen Verhältnissen der Vereinigten Staaten hatte sich inzwischen so manches verändert. Die republikanische Partei war aus einer Allianz der heterogensten Elemente hervorgegangen. Ihr ursprünglicher Zweck war nicht die Abschaffung, sondern die Verhinderung der Weiterverbreitung der Sklaverei. Ihr nächster Zweck war ihr durch die Secession des Südens vorgezeichnet worden, nämlich — Aufrechterhaltung, resp. Wiederherstellung der gefährdeten Union. Unter diesem Banner hatten sich alle patriotisch gesinnten Amerikaner vereinigt, unbeschadet ihrer früheren Parteistellung und unbekümmert um Meinungs-Verschiedenheiten in Bezug auf alle anderen Fragen, die im Angesicht der großen alles überschattenden Hauptfrage zeitweilig vom Schauplatz verschwinden mußten. Frühere Whigs d. h. Schutzzöllner und frühere Demokraten d. h. Freihändler oder Finanzzöllner; puritanische Neu-Engländer und Temperenz-Fanatiker, dann lebenslustige Deutsche die nichts von Sonntags- oder Enthaltsamkeits-Zwang wissen wollten; ehemalige Know-Nothings (Gegner der Einwanderung) und Eingewanderte aller

[1]) The Secret of the Andes. A Romance. By F. Hassaurek etc. Robert Clarke & Co. Cincinnati 1879. oder Low, Sampson & Co. London.



Nationalitäten, kurz Männer der schroffsten Gegensätze und der verschiedensten politischen Schattirungen hatten sich in dem einen Punkte zusammengefunden: die Integrität des gefährdeten Vaterlandes zu wahren und, bis dieses große Ziel erreicht war, alle anderen Fragen und Meinungs-Verschiedenheiten zu vertagen. Aus dem Kriege selbst gingen neue Fragen hervor welche die Partei in Thätigkeit erhielten. Mittel mußten beschafft werden um den Krieg zu führen. Neue Zölle und Steuern wurden aufgelegt, riesige Verbindlichkeiten wurden in Form von Anleihen übernommen, ein neues Papiergeld wurde geschaffen. Die Sklaverei war die Ursache des Krieges, der Kampf durfte sich daher nicht auf die Verhinderung ihrer Weiterverbreitung beschränken, sondern er mußte sich zuletzt auf die Hinwegräumung der Ursache erstrecken. Und wie sollten nach beendetem Kriege die bezwungenen Staaten reorganisirt, ohne Gefahr eines neuen Ausbruches in den alten Verband zurückgebracht werden? Durfte man die befreiten Sklaven schutzlos der Willkür und Rache ihrer früheren Herren preisgeben, oder sollte man sie vorher durch Ertheilung des Stimmrechtes in den Stand setzen sich selbst zu schützen?

So lange diese und ähnliche Fragen vorlagen, hatte die republikanische Partei so viel zu thun, daß für Meinungs-Verschiedenheiten auf Grund anderer Fragen keine Gelegenheit übrig blieb. Aber als die Rebellion vollends niedergeworfen, die Union der Staaten wieder hergestellt, die Sklaverei abgeschafft und der Neger zum gleichberechtigten Bürger und Stimmgeber erhoben war, hatte die herrschende Partei ihre Aufgabe erfüllt. Was blieb ihr zu thun übrig? Die Kriegsfragen waren erledigt; wollte sie an neue Fragen herantreten, so lief sie Gefahr an der Meinungs-Verschiedenheit der heterogenen Elemente zu zerschellen, aus denen sie ursprünglich zusammengesetzt worden war. Auch konnte es nicht fehlen, daß sich Misbräuche, Verschwendung, Günstlings-Wirthschaft und Corruption einschlichen, dort wo eine Partei so lange in unbeschränktem Besitz der Macht geblieben war und über so riesige Geldmittel zu verfügen hatte. Wäre daher die republikanische Partei nicht im Stande gewesen ihre auseinanderstrebenden Bestandtheile zur Abwendung einer neuen Gefahr zusammenzuhalten und sich auf Grund einer Frage, in Bezug auf welche ihre Mitglieder abermals übereinstimmten, eine neue moralische Existenz-Bedingung zu sichern, so würde der Zersetzungs- oder besser gesagt Verschiebungs-Proceß, der jetzt in der amerikanischen Politik langsam vor sich geht, schon vor Jahren eingetreten sein.

Aber die Oppositions-Partei der Demokraten war so gefällig, ihr das zu liefern, was ihr nach Erledigung der Kriegsfragen fehlte, nämlich ein neues Lebens-Princip, eine neue Existenz-Berechtigung, eine neue Mission. Die Demokraten hatten nämlich im Widerspruch mit ihrer eigenen Vergangenheit angefangen mit den Inflationisten zu liebäugeln. Nachdem das Land in Folge der horrenden Kriegskosten mit uneinlösbarem Papiergeld überschwemmt und in Folge dessen alle Werthe in ein stetes Schwanken gerathen waren, war es nothwendig allmälig wieder festen Boden zu gewinnen und auf eine Gold- und Silber-Basis zurückzukehren, d. h. die Einlöslichkeit des Papiergeldes zu sichern. Die Demokraten widersetzten sich dem. Die Bundes-Regierung hatte, als sie in der Zeit der Noth ihre großen Anlehen contrahirte, verordnet daß ihre Obligationen nicht von den einzelnen Staaten besteuert werden sollten; die Demokraten wollten auch diese Verordnung rückgängig machen. Die tollsten Finanzprojecte kamen nun zum Vorschein.

Es gab Leute, die geradezu behaupteten daß ein Papier-Dollar kein Zahlungs-Versprechen, sondern wirkliches Geld und daher die Idee der Einlösbarkeit eine ganz überflüssige sei. Die Regierung, so sagten sie, könnte ebenso gut aus Papier, Leder oder Zinn Geld prägen, wie aus Gold oder Silber. Es sei der Stempel der Regierung und nicht der innere Werth, der Geld schaffe. Diese Idee führte zu einer anderen ebenso thörichten. Wozu sollen wir, so hieß es, Interessen auf unsere Nationalschuld bezahlen, wenn wir die Schuld selbst bezahlen können? Man lasse einfach so viel Papiergeld drucken als nöthig ist um die Schuld zu tilgen, und wir sind diese Last los. Diese haarsträubende Idee fand eine Zeit lang eine Menge Anhänger in beiden Parteien. Man nannte sie Inflationisten, weil sie eine Inflation (Anschwellung, massenhafte Vermehrung) uneinlösbaren Papiergeldes anstrebten, oder auch „Greenbackers", weil die Rücken (backs) der Regierungs-Papiergeldes in grüner Farbe gedruckt waren.

Die demokratische Partei neigte sich, wie gesagt, diesen Verirrungen zu oder coquetirte mit denselben, nicht sowohl aus Ueberzeugung, sondern weil sie dadurch Stimmen zu gewinnen hoffte. Diese gefährlichen Albernheiten schienen nämlich zu jener Zeit allgemein Eingang zu finden und sehr populär werden zu wollen, und der amerikanische Politiker oder Parteiführer liegt gar häufig auf der Lauer, um jeden neuen Wind aufzufangen der ihm die Segel schwellen könnte. Durch eine solche unzu-



verlässige, ja geradezu alarmirende Stellung in der Währungsfrage zwang die demokratische Partei ihre republikanische Gegnerin, die entgegengesetzte Stellung einzunehmen und sich gleichsam zur Hüterin des nationalen Credits und der nationalen Ehre aufzuwerfen.

In diesem Kampfe ward den Republikanern die wärmste und thatkräftigste Unterstützung von Seiten Hassaurek's und seines „Volksblattes" zu Theil, trotzdem er bereits erkannt hatte, daß sich die Partei in jeder anderen Beziehung überlebt hatte und auf Grund neuer Fragen eine Verschiebung, beziehungsweise Umgestaltung der Partei-Verhältnisse nothwendig geworden war. Während des Ohioer Wahlkampfes vom Jahre 1875, in welchem die Demokraten einen Inflationisten als ihren Gouverneurs-Candidaten aufgestellt hatten, zeichnete sich Hassaurek durch eine Reihe höchst klar, populär und überzeugend geschriebener Artikel über die brennende Währungsfrage aus, die vielfach abgedruckt, in's Englische übersetzt und allgemein gelesen wurden. Dieser Wahlkampf war ein politischer Wendepunkt. Die Niederlage der Demokraten, wenn auch nur mit einer sehr geringen Mehrheit, die ohne die eifrige Mitwirkung des „Volksblattes" nicht hätte erzielt werden können, besiegelte das Schicksal der Inflationisten. Der Gouverneurs-Candidat der Republikaner war der glückliche R. B. Hays, der diesem Siege seine ein Jahr darauf erfolgte Aufstellung als republikanischer Präsidentschafts-Candidat verdankte. Hays selbst war an seinem Siege sehr unschuldig. In seinen Wahlreden hatte er gerade die Währungsfrage soviel als möglich zu ignoriren gesucht; denn die Inflations-Idee hatte sich auch in der republikanischen Partei ziemlich eingefressen und Hays befürchtete, die davon ergriffenen eigenen Parteigenossen durch eine zu kräftige Betonung seiner „Gesundheit" in der Geldfrage vor den Kopf zu stoßen. Gar oft mußte er daher von Hassaurek im „Volksblatt" daran erinnert werden, um was es sich eigentlich handelte, und daß seine Erwählung nur dann wünschenswerth sei, wenn sie als ein Volksgericht über den Wahnwitz der Inflationisten gelten könne.

Durch die einige Jahre später erfolgte Wiederaufnahme der Spezie-Zahlungen, wodurch das amerikanische Papiergeld gleichen Werth mit Gold und Silber erhielt, war die Währungsfrage erledigt. Inflationisten und „Greenbacker's" gibt es zwar jetzt noch, ihre politische Bedeutung haben sie jedoch verloren. Dagegen kamen nun andere zeitweilig in den Hintergrund gedrängte Fragen auf's neue auf die Bildfläche, und zwar

ganz besonders die Zollfrage und die Frage des Getränke-Verbots, die sogenannte *Temperenz-Frage*. Während die Kriegs-Bedürfnisse neue Revenuen nothwendig machten, wurden Zölle auf Zölle auferlegt. Die Schutzzöllner beuteten die Geld-Verlegenheiten der Regierung aus und am Ende des Krieges sah sich Amerika aus einem Land des Freihandels, oder besser gesagt der einfachen Finanz-Zölle, in ein Land des extremsten und ungerechtesten Schutzzolls verwandelt. Kein Wunder also, daß alle nicht schutzzöllerisch gesinnten Republikaner anfangen mußten, mit dem Gebahren ihrer Partei unzufrieden zu werden. Wenn nun auch die demokratische Partei mit der dem amerikanischen Politiker eigenen Vorsicht, die oft bis zur Feigheit ausartet, nicht durch offene Opposition die schutzzöllnerischen Elemente vor den Kopf stoßen wollte, so wußte man doch, daß ihre Tendenzen und ihre Vergangenheit sie eigentlich zu einer Gegnerin des Schutzzolles machen sollte, und sie hätte sich daher durch größere Kühnheit und mehr Consequenz längst eine vortheilhaftere Stellung sichern können.

Mit mehr Entschiedenheit und Glück trat sie in der Getränkfrage auf. In der republikanischen Partei hatte vom Anfange an die aus den Neu-England-Staaten stammende *puritanische* Richtung den Ton angegeben. Diese Leute hatten den Kampf gegen die Sklaverei hauptsächlich aus religiösen und speciell biblischen Gründen geführt. Es sind Leute, die stets das Thun und Lassen ihrer Nachbarn reguliren wollen, und denen jeder fröhliche Lebensgenuß, Gesang, jedes Theater und besonders das, was sie die Entheiligung des Sabbaths nennen, ein Gräuel ist. So kam es denn, daß fast überall, wo die Republikaner in den Staats-Legislaturen die Mehrheit hatten, strenge Temperenz- und Sabbaths-Gesetze erlassen wurden, welche zur Folge hatten, daß sich namentlich die deutschen Republikaner häufig genöthigt sahen, zur Abwehr für die gewöhnlich weit liberaleren demokratischen Candidaten zu stimmen.

Hassaurek hatte die Verschiedenheit dieser Tendenzen und ihre tiefe innere Begründung in der amerikanischen Parteigeschichte, wie oben bemerkt, schon vor Jahren erkannt, und sich im Jahre 1872 einer Bewegung, der sogenannten *liberal-republikanischen*, angeschlossen, welche die Partei mit den Anforderungen der Gegenwart in Einklang bringen sollte. Diese Bewegung erhielt namentlich von Seite derjenigen Republikaner starken Zuwachs, welche in Folge der Scandale der Grant-Administration die Wiedererwählung des Generals *Grant* zu verhindern



beabsichtigten. Leider schlug diese Bewegung dadurch fehl, daß sie einen sehr excentrischen, wenn auch genialen Journalisten namens Horace Greeley zu ihrem Präsidentschafts-Candidaten machte, zu welchem der gesunde Sinn des Landes, namentlich der Geschäftswelt, kein Vertrauen fassen konnte. Trotzdem Greeley auch von den Demokraten als Candidat adoptirt und von den bedeutendsten deutschen Politikern wie Karl Schurz, Hassaurek und Anderen unterstützt wurde, wurde er bei der Wahl geschlagen, und mit seiner Niederlage brach auch die liberal-republikanische Bewegung zusammen. Ebenso schlug ein Versuch fehl, der im Jahre 1873 von Hassaurek und anderen hervorragenden Männern beider Parteien in Ohio gemacht wurde, eine neue Partei aus den besseren Elementen der beiden alten zu gründen.

Diese seine Abweichung aus dem alten Parteigeleise trug Hassaurek eine Zeit lang die Feindschaft vieler seiner früheren Parteigenossen ein, die sich durch seine Bestrebungen im Besitz ihrer Aemter, sowie in ihren künftigen Aemter-Bewerbungen bedroht glaubten. Und da die Wahlkämpfe in Amerika fast immer mit großer Leidenschaftlichkeit und mit einem Aufwande der gehässigsten Personal-Angriffe geführt werden, so blieben auch ihm die unverdientesten Schmähungen nicht erspart. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, im Jahre 1875 zur Zeit des oben geschilderten Inflations-Kampfes abermals der republikanischen Partei zu Hilfe zu kommen, sobald seiner Ansicht nach die Wohlfahrt des Landes und dessen bedrohter finanzieller Credit auf's neue ihren Erfolg erforderte.

Als aber im Jahre 1876 die Demokraten das Land mit einer lebenskräftigen und gesunden Principien-Erklärung überraschte, in der namentlich den Ungerechtigkeiten des extremen Schutzzoll-Systems, sowie den puritanischen Bevormundungs-Maßregeln in Bezug auf die Temperenz-Frage der Krieg erklärt wurde; als sie ferner auf Grund dieses Programmes in der Person des Samuel H. Tilden von New-York einen Mann zu ihrem Präsidentschafts-Candidaten machten, der sich durch seine Kämpfe gegen die Corruption in der eigenen Partei und vorzugsweise gegen die berüchtigte Tammany-Gesellschaft, den Ruf eines unerschrockenen Reformators erworben hatte, da fühlte sich Hassaurek durch die Logik seiner eigenen Ueberzeugungen veranlaßt, sich in einer glänzenden englischen Rede für die Candidatur Tilden's zu erklären. Wäre es ihm allein nachgegangen, so würde auch das „Volksblatt" für diese Candidatur

eingetreten sein. Aber Hassaurek's Mit-Actionäre wollten das gewohnte republikanische Geleise nicht verlassen und da sich eine, wenn auch unerhebliche Mehrheit des Actien-Capitals in ihren Händen befand, entschied sich das „Volksblatt" für Tilden's Gegen-Candidaten, den bereits erwähnten General Hays. Der Letztere wurde Präsident, zwar nicht erwählt, aber in Folge eines Wahlstreites durch eine vom Congreß eingesetzte Commission für gewählt erklärt. Die Mehrheit der Volksstimmen war für Tilden gefallen.

Hassaurek, von seinen Mit-Actionären überstimmt, konnte daher während des Wahlkampfes die Redaction des „Volksblattes" nicht fortführen. Er legte dieselbe sofort nieder und nahm sie erst nach Jahresfrist wieder auf. Diese Muße benützte er zu einer Reise nach Europa, während welcher er besonders in Italien verweilte. Ueberhaupt hat Hassaurek seit seiner Rückkehr von Süd-Amerika manche europäische Reise gemacht, theils zum Gebrauch der Kur in Karlsbad und zum Besuch seiner alten Vaterstadt, theils zur Bereicherung seiner Kenntnisse und zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Frankreich, die Schweiz, Italien, Belgien, Holland, die Donau-Fürstenthümer, die Türkei und Griechenland sind von ihm nutzbringend durchstreift worden. Seine Erlebnisse und Beobachtungen schilderte er in der ihm eigenthümlichen lebendigen und unterhaltenden Weise in einer Reihe von Reiseberichten, die theils unter dem Titel: „Europäische Kreuz- und Querzüge", theils als „Wanderungen durch die alte Welt" im „Volksblatte" erschienen und fast von der gesammten deutsch-amerikanischen Presse nachgedruckt wurden. Seine Sprachkenntniß erleichterte ihm den Verkehr mit den Angehörigen anderer Nationen. Er spricht fünf Sprachen, darunter spanisch, französisch und italienisch.

Als Volksredner ist er in den letzten zehn Jahren nur sehr selten aufgetreten, da ihm ein Halsübel das angestrengte öffentliche Reden — wie's drüben bei Wahlkämpfen Mode ist — sehr erschwert, ja so zu sagen, unmöglich macht. Aemter und Würden, Candidaturen für den Congreß und Gesandtschaften im Ausland sind ihm während seiner Redactions-Thätigkeit häufig angetragen oder in Aussicht gestellt worden; allein er ging von der Ansicht aus, daß die Annahme solcher Stellungen mit der von ihm angestrebten journalistischen Unabhängigkeit nicht vereinbar sei, und hat daher alle derartigen Anerbietungen oder Lockungen zurückgewiesen.

Das „Volksblatt" hat sich unter seiner Leitung gerade dadurch am meisten ausgezeichnet, daß es sich nie zum blinden Partei-Organe herabwürdigte, sondern mit fast richterlicher Unparteilichkeit lobte was zu loben war, und tadelte was zu tadeln war, unbekümmert darum, welche Partei das Lob oder der Tadel traf. Daß eine solche Unabhängigkeit dem Troß beider Parteien nur misfallen konnte, versteht sich von selbst. Ebenso begreiflich aber ist es, daß Hassaurek gerade dadurch die Anerkennung aller einsichtsvollen und vorurtheilsfreien Männer erntete.

Nach der Rückkehr zur Goldwährung erfolgte in den Vereinigten Staaten eine Periode der politischen Stagnation, während welcher der Kampf zwischen den beiden großen politischen Parteien gewissermaßen nur als ein Kampf um die Beute zu betrachten war, dem das „Volksblatt" mit einer seiner Stellung entsprechenden Gleichgiltigkeit zusah. Die Demokraten erfüllten die Hoffnungen nicht, zu denen sie das Land durch ihr Tilden-Programm berechtigt hatten. Statt sich als Gegner des Schutzzolls consequent zu bleiben, erwählten sie, sobald sie die Majorität im Repräsentanten-Hause des Congresses erhalten hatten, einen Schutzzöllner zum Sprecher desselben, der die Committees, in deren Händen das Uhrwerk des Congresses liegt, mit Schutzzöllnern besetzte. Es bestand also factisch für den Augenblick kein principieller Unterschied zwischen ihnen und den Republikanern, so daß die Erwählung Garfield's 1880 sich mit Leichtigkeit bewerkstelligte. Seither sind jedoch in Folge des puritanischen Eifers, mit welchem die Republikaner abermals das Sabbaths- und Temperenz-Banner entfalteten, die Deutschen wieder massenhaft in's demokratische Lager getrieben worden. Eines der Resultate davon war in dem großen und wichtigen Staate Ohio die im letzten October erfolgte Erwählung eines höchst tüchtigen und freisinnigen Gouverneurs, des Ex-Richters Hoadly, eines Mannes, der die demokratische Partei aus ihrer Lethargie aufzurütteln und auf Grund lebenskräftiger Principien zu verjüngen strebt. Es kann daher sein, daß auch Hassaurek wieder in die politische Arena zurückkehren wird. Seit August 1882 weilt er in Europa und beabsichtigt noch einige Jahre auf dieser Seite des Ozeans zu verweilen, falls er nicht durch geschäftliche oder politische Nothwendigkeiten nach Amerika zurückgerufen wird.



Oesterreichische Bürgertreue.

Historisches Bild aus der Chronik Alt-Wiens von Dr. Isidor Proschko.

> In den Tagen der Gefahr
> Stellt das rechte Herz sich dar.

Die wahre Vaterlandsliebe, die echte und aufrichtige Begeisterung für ein hochgeliebtes Herrscherhaus erprobt sich am schönsten in den Tagen der Gefahr, in welchen der treue Staatsbürger, ohne seinen Blick nur auf ersehnte Ordenszeichen oder Geldgewinn zu richten, mannhaft und opferwillig für seinen angestammten Landesfürsten eintritt und auch während dem Hochgewitter des feindlichen Ueberfalles und dem Drucke des siegreichen Feindes seinen ehrlichen Patriotismus beweist.

So war es in Alt-Wien anno 1805.

Als der Traubenmonat das schöne Land Niederösterreich mit seinem reichen Rebengolde bedeckte, verlautete in Wien die Trauerkunde: daß der nimmersatte Zwingherr Europa's Napoleon I., den seine Lobredner den Großen nennen, der aber durch die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in Europa auftrat und Tausende von Menschen seinem Ehrgeize opferte, diesen Namen am wenigsten verdiente, dem edlen unvergeßlichen Vater seiner Völker, dem Kaiser Franz I. zum drittenmal, wie der Chronist sehr wahr und bedeutungsvoll sagt, „den Krieg abgezwungen" habe und mit seinen Truppen bereits über den Rhein gegangen sei.

Da galt es nun dem kleinen Corsen sogleich wieder große Mannschaft entgegenzustellen und mit edlem Patriotismus traten die braven uniformirten Bürger Wiens heran, damals 7600 an der Zahl, und erboten sich sogleich alle Wachposten in der Reichshauptstadt zu besetzen, damit die kaiserlichen Soldaten zum Kampfe auf das Schlachtfeld hinausziehen konnten, und auch alle anderen Bürger Wiens ließen sich nun, nach den Worten des Chronisten „nicht mehr aufhalten, alle Garnisonsdienste mit



der Pflicht zu übernehmen, ihr Leben und Gut für den geliebten Landesfürsten und für die Vaterstadt hinzugeben."

Adel und Bürger stellten, als das Wort des Kaisers sie zur Mithilfe bei der Vorbereitung für diesen Kampf aufrief, „mit froher Bereitwilligkeit" ihre entbehrliche Dienerschaft und ihre Arbeitsleute zur Mannschaft für das Feld des Kampfes und die schon bestehenden Bürger-Corps wurden bald um 3000 Mann vermehrt. Freiherr von Geramb warb ein Frei-Corps, welches den Namen der Kaiserin trug.

Die Uniformirung dieser Bürger-Corps bestand in grauen Kaputröcken mit hohen rothen Halskrägen und rothen Aufschlägen an den Aermeln, weißledernen Säbelkuppeln und Patrontaschen. Schon am 10. November übernahmen die Bürger den Dienst auf der Hauptwache der kaiserlichen Burg und am Hof vor dem Hof-Kriegsgebäude, und unter den Herren vom hohen Adel, welche sich dieser Vertheidigung der Reichshauptstadt Wien anschloßen, nennt der Chronist insbesondere die Grafen von Palm, Hardegg, Colloredo, Brigido und den Freiherrn von Mark.

Als nun die Gefahr der feindlichen Invasion näher und näher trat und der blaue Franzose bereits im Lande ob der Enns, an dem Scheidefluße dieses Landes, seine Stellung genommen hatte, war es wieder ein edler Patriot, das Mitglied des äußeren Rathes des Wiener Magistrates, Johann Evang. Weiß, welcher ein bürgerliches Cavallerie-Corps errichtete, und ein anderer Patriot Alt-Wiens, der Steueramtsverwalter der Stadt Wien Joh. Michael Mayer, warb ein Regiment der sogenannten Schutzverwandten. Die erwähnten Bürger-Cavalleristen trugen einen Helm mit einem weißen Federbusche und einem Kamm von schwarzer Bärenhaut, auf dessen Schild das alte Stadtwappen angebracht war, dann ein blaues Reitcollet mit rothem Kragen, ein weißes Beinkleid, eine graue rothegalisirte Reithose, einen stählernen Cavalleriesäbel, ein silbernes Portepée und vergoldete Epaulets, ferner einen Kartusch mit dem vergoldeten kaiserlichen Adler. Die genannten Schutzverwandten waren dunkelgrau mit blauen Aufschlägen uniformirt.

Schon am 7. November hatte der Feind sein Haupt-Quartier in St. Pölten und am 11. ritt Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel in diesem Lager ein; noch am selben Abende folgte ihm General Sebastiani.

Da stand nun wahrlich eine düstere drohende Gewitterwolke über der Reichshauptstadt Wien und diese war nicht länger vor dem mit Uebermacht heranstürmenden Feinde zu halten.

Der edle und innigst verehrte Vater seiner Unterthanen, Kaiser Franz, wollte seine treuen Wiener vor den Schrecknissen einer Belagerung, gegen welche sie doch vergebens angekämpft hätten, wahren; mit seinem Wissen und Willen begab sich daher eine Landes-Deputation: Fürst von Sinzendorf, Prälat Ignaz von Keeß des Klosters zu Seitenstätten und der Wiener Bürgermeister Stephan Edler von Wohlleben, dessen Namen nun eine schöne Gasse im Wiedner Bezirke führt, ferner der Stadt-Oberkämmerer Schwinner und der Magistratsrath Pöltinger ohne Waffen und Bedeckung in das französische Lager, wo sie dem Prinzen Murat die Uebergabe der Stadt bekanntgaben. Kaiser Franz hatte in derselben zur Vorsorge für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und alle dazu nothwendigen Anstalten den Hofkammer-Vicepräsidenten und Rudolf Grafen von Wrbna zum landesfürstlichen Hof-Commissär ernannt. Dieser Mann voll Ruhe, Thatkraft und Edelsinn, welchen der Chronist einen „seltenen Menschenfreund" nennt, versah das ihm von seinem Kaiser anvertraute Amt mit einem so ehrenvollen Erfolge, daß ihn sein Monarch deshalb später mit einem vom 12. Jänner 1806 datirten, in der officiellen Wiener Zeitung vom 22. Jänner 1806 enthaltenen Schreiben zum Oberstkämmerer ernannte, ihm das Großkreuz des St. Stephans-Ordens verlieh und ihm die ehrendste Anerkennung mit den Worten aussprach: „Ich danke Ihnen für das, was Sie zu einer Zeit, die noch keine ähnliche hatte, für Ihren Landesfürsten, sowie für das Wohl Ihrer Mitbürger mit rastloser Anstrengung, beispielloser Rechtschaffenheit und der edelsten Selbstverläugnung thaten. Sie haben in einer Periode, wo der Drang der widrigsten Umstände viele sonst rechtschaffene Diener des Staates um alle Fassung gebracht haben würde, nie aufgehört, ihr Ziel mit Standhaftigkeit zu verfolgen, um mit festem Muthe bis an das Ende auszuharren."

Nun kamen die Tage heran, in denen der Eroberer Napoleon Bonaparte zum erstenmal das Weichbild Wiens betrat. Schon war das feindliche Lager der Franzosen vor den Linien Wiens aufgestellt und Kaiser Napoleon kam mit seinen Marschällen herangeritten, um in Schönbrunn sein Haupt-Quartier zu nehmen.

Nochmals wollte man sich in Wien über die Stimmung und die Absichten versichern, mit welchen der nimmersatte Eroberer die große Reichshauptstadt Oesterreichs betreten wollte. Eine zweite Deputation, bestehend aus dem Landgrafen von Fürstenberg, dem Erzbischofe von Wien, dem Prälaten von Klosterneuburg, dem Fürsten von Sinzendorf,



den Grafen von Breuner und Trauttmansdorff, dem Herrn von Mayenberg, dem zweiten Wiener Bürgermeister Weber, dem Stadt-Oberkämmerer Schwinner und den Magistratsräthen Wildgans und Eck traten dem Kaiser Napoleon in Sieghartskirchen entgegen. Sie erhielten von demselben eine beruhigende Versicherung und die Anerkennung der bereits bekannten Ordnungsliebe der Wiener Bürger, welche Anerkennung Napoleon auch zwei Tage später gegenüber dem Wiener Erzbischofe Grafen Hohenwart mit den Worten aussprach: „Versichern Sie den mir wegen Güte, Treue (für ihren Monarchen) und Ordnung empfohlenen Einwohnern Wiens meinen doppelten Schutz.“ Dieses Lob aus dem Munde eines Feindes war für die damaligen Bewohner Wiens, welche auch in diesen ernsten Tagen der Gefahr mit Liebe und Treue an ihrem angestammten Kaiser und Herrn Franz I., hingen, höchst ehrenhaft.

Am 13. November vor 12 Uhr Mittags kam nun die erste Colonne des französischen Heeres unter Anführung des Prinzen Murat 15.000 Mann stark von der Schönbrunner Linie mit geladenen Gewehren, gespannten Hähnen, blosen Säbeln, mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten mit Panieren, Fahnen und klingendem Spiele durch das Burgthor herein und marschirte über den Kohlmarkt, Graben, Stock-im-Eisenplatz, Stephansplatz, durch die Rothenthurmgasse in die Leopoldstadt über die Brücke nach Oberhollabrunn.

Die hochtrabenden Herren Franzosen hatten geglaubt, die friedliebenden Wiener würden sich nun aus lauter Respect vor den sieggewohnten Marschällen und Truppen Napoleon's in alle Winkel der Stadt verkriechen und das Blitzen der Säbel und Bajonnete der „Neufranken“ nimmer vertragen können — aber sie irrten sich gewaltig, denn als die stolzen Franzmänner von der Seine anmarschirt kamen, wurden, wie der Chronist sagt, in Wien „weder die Hausthöre, weder die Kaufmanns- und Handelsgewölbe, noch die Werkstätten geschlossen; alles blieb ruhig in diesen und trieb ungestört seine Geschäfte, selbst den Verkauf der Producte und Waaren an den durchziehenden Feind, fort“. Auffallend war dem Feinde diese ruhige Stimmung und groß war, wie der Chronist sagt, „sein Erstaunen in Wien und in den Vorstädten, welche man ihm alle als menschenleer geschildert hatte, über 200.000 Menschen zu sehen, die sich weder aus Furcht noch aus Tücke gegen die Feinde verschloßen, noch weniger verborgen gehalten hatten; aber er wußte nicht, daß wir alle für diese gefahrvollen Tage von unserem liebevollen Vater (dem Kaiser

Franz durch dessen Schreiben aus Brünn vom 13. November 1805) schon mit Trost gestärkt waren, und daß wir durch die geringste Verletzung der gewöhnlichen Ordnung seinen edlen besten Wunsch nach dem Frieden noch lang unausführbar, seine Sorge für uns auch schmerzhafter gemacht, und wir selbst durch unzeitigen Eifer dem Feinde Gelegenheit gegeben haben würden, seine erst gethane Zusage von Schutz in Rache gegen unser Leben und Eigenthum zu verwandeln."

So hatten also die Franzosen Wien besetzt. . . Durch volle sechzig Tage dauerte diese Last für die Bewohner der Reichshauptstadt Oesterreichs. Während dieser langen traurigen Zeit herrschte aber, um mit dem Chronisten zu sprechen, „ununterbrochen die nämliche und von dem Feinde selbst bewunderte Ruhe mit der größten Sicherheit im Innern, welche das Ehrgefühl jedes einzelnen Einwohners seine Pflichten in höchster Vollkommenheit zu beobachten, und die Ueberzeugung bei jedem einzelnen, daß nur durch ruhige Stimmung die Ordnung gesichert bleiben würde, sowie die sorgsamste Wachsamkeit eines jeden, den anderen in dieser zu erhalten, ohne Befehl und Zwang erwirket hatten." Man wollte, wie der Chronist weiter sagt, „durch Ausharrlichkeit und Treue für den angestammten Landesfürsten den Feind ermüden."

Nun machten sich aber die Herren Franzosen in Wien allmählig breit. Einquartirung folgte auf Einquartirung. Vom 13. November 1805 bis 13. Januar 1806 wuchsen die Neufranken in Wien von 8000 bis auf 34.000 Mann; deren Commandirender der Befehlshaber der kaiserlichen Grenadier-Garde Napoleon's General Hulin wurde, und welche die Wiener in den Vorstädten Wiens in 6590 Häuser, wie der Geschichtsschreiber sagt, „täglich mit übertriebener Gemächlichkeit, mit schneller Befriedigung ihre Forderungen und mit verschwenderischen Gastereien, von denen manchmal die Frühstücke mehr als die besten bürgerlichen Mittagsmahle gekostet hatten, nicht nur verpflegen und beherbergen, sondern auch oft mit Pferden und Wägen zur Gemächlichkeit bedienen und ihre Lebensbedürfnisse in Wien und auf dem Lande mit Vorspannswägen, nicht selten mit Verlust der hiezu gestellten Pferde täglich zuführen mußten."

Ein solches Frühstück der eßlustigen Herren Neufranken bestand gewöhnlich aus Kaffee, Schinken, Würsten, Kalbsbraten, Zungen, gebratenem Federvieh, Käse, Obst, Bäckerei, Rosoglio und Weinen.

Die Küchen der ungebetenen Gäste aus Frankreich mußten stets gar reichlich versehen werden. So verlangte z. B. am 5. December ein



französischer Koch für die Küche zum Nachtmahl einen halben Ochsen, einen Schöps, ein Kalb, zwölf Hühner, zwölf Tauben, sechs Enten, hundert Stück Krebsen, zwölf Pfund Butter, ein großes Geschirr mit Schmalz, 200 Eier, zwei Metzen Erdäpfel, ebenso viel Rüben und Zwiebel; Wildpret und Fische hatte er mitgebracht und diese mußten für die Küche der Franzosen besonders abgekauft werden.

Am 15. November wurde durch eine Kundmachung des Zwingherrn Napoleon eine neue Regierung und Verwaltung in Oesterreich durch den französischen General-Gouverneur Clarke und den General-Intendanten Daru mit dem später ernannten General-Steuereinnehmer La Bouillerie eingesetzt, durch welche somit die kurze Dictatur des Franzosen-Kaisers in Wien repräsentirt wurde.

Dagegen fanden die ehrlichen, ihrem hochgeliebten Landesherrn treu ergebenen Wiener, wie der Chronist sagt, „die Schutzwehr der treuen Stände, und des Adels, welche in dieser Zeit mehr für die Wiener als für ihre eigenen Güter auf dem Lande sorgten." Wirklich hatten die Landstände Niederösterreichs ihrem letzten Landtage am 28. October 1805 erklärt, Wien nicht zu verlassen und alles zur Erhaltung dieser Reichshauptstadt zu opfern. Sie sorgten auch treulich für die Etappen auf dem Lande, übernahmen die Requisitionen von Hafer, Stroh, Heu, Schuhen, Pferden und Fleisch, welche die Stadt an den Feind zu liefern hatte, und sorgten für die stete Füllung der Magazine.

Nun kam der Tag heran, an welchem der gewaltige Machthaber Napoleon in Wien seinen Einzug halten wollte.

Da mußten am 16. November die gesammte bewaffnete Bürgerschaft Wiens, die Landstände und der Magistrat von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags unter freiem Himmel bei großem Schneegestöber und kaltem Winde auf die Ankunft des stolzen Franzosen-Kaisers warten. Aber der Gewaltige kam nicht. Es hieß, daß er nach Znaim abgegangen sei, um den Anmarsch seiner gesammten Armee nach Brünn so lang aufzuhalten, bis Kaiser Franz in Olmüz eintreffen werde.

Die blauen Franzosen spielten nun die Herren in Wien. Sie bezogen die Wachposten in der Burg, am Hof, am Peter, an den Stadtthoren, und nur wo die Bürgermiliz dieselben gemeinschaftlich mit ihnen beziehen durfte, war es ihr erlaubt, Pulver und Blei bei sich zu führen oder ihre Gewehre zu laden.



„Das schmerzlichste aber von allem," sagt ein Augenzeuge jener traurigen Tage, „war, was Wien seit dem Jahre 1485, seit den Zeiten des Königs Mathias Corvinus von Ungarn nicht erduldet hatte, daß der Feind am 29. November mit Feldmusik und wie im Triumphe die österreichischen und russischen Gefangenen in die Stadt einführte und sie unseren Bürgern in dem hofkriegsräthlichen Gebäude zur Bewachung übergab. Es kostete dieser schmerzvolle Anblick viele tausend Thränen."

Nun wurde von den beutegierigen Franzosen noch der Hauptsturm auf das österreichische Staatsvermögen unternommen und dasselbe am 14. November mit Beschlag belegt. Der Verlust, welchen die Landescasse der Stände damals erlitt, wurde auf eine Million 900.000 Gulden und jener der Stadt Wien auf 500.000 Gulden veranschlagt. Die tägliche Ausgabe, welche das Land Niederösterreich für die Franzosen während der Besetzung Wiens durch dieselben zu bestreiten hatte, wurde auf 500.000 Gulden und für die ganze Zeit dieser Besetzung der Reichshauptstadt durch dieselben auf 32 Millionen Gulden veranschlagt.

Da mußten nun die Bürger Wiens an die Feinde die Stadtschlüssel abliefern; da wurden von diesen alle Stadtthore, Minen, Gänge, Basteien, und Bollwerke geschlossen, die kaiserlichen Magazine und Zeughäuser von allen ihren Vorräthen an Tuch, Leinwand, Leder, Schuh- und Monturstücken, Gewehren, Kanonen, Säbeln, Pulverwägen und sonstigen Armaturen entleert und bei Nußdorf eine Brücke über die Donau geschlagen, auf welcher nach der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz von den übermüthigen Franzosen am 15. December erbeutete österreichische und russische, durch unzählige feindliche Hiebe und Schüsse ehrwürdig gemachte Fahnen im Triumphe durch Wien nach Schönbrunn getragen wurden, wo Kaiser Napoleon am 12. December eingelangt war und im kaiserlichen Lustschlosse seine Wohnung genommen hatte.

Nun wurden von den siegestrunkenen Franzosen auch wieder eine Menge Gefangene mit fliegenden Fahnen und Feldmusik der Feinde durch die Stadt geführt, denen die Bewohner Wiens aus den Fenstern Geld, Fleisch und Brod zuwarfen. Daß diese pompösen Züge den Unwillen der Wiener in hohem Grade erregten, war wohl selbstverständlich, daher die übermüthigen Neufranken sie auch, um nicht Aufstände zu erregen, alsbald einstellten.

Aber nun gab es auch in Wien eine Menge Kranker und es wurden in der Stadt bei St. Anna, bei den Augustinern, bei St. Michael,



bei den Dominicanern, und in den Vorstädten bei den Serviten, in der Liechtensteinischen Reitschule, bei den Minoriten auf der Alserstraße, im Transporthaus auf der Wieden, in der dortigen Stuckgießerei, bei den Augustinern auf der Landstraße, im Kloster der Karmeliter auf der Windmühl und im ehemaligen Waisenhause am Rennweg, Spitäler für dieselben angelegt.

Da ließen sich die wohlthätigen Frauen Wiens das Charpie-Zupfen für die Verwundeten angelegen sein; manches Haus in der Stadt brauchte mehrere Wägen, um Bettzeugen und Bettstätten für dieselben in die Depots in der Schwarzenbergischen Leihbank auf dem Hohen Markte und in der Liechtensteinischen Reitschule in der Herrengasse abzuführen und täglich mußten viele Hunderte, welche solche Bettzeuge und Bettstätten abzuholen kamen, auf den nächsten Tag verwiesen werden, weil nicht genug vorhanden waren. Außerdem wurden an die Verwundeten 5000 Hemden, fast ebenso viel Leintücher, bei 10.000 Ellen Leinwand und eine Menge Trinkgeschirr, Löffeln und Schalen vertheilt. Viele hundert edle Männer und Frauen Wiens erboten sich zur unentgeltlichen Wartung der Verwundeten, brachten ihnen Speisen und kostbare Weine und eine wahrhaft christliche Thätigkeit entwickelten hiebei die Priester Wiens, von denen viele, welche den Kranken und Sterbenden in diesen Spitälern den letzten Trost spendeten, von den Spitalseuchen befallen wurden und als Opfer ihres Berufes starben.

Einen wahrhaft schönen und edlen Charakterzug entfalteten die damaligen Wiener in der thatkräftigen Menschenliebe, welche sie selbst gegen diese so sehr bedrängenden Feinde bewiesen, indem sie stets für die feindlichen Verbrecher, welche sie an ihrer Person und an ihrem Eigenthume schwer gefährdet hatten, von dem französischen Gerichte Milderung der Strafen zu erbitten bemüht waren.

So erzählt die Numer 102 der Wiener Zeitung vom Jahre 1805 den schönen Zug mehrerer Bauern aus dem Viertel unter dem Mauhartsberge, welche selbst zum Kaiser Napoleon nach Schönbrunn kamen, um für einen französischen Soldaten, welcher von ihnen gegen das strenge Verbot des Kaisers Geld erpreßt hatte und deshalb von dem französischen Militärgerichte zum Tode verurtheilt worden war, Gnade zu erbitten, was ihnen auch gelang. Ebenso wollten die Bürger Wiens einem französischen Grenadier-Tambour, welcher in der Leopoldstadt einen Hausmeister erstochen hatte, bei dem Feldmarschall Soult Gnade erbitten,

was ihnen jedoch nicht gelang; denn der erwähnte Tambour wurde am 5. Jänner 1806 vor dem Schottenthore bei den Holzgestätten ohne Gnade erschossen.

Kaiser Napoleon hielt überhaupt in jenen Tagen die Ordnung und Sicherheit auf den Straßen Niederösterreichs sehr aufrecht. Er errichtete zur Verhinderung des Straßenraubes ein eigenes Gensdarmerie-Corps und gab den strengsten Befehl, daß kein Bauer oder Müller an der Zufuhr von Lebensmitteln nach Wien gehindert werde; jeder Uebertreter dieses Verbotes sollte als Dieb und Räuber der strengen Strafe unterzogen werden. Diese Vorkehrungen waren wahrscheinlich deshalb sehr nothwendig, weil es die französischen Soldaten vorzugsweise waren, welche den österreichischen Landmann bei den Zufuhren der Lebensmittel gefährdeten. Der französische Commandant in Wien, General Hulin, erließ demnach eine strenge Warnung, daß den französischen Soldaten ohne vorerstige Bezahlung der Waaren und Feilschaften nicht das mindeste von den Wienern verabfolgt werden dürfe, ferner daß niemand von diesen Soldaten das aus den Kasernen entwendete Brennholz oder Einrichtungsstücke kaufen dürfe; geschah dieses doch, so wurde gegen die Schuldigen strenges Gericht gehalten. Solche strenge Straf-Executionen gegen französische Soldaten, welche diese Warnung nicht beachtet hatten, erfolgten wirklich am 2. December zu Hütteldorf, am 6. December zu St. Pölten, am 20. December 1805 und am 5. Januar 1806 zu Wien. In der Stadt selbst mußten auf General Hulin's Befehl alle Gast- und Kaffeehäuser schon um zehn Uhr, in den Vorstädten aber um neun Uhr geschlossen werden.

Ungeachtet dieser Erhaltung einer strengen Ordnung in der Reichshauptstadt Wien zeigte sich Napoleon selbst in derselben fast gar nicht; ohne Zweifel fürchtete der finstere Zwingherr Europa's, daß zwar keiner der ehrlichen Wiener, wohl aber irgend ein wüthender Gegner seiner Politik aus den anderen deutschen Staaten, wie z. B. später der junge Erfurter Staps, ein Attentat auf ihn wagen könnte; er wollte aber diese heimliche Besorgnis den Wienern nicht durchaus recht merken lassen. Als er daher nach dem Abschluß des Friedens, nachdem er noch am 20. December das Chorherrnstift Klosterneuburg und das unter der Aufsicht des Ober-Chirurgen Bourdet gestandene Spital für die verwundeten Franzosen besucht hatte, am 28. December Wien verließ, um nach Paris zurückzukehren, betonte er in dem Abschiedsschreiben, welches er der Wiener Bürgerschaft zurückließ, daß er den Wiener Bürgern seine Achtung und die

Zufriedenheit mit ihrem guten Betragen kundgebe und bemerkte weiter: er habe sich ihrem Ehrgefühle, ihrer Redlichkeit und Aufrichtigkeit anvertraut und seinem Zutrauen sei von ihnen entsprochen worden; übrigens habe er sich unter ihnen nur deshalb wenig gezeigt, um von ihnen nicht jene Hochachtungsfühle für ihren Monarchen abzulocken, welche die Wiener so sehr auszeichneten; er glaube nun, da er Wien verlasse, den Bewohnern dieser Reichshauptstadt keinen stärkeren Beweis seiner Achtung geben zu können, als daß er, nachdem er 10.000 Wiener Bürger immer bewaffnet gelassen und ihnen alle Thore der Stadt zur Bewachung überlassen habe, ihnen nun auch ihr Zeughaus unberührt zurückstelle.

„Wo, Bürger und Einwohner Wiens", ruft der Augenzeuge dieser Vorgänge in seiner Erzählung hierüber aus, „wo liest man in der Weltgeschichte, daß ein derlei Schreiben ein siegender Fürst einer Nation, einem Land, einer Stadt bei seinem Abzuge zurückgelassen hatte? Wo liest man von einem Fürsten das Geständnis, daß er unter jener Nation, die er selbst bedrängt hatte, ruhig gesessen? Nur Wien's Einwohner erwarben sich durch ihre Bürgertugend, durch Redlichkeit, durch Liebe zu ihrem Fürsten und ihrer Vaterstadt dieses Zeugnis, das noch in der spätesten Nachwelt ein glänzendes Licht verbreiten wird, und es ist kein Zweifel, daß auch einst unsere Nachkommen, so wie wir durch die Thaten unserer Voreltern seit 600 Jahren her geleitet waren, durch unsere Beispiele werden geführet werden, die alte vaterländische Redlichkeit mit der ererbten Treue für den Fürsten als Schutzmauer gegen die Feinde aufzustellen."

„Wir konnten", sagt der erwähnte Augenzeuge, „kaum den Abzug des Feindes erwarten."

Aber die beutegierigen Franzosen wollten noch, was ihnen möglich war, aus Wien mitnehmen; sie hatten bei ihrem Einzuge nicht weniger als 32 Millionen Francs requirirt. Graf Wrbna begab sich daher am 17. December zum zweitenmal mit einer Deputation zum Kaiser Napoleon nach Schönbrunn um die Nachsicht dieser ungeheuren Zahlung zu erwirken. Der stolze Dictator Europa's entließ sie aber nur mit dem Troste „daß er den Frieden ernstlich wünsche."

Einen recht freundlichen Empfang fanden aber die Abgeordneten der Landstände, aus dem Minister Karl Grafen von Zinzendorf, dem Propste von Klosterneuburg, den Herrn von Kleß und dem Bürgermeister Wohlleben bestehend, am heiligen Abende in Holitsch bei dem geliebten

Landesvater Kaiser Franz, welcher ihnen die Versicherung des zu gewärtigenden Friedensabschlusses gab.

Dieser erfolgte nun auch wirklich und wurde am 27. December Nachts in Wien durch den französischen General-Gouverneur Clarke und den österreichischen Hof-Commissär Grafen von Wrbna bekannt gemacht.

Das war eine wahrhaft freudenvolle Nacht für die bedrängten Wiener. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem Frieden in der alten Vindobona. „Von dieser frohen Nachricht beseelt ging nun alles zur Ruhe“, sagt der erwähnte Augenzeuge „und ein süßer, nach kummervollen durchgewachten 55 Nächten nunmehr ruhiger Schlaf machte alles vergessen, was geschehen war. Kummer, Sorge, Noth, Schrecken, Furcht, Angst und die zur Winterszeit ungewöhnliche Witterung, welche bald kalt, bald mittelmäßig war, hatten den körperlichen Zustand der Menschen gewöhnlich in Unordnung gebracht, daher sich nachhin eine große Sterblichkeit in Wien täglich zu vierzig und mehreren Menschen einstellte. Der folgende Morgen“, so fährt er fort, „erweckte in uns die frohesten Empfindungen. Es war uns wie einem von einer schweren Krankheit Genesenen, der zum erstenmal wieder an einem Maymorgen die freye Luft genießt; ja selbst in den Mienen der Feinde lasen wir gleiche frohe Empfindungen, denn jene Glocke, welche unsere Voreltern im Jahre 1739 wegen des zu Wien mit Frankreich geschlossenen Friedens zum Dankfeste geruffen hatte [1]), forderte uns auch jetzt auf, dem Dankamte für den nunmehrigen Frieden im St. Stephansdome beizuwohnen.“

Bei diesem feierlichen Dankamte erschien, neben dem Hof-Commissär Grafen Wrbna, der ganzen Geistlichkeit Wiens, den Landständen, des Magistrats und den Spalier machenden Bürgern, auch der französische Gouverneur Clarke mit den französischen Generälen und Officieren. Sobald er eintrat wurde die Trommel gerührt „und alles warf sich mit ihm vor dem mächtigen Throne des Alleinsherrschers (Gott des Herrn) nieder und dankte mit Freudenthränen für den geschenkten Frieden.“ Die Andacht und das innige Gebet des genannten Gouverneurs rührte alle Anwesenden.

[1]) Es war die große sogenannte Josephinische Glocke, welche Kaiser Joseph I. anläßlich der Dankfeste im Jahre 1710 anfertigen ließ und welche aus dem Erze der den Türken nach der Belagerung Wiens im Jahre 1683 abgenommenen Kanonen gegossen wurde.



Aber ein wahres Freudenfest wurde erst dieser Tag als an die Landstände in Wien ein huldvolles Schreiben des hochgeliebten Landesvaters Kaiser Franz I., datirt von Holitsch am 26. December einlangte, ein Schreiben, welches eines der merkwürdigsten und schönsten historischen Documente aus jener traurigen Zeitperiode bildet und von welchem der mehrerwähnte Augenzeuge sehr bedeutungsvoll sagt: „Dieses gnädigste Schreiben verdient nicht allein in verschlossenen Archiven aufbewahrt sondern in unsere Herzen, damit es nie verloren gehe, eingeätzt zu werden". Es lautete wörtlich: „Meine getreuen Stände können versichert seyn, daß Ich, auch entfernt von Ihnen, nie aufgehört habe, an ihrem Wohl den innigsten Antheil zu nehmen, und alles, was immer in Meiner Macht steht, zu dessen Beförderung beyzutragen. Die Bande, welche zwischen dem Landesfürsten und seinem Volke bestehen, sind heilig, aber Meinem Herzen noch werther sind jene, die mein gutes Volk in einer der beschwerlichsten Lage durch standhaftes Ausharren und durch die unerschütterlichste Anhänglichkeit an Mich geschlungen hat. Ich werde dieß nie vergessen. Dem Land Oesterreich, sowie Meinen übrigen Erbländern den Erlag drückender Contributionen zu ersparen, war ich schon lange besorgt, und habe es deßhalb bei den Friedensunterhandlungen an keinen Vorstellungen, an keinem Opfer ermangeln lassen. [1]) Der Ausgang steht nun zu erwarten und Ich sehe ihm um so ruhiger entgegen, als Ich das frohe Bewußtsein hege, nichts unterlassen zu haben, was zu unserem gemeinschaftlichen Ziele führen kann. Wäre Ich an Schätzen so reich, wie man es Meinen treuen Ständen glauben machen will, so würde Ich keinen Augenblick anstehen, sie ebenso mit Meinem Volk zu theilen, wie Ich dieß selbst in ungleich weniger bedrängten Zeiten mit Meinem Privatvermögen immer zu thun gewohnt war. Allein die Mittel stehen mit Meinem Willen in keinem gleichen Verhältnisse und überdieß bin Ich Meinen erschöpften Ländern die Vorsorge schuldig, Mich schon jetzt mit der kostspieligen Herbeyschaffung jener ersten Bedürfnisse unabläßig zu beschäftigen [2]), die zu ihrer Er-

---

[1]) Durch diese wahrhaft landesväterliche Vermittlung des edlen Monarchen gelang es bei der Friedensverhandlung, daß die von den Franzosen angesprochene Contribution von 32 Millionen Francs (der Franc zu 24 Kreuzer gerechnet) auf 12 Millionen herabgesetzt und daß weiter von Kaiser Napoleon versprochen wurde, daß die Verpflegskosten für den Rückmarsch seiner Armee von ihm ersetzt werden würden.

[2]) Der edle Monarch hatte für seine Unterthanen unter anderem z. B. im Hafen von Odessa in Rußland Getreide für zwei Millionen Gulden bestellt.

haltung und zur allmähligen Erlangung ihres vormahligen Wohlstandes unumgänglich nothwendig sind."

Holitsch, den 26. December 1805.

Franz m. p.

Diesem Schreiben schloß der edle Monarch für die Landstände Niederösterreichs 200.000 Gulden bei, um ihnen durch dieses Geschenk die Einbringung des in dieser schweren Zeit gemachten Zwangsdarlehens zu erleichtern.

Am 28. December verließ, wie bereits oben bemerkt, Kaiser Napoleon von seiner Garde und den Mameluken begleitet die Reichshauptstadt Wien, ihm folgte am zweiten Tage General Hulin, bald darauf der Gouverneur Clarke, der General-Intendant Daru, der Intendant Sabatier, der General-Steuereinnehmer La Bouillerie und Roquin, das diplomatische und Ingenieurs-Corps der Franzosen, die Ordinateurs, der Kriegscommissär Michel, dann alle ihre Stabs- und zahlreichen Polizeibeamten, welch' letztere in der ungarisch-siebenbürgischen Kanzlei in der Schenkenstraße der innern Stadt ihren Unterstand und in dem Althan'schen Hause bei den Franciscanern ihre Druckerei und die besondere Aufgabe hatten: die Stimmung der Wiener gegen die Franzosen fortwährend auszuforschen und die Fremden, welche sich in diesen Tagen in Wien einfanden, zu überwachen.

Nur Feldmarschall Soult weilte mit seinem Corps noch einige Tage hindurch in Wien und als französischer Stadt-Commandant blieb Morand zurück.

Noch ehe Marschall Soult Wien verließ, ließ er dem Magistrate die Thorschlüssel der Stadt in einer großen Kiste mit einer besonderen Feierlichkeit, bei welcher eine Escadron französischer Kürassiere auf dem Spitalplatz vor der Wohnung des Stadt-Commandanten Morand, dann die Bürger-Cavallerie aufzogen, zwei Magistratsräthe erschienen und dieser Zug sich bis zum Rathhause in der Wildwerkerstraße (nunmehr Wipplingerstraße) bewegte, dem Bürgermeister im Rathsaale zurückstellen.

Nun räumten auch die zahllosen Lieferanten und Commissionäre aller Art, die damals Wien überschwemmt hatten, um mit den fouragebedürftigen Franzosen Geschäfte zu machen, die Stadt.

Jetzt zog wieder die alte Ordnung und Ruhe in Wien ein. Die lästigen Einquartirungen, die oft bis in die Nacht dauernden Gastereien



nahmen ein Ende und die argen Belästigungen der Frauen und Töchter der Wiener Bürger hörten auf. „Das schöne Geschlecht", sagt der oben erwähnte Augenzeuge, „konnte, damals besonders Abends nicht sicher auf der Gasse erscheinen, selbst das Theater mußte es meiden; bei aller Sorglichkeit aber wurden doch einige aus diesen (Wiener Töchtern) durch die Schmeicheleien der Franzosen bewegt, als Gattinen mit ihren französischen Geliebten von Wien abzuziehen, aber die meisten von ihnen wurden außer den Linien wieder nach Wien zurückgeschickt."

„Der Magistrat Wiens erfand nun", wie der bezügliche Bericht weiter lautet, „neue Beschäftigungen und Arbeiten, um den außer Arbeit gesetzten Gerwerbsleuten Verdienste und sorgenfreie Ruhe für die Ankunft des römischen und deutschen Kaisers, unseres Vaters zu verschaffen; er lud alles zu einer Armenfeyer ein, um der ärmsten Classe der Menschen mit wohlthätigen Beyträgen das ausgestandene Leiden vergessen zu machen und sie auf diesen Tag auf Frohseyn zu stimmen."

Da wurde nun von den Bürgern Wiens für die Verschönerung ihres Regiments, für die Vermehrung ihres Corps mit einer Musikbande und mit einer Grenadier-Division gesorgt und „die Redner und Dichter sannen auf Reden, Volkslieder auf Symbole und Reime, mit denen sie ihre Fenster zieren wollten", wenn der hochgeliebte Landesvater herannahen würde.

So endete das traurige Kriegsjahr 1805 und das neue Jahr 1806 tagte, wie der Chronist sagt, „mit dem Frieden auf" und „nun blieb auch uns", fährt er fort, „nichts als nur ein Wunsch zum neuen Jahr übrig: o möchte auch unser Kaiser unter uns seyn, so sind wir die glücklichsten Menschen auf Erden!"

Am 2. Januar des folgenden Jahres 1806 ging nun wieder eine landständische Deputation, bestehend aus dem Staats- und Conferenz-Minister Fürsten von Trauttmansdorff, dem Fürsten Prosper von Sinzendorf, dem Abte von Seitenstätten, dem Herrn von Aichen und dem Stadt-Oberkämmerer Schwinner nach Holitsch ab, um dem hochgeliebten Kaiser Franz den innigsten Dank aller seiner Stände für das obenbemerkte huldreiche Trostschreiben und den heißen Wunsch der ganzen Bevölkerung Wiens, daß der edle Monarch recht bald die Reichshauptstadt Wien mit seiner Ankunft wieder beglücken möge, darzubringen.

Und so wurde der 16. Januar des Jahres 1806 für Wien der große Festtag, an welchem Kaiser Franz I. in seine Reichshauptstadt wieder einzog. Die Schilderung dieses wahrhaft freudenvollen Festtages, dessen Feier ein prächtiges Strahlenbild in der Chronik dieser Reichshauptstadt bietet, und die weiteren erhebenden Bilder des unter dem Scepter dieses so segensreich regierenden Monarchen wieder neu auflebenden Bürgerthumes Wiens, sind einer späteren Folge dieses Jahrbuches vorbehalten.

Die Todtenschilde.

In den vorhergehenden Bänden dieses Jahrbuches wurde das Wesen der mittelalterlichen Grabdenkmale eingehend besprochen, insoferne es sich um die eigentlichen Denkmale u. z. zunächst aus Stein handelte, welches Materiale anfänglich für diesen Zweck nur allein verwendet wurde und späterhin gegenüber dem ebenfalls hiefür in Verwendung genommenen Bronce, Messing u. s. w. immer das bei weitem bevorzugte blieb.

Neben den Grabmalen und oft auch an deren Stelle, besonders wenn es sich nur um ein Erinnerungs-Denkmal und nicht um die Bezeichnung der Ruhestätte selbst handelte, trat der sogenannte Todtenschild in Verwendung, der in der Kirche an einer bevorzugten Stelle der Innenwand und daher fast nie über der Grabstätte angebracht wurde.

Der Todtenschild — ein sehr schönes und würdiges, leider aber auch ein höchst gebrechliches Denkmal — war fast immer in der conventionellen runden Form aus Holz angefertigt und mit dem entweder in Holz geschnitzten oder in Stucco ausgeführten bemalten und vergoldeten Wappen geziert. Eine das Ganze am Rande umgebende Inschrift vollendete das Denkmal.

Die Todtenschilde kamen um das XVI. Jahrhundert in Gebrauch und erhielten sich mit Vorliebe bis ins XVIII. hinein, doch in allmählicher Umgestaltung. Bei der Gebrechlichkeit des Materials und in Folge des Einflußes der Zeit, der sich eben deshalb an diesem viel intensiver geltend machen konnte als an irgend einem anderen Materiale der Denkmäler, endlich bei der Leichtigkeit dieselben von ihrem Aufstellungsplatze zu entfernen, sind die Todtenschilde heute überhaupt bereits recht selten.

In Oesterreich haben sich davon ganz wenige erhalten und diese sind in der Mehrzahl bereits arg zerstört. Ein oder die andere Kirche besitzt eine solche Tafel, die abseits aufgehängt, ihre Wappendarstellung und Inschrift unter der Staub- und Schmutzdecke kaum erkennen läßt.

Größere Partien finden sich beispielsweise in der Kirche zu Murstetten in Nieder-Oesterreich, sich auf die Herren von Althan beziehend, in der Kirche zu Gars der Familie Teufel, in der Kirche zu Bärneck in Steiermark (Familie Pernegg), in der Burg-Capelle zu Hochosterwitz in Kärnten (Familie Khevenhüller) u. s. w. Eine reiche Collection fand sich auf der diesjährigen herrlichen culturhistorischen Ausstellung zu Grätz, es waren deren zwölf, die verschiedenen Kirchen der Steiermark entnommen worden waren.



Fig. 1.

Wir wollen einige solcher Todtenschilde näher besprechen.

In der Kirche zu Teisten in Tyrol und namentlich in der dabei befindlichen Erasmus-Capelle, welche um 1474 von Balthasar von Welsberg als Begräbnisstätte für dieses Geschlecht erbaut worden war, finden sich mehrere Grabdenkmale dieser Familie und drei runde Wappentafeln aus der ersten Zeit des XVI. Jahrhunderts, welche als ganz tüchtige Holzschnitzwerke und durch ihre lebhafte gelungene Polychromie die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Fig. 1 veranschaulicht einen solchen Todtenschild, der seiner Umschrift nach dem Hans von Welsperg † 1503 gewidmet ist. Die Behandlung dieses Todtenschildes in Wappen und Umschrift, in Form und Decoration ist für ihre Zeit geradezu typisch. Das viergetheilte Wappen (heraldisch) rechts gehört den Welspergern, das andere links der edlen Familie der Weisbrinch an.

Ganz besonders interessant war unter den in Grätz ausgestellten Todtenschilden jener des Bartholomäus v. Perneck, aus der gleichnamigen Pfarrkirche. Wir bringen von demselben in Fig. 2 eine Nachbildung. Die Durchführung der beiden Wappen (des der Pernegger und der



Fig. 2.

Söbriach), insbesonders der Helme mit ihren Kleinoden gehört zu ganz vorzüglichen heraldischen Darstellungen. Die Umschrift lautet: Hie ligt begraben der edel wolgeborne Herr Herr Bertlme zu Berneck und Katherina ain geborne von Sobriach sein gemachl den Gott genad.

In der Kirche zu Schleißheim in Ober-Oesterreich finden sich zwei Todtenschilde, beide in der einfachen scheibenförmigen Gestaltung. Der eine bezieht sich auf Hans Dietmayer von Grientaller von Khremsegg ob. d. ennser

Commissari u. Zalmeister † 1598, der andere und hier in Fig. 3 abgebildete auf Erhard von Gruentall z. K. & A kay. May. n. ö. Regiments Rat. gestorben zu Wienn den 16. 7tember Anno dom. 1614. Während in Wappen des ersteren nur ein wachsender Mann mit einem Adlerfuße und am Helm ein Arm erscheint, sieht man auf dem anderen das vierfeldige Wappen, darin ein Arm und der Adlerfuß abwechselnd und auf dem einen Helme den gestürzten Adlerfuß, am anderen einen wachsenden Mann ohne Arm.

Fig. 3.

In der Kirche zu Ebenfurt in Nieder-Oesterreich befindet sich ein hölzerner mit einem bemalten Wappen in Relief verzierter Grabschild, der dem Andenken eines Jacob von Stanz gewidmet ist, für welchen auf seiner Ruhestätte in der Kirche auch ein rothmarmorenes Platten-



Monument mit der Figur des Ritters, jedoch eine sehr rohe Arbeit, aufgestellt wurde. Ritter Jacob von Stanz (auf dem Grabmal Stamp genannt) starb am 8. November 1552. Der Grabschild ist in der Hauptsache noch gut erhalten.



Fig. 4.

In der heil. Grab-Capelle im Schottenkloster zu Wien ist am Pfeiler zwischen den beiden Eingängen ein länglichrunder hölzerner und bemalter Todtenschild befestigt, in dessen Mitte sich das gräflich Unverzagt'sche Wappen befindet. Der gut erhaltene Schild ist gewidmet


Hier ruhet in Gott der hochwohlgebone
Herr Herr Philipp Friedrich Breiner freiherr
auf Aubing, Fladnitz und Rebenstein
General Feldzeugmeister
gestorben den 25. März 1638

Fig. 5.

dem Wolff Unverzagt zu Ebenfurth, Freiherrn zu Retz, k. Maj. Rath † 1605.

In Fig. 4 wird der Todtenschild des Freiherrn Karl von Teuffenbach veranschaulicht, der sich jetzt in Privatbesitz befindet. Derselbe weicht von der conventionellen Form bereits einigermaßen ab, indem er statt rund, oval geformt ist und ihm am Rande allerlei Ornamente der Spät-Renaissance angefügt sind. Die Mitte des Feldes nimmt das Teuffenbach'sche Wappen in Hoch-Relief ausgeführt und bemalt ein; es ist heraldisch besonders correct durchgeführt und durch seine vornehme Einfachheit recht wirksam. Die Inschrift umläuft den Rand und erzählt, daß Karl Freiherr zu Teuffenbach auf Offenburg, Sauerbrunn u. s. w. 1610 starb. Ursprünglich befand sich der Todtenschild in der Kirche zur hl. Cäcilia nächst St. Georgen ob Murau. Eingehende Nachrichten über diesen Herrn von Teuffenbach, des dritten Gatten der sieben Männer zählenden Anna geb. Neumann von Wasserleonburg, finden sich aus der Feder des Genealogen Leop. v. Beck-Widmanstetter im IX. Bande der neuen Folge der Mitth. der Cent.-Com.

Als letztes Beispiel der Grabschilde möge hier noch jener angeführt werden, der sich in der Schottenkirche zu Wien über dem Eingange zur Tauf-Capelle befindet und dem Andenken des Philipp Friedrich Breiner Freiherrn auf Stübing und Fladnitz, General-Feldzeugmeisters † 25. März 1638 gewidmet ist. Zwar ist daran (Fig. 5) noch der Grund-Typus der rundlichen Tafel mit dem Wappen beibehalten, doch ist die Inschrift auf einer besonderen Platte darunter angebracht, die Wappen des Stammbaumes des Verstorbenen umgeben den Hauptschild und Figuren, Waffen, Fahnen u. s. w. fügen so viel des Ueberflüßigen bei, daß damit in der Entartung der ursprünglichen bescheidenen Todtenschilde schon die Gränze erreicht war. Das XVIII. Jahrhundert bediente sich dieser Denkmale nicht weiter.

Dr. Lind.

Die Alten und die Jungen.

Erzählung von Joseph Maurer.

„Nur eine Weisheit führt zum Ziele,
Doch ihrer Sprüche gibt es viele."

„Grüß' Euch Gott, Heumüller", sagte ein Bauernbursche von zwanzig und einigen Jahren beim Eintreten in des Müllers Wohnung zu diesem.

„Grüß' Dich Gott, Georg", erwiderte diesem der alte Heumüller. „Setze Dich, was bringst Du mir denn?"

„Ihr wisset, Heumüller, fing Georg wieder an, daß mir mein Vater leider gestorben ist, und daß ich nun unser Bauernhaus übernommen habe, um es mit Gottes Segen, mit meinem Fleiß und Glück weiter zu bewirthschaften."

„Ja freilich weiß ich das", versetzte darauf der Müller, „und ich wünsche Dir auch alles Glück dazu. Wird sich auch wohl machen, denke ich."

„Das hoffe ich auch", meinte Georg, der verlegen seiner Mütze zwischen seinen Händen einen immer schneller werdenden Kreislauf vollbringen ließ. Noch nie hatte er seine Zunge so schwer gefühlt oder fast an Athembeklemmungen gelitten, wie nun; und leichter hätte er in der Wirthsstube den gewagtesten und scharfsinnigsten Bemerkungen der anderen Burschen zu entgegnen vermocht, als er nun dem ruhigen alten Heumüller gegenüber wieder ein Wort aus der Kehle brachte. Doch es mußte sein, und er fuhr also langsam und mit Anstrengung fort: „Es wird mit der Wirthschaft wohl gehen, denn ich bin mit allem wohl versehen, habe zehn Stück Rindvieh im Stalle, ein halbes Hundert Schafe und auch gute Pferde."

Der Heumüller sah die Verlegenheit Georg's und die Mühe, die ihm das Sprechen verursachte, und da er ein Bischen spottsüchtiger

Natur war, so weidete er sich eine Weile mit Vergnügen an der Unbeholfenheit Georg's, der jedenfalls kein geborner Redner war. Dann that es aber dem Heumüller doch etwas leid, als die Langsamkeit von Georg's Reden fast in ein Stottern sich verwandelte, die Mütze aber schon in ein schnelles Kreiseln gekommen war, während Georg's Angesicht purpurroth gefärbt war und die Stirnadern mächtig angeschwollen hervortraten; außerdem trieb die Neugierde noch den Heumüller an, nun bald zu erfahren, was etwa der Zweck des Besuches Georg's wäre, weshalb er an diesen die Frage richtete: „Willst Du vielleicht, daß ich Dir von Deinem Viehstande oder von Deinem Getreide etwas abkaufe?"

„Nein, das will ich nicht", antwortete Georg, „denn das kann ich jetzt alles selbst brauchen."

„Oder soll ich Dir etwa ein Geld leihen?" katechisirte der mitleidige Müller weiter.

„Nein", stieß Georg heraus, wobei er seine Mütze so heftig fortbewegte, daß sie bald aus ihrer Bahn gesprungen und zu Boden gefallen wäre, hätte sie nicht noch ein energischer schneller Griff von diesem ungeschickten Beginnen kräftig abgehalten. Aber Georg hatte stark gegen die Zumuthung protestiren wollen, als sei er wegen einer Geldverlegenheit zum Heumüller gekommen, und um sich von diesem Verdachte gründlich zu reinigen, brachte er schnell noch heraus: „Geld brauche ich keines, Heumüller, aber etwas brauche ich doch, und deswegen bin ich zu Euch gekommen." Mit einem tiefen Athemzuge hatte er die letzten Worte gesprochen. Es wäre ihm vielleicht ebenso leicht und noch leichter angekommen, wer weiß wie hochverrätherische oder gotteslästerische Worte auszusprechen als diese. Er war aber sehr froh, daß sie heraus waren. Auf den Heumüller hatten sie auch einen Eindruck gemacht. Auf seinem Gesichte war die Frage abzulesen, ja, was will denn der Bursche von mir, wenn er mir nichts verkaufen oder von mir kein Geld ausleihen will? Braucht er vielleicht meine Protection bei der Gemeinde, will er von dieser etwas? Darum fragte er: „Also Du brauchst etwas und willst es von mir? Schön daß Du gekommen bist. Aber was wünschest Du denn von mir?" Begierig harrte er auf die Antwort auf diese Hauptfrage und wollte sie mit seinen Augen förmlich von den Lippen Georg's ablesen. Dieser wurde aber durch diese geradeaus gerichtete Frage und durch die forschenden Blicke des Heumüllers nicht wenig verwirrt und womöglich im Gesichte noch röther, als er schon war. Aber was ließ sich machen, Antwort mußte er nun geben, und wie er sah, eine ganz klare und ohne viele Umschweife.

„Ihr könnet Euch ja denken, Heumüller“, radbrechte er, als ob er in einer ihm ganz fremden Sprache reden würde, „daß ich meine Wirthschaft nicht allein werde führen können, sondern nun auch um ein Weib als Herrin des Hauses mich umsehen muß, und da hatte ich auf Eure Marie gedacht.“ Nun war es heraus. Wie Centnerlast fiel es vom ängstlichen und bedrängten Herzen Georg's, der nun gefaßter die Antwort des Heumüllers erwartete, jedenfalls glaubte er die größte Heldenthat seines Lebens hinter sich zu haben. Der Müller hatte staunend mit Augen und Ohren zugleich diese begierig erwartete, aber zugleich auch sehr unerwartete Antwort vernommen. Er blinzelte, wie wenn ihm etwas in die Augen gefallen wäre, und sein Gesicht ging aus der Frageform in den Ausdruck der Verwunderung und schlauen Vorsicht über. Einen Werber um die Hand seiner Marie mußte er mit ganz anderen Augen betrachten als etwa einen gewöhnlichen Kunden. Diese Antwort hatte er auch von Georg gar nicht erwartet. Freilich näherte sich Marie dem zwanzigsten Jahre schon sehr stark, der Vater hielt sie nicht für unschön und andere Bewohner Erlendorfs hatten ihm das zu seiner großen väterlichen Freude rückhaltlos bestätigt; und noch etwas behaupteten die Leute mit Recht: Der Heumüller wird seiner Tochter auch eine Mitgift geben, die erfreulicherweise mit ihren körperlichen Vorzügen im harmonischen Einklang stehen wird. Also warum, dachte der Müller schnell, sollte Georg nicht daran denken, Marie zu seinem Weibe zu begehren? Er war ja selbständig begütert angesehen, freilich ein wenig unbeholfen — aber für Erlendorf Weltmann genug.

Auf ein solches Begehren sagte aber der Müller nicht so geschwind ja oder nein. Das mußte gehörig überlegt und erwogen werden. Darum sprach er: „Also das führt Dich heute zu mir, Georg? Schau, schau; die Marie möchte er haben. Weißt Du denn aber nicht, wie jung sie noch ist? Kaum zwanzig. Glaubst Du denn, daß sie Deiner großen Wirthschaft wird ordentlich vorstehen können?“

„Das wird sie wohl können,“ erlaubte sich Georg kühn einzuwenden, indem er sich im Stillen gute Hoffnungen machte, weil er von dem Müller nicht gleich rundweg abgewiesen worden war. „Und ich würde ganz gewiß mit ihr recht zufrieden und glücklich sein.“

„Nun ich will das glauben“, meinte der Müller, machte aber eine schlau-spöttische Miene, die wahrscheinlich sagen sollte: So leichten Kaufes wirst Du mich und meine Marie nicht kriegen. „Wer weiß aber“, frug er,



„ob ich und die Marie mit Dir zufrieden sind." Da diese Worte geeignet waren einen neuen Blutstrom in das Angesicht Georg's zu treiben, und dieser auch sogleich mühevolle Anstalten sich zu vertheidigen machte, es aber nur zu einem lauten „Hm" brachte, fiel ihm der Heumüller sogleich in das noch nicht ergriffene Wort und begütigte ihn: „Ja freilich Georg haben wir an Dir und Deiner Familie nichts auszusetzen, lauter brave ehrliche Leute; auch vom Vermögen ist nicht die Rede; aber weißt Du denn, ob Du der Marie gefällst, daß sie Dich auch zum Manne nehmen will, und dann sage ich Dir, verlange ich von meinem künftigen Schwiegersohne, daß er auch mir gefalle und zwar darin, was so meine Ansichten in der Wirthschaft und in unserer Gemeinde sind." — Das waren freilich heikle und gefährliche Punkte. Der erste machte Georg verlegener, als er bei seiner ersten Schulprüfung gewesen war, wobei er über den hohen Inhalt der Fibel hatte Auskunft geben müßen. Zum Glücke war der zweite fragliche Punkt dergestalt, daß er ihn ruhigen und guten Gewissens im Sinne des Heumüllers beantworten konnte, was auf sein erregtes Gemüth so besänftigend einwirkte, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Beantwortung des so überaus schwierigen ersten Punktes richten konnte.

„Ja", meinte Georg etwas zögernd, „ob ich Marie gefalle und sie mit mir zufrieden wäre, das weiß ich freilich nicht, weil ich sie noch nie darum gefragt habe, und ich wollte mich in dieser Sache zuerst Eurer Zustimmung versichern, bevor ich noch mit Marie davon ein Wort sprach. Aber ich meine, sie hat mir auch noch nie ein Zeichen der Abneigung gegeben, sondern stets freundlich mit mir geredet, auf der Kirchweihe getanzt und überhaupt keinen von uns Burschen besonders bevorzugt. Sie würde vielleicht mit mir zufrieden sein. Und daß ich sonst mit Euch harmoniren werde, das könnt Ihr Euch denken; Ihr seid ja ein Freund meines Vaters gewesen und seid gewiß mit ihm in Wirthschaftsfragen und in der Gemeinde immer eines Sinnes gewesen. Und wie mein Vater war, will ich auch sein, und was er that, will ich auch thun."

„Freilich", versetzte darauf der Müller, „sind Dein Vater und ich in der Beziehung einig gewesen, und es wird mich recht freuen, wenn Du diesen Weg auch gehen willst und Dich nicht von den anderen jungen Leuten bethören läßt, die alles auf den Kopf stellen wollen und meinen, wir Alten hätten gar nichts verstanden, und sie müßten nun kommen, um alles erst in die rechte und beste Ordnung zu bringen und unsere

Fehler zu verbessern. Ja, zu Grunde richten werdet ihr jungen Leute unser schönes Erlendorf, wenn es Euch gelingen sollte, in die Vorstehung unserer Gemeinde je zu kommen, was Gott noch lang verhüten möge, und bin ich todt, dann ruinirt nur alles, was euch gefällt, ich sehe dann wenigstens nichts mehr davon".

Bei diesen Worten war der Heumüller sehr in die Hitze gekommen, denn er hatte eine Angelegenheit berührt, die ihm sehr am Herzen lag. Die jungen Leute des Dorfes wollten nicht mehr nach alter Sitte und Art weiterleben, ja nicht einmal weiterarbeiten, sondern brachten manche Neuerung in das Dorf, was den Müller nicht wenig aufbrachte, und welchem Beginnen er in seinem Bereiche — und dazu rechnete er das Haus seines künftigen Schwiegersohnes auch — nach Kräften entgegenzuwirken bestrebt war. Er that das im besten Sinne, denn das Ende von diesem neuen Liede, meinte er immer, wird nur der Ruin sein, was natürlich die jungen eigensinnigen Leute gar nicht einsehen wollen, die nicht einmal einem so erfahrenen Manne wie dem Heumüller in dieser Sache Gehör schenkten. „Werden es schon sehen und an mich denken, wenn es zu spät ist", war stets sein Schlußwort.

Georg wußte sein Gewissen zu seinem nicht geringen Troste in der Beziehung rein. Er war von seinen Aeltern nach den Anschauungen des Müllers herangezogen worden und hatte nie daran gedacht es mit den Neuerern zu halten. Er ließ sie reden von Maschinen, die sie sich zum Betriebe ihrer Landwirthschaft kaufen wollten, von dem Anbau von Zuckerrüben, wozu sie von einer neuerrichteten Zucker-Fabrik waren aufgefordert worden, von einer neuen Straße, die für Erlendorf schon eine Nothwendigkeit war. Er dachte aber dabei, redet so viel ihr wollt und verbrennt euch nur die Finger mit neuen Einführungen, die sich nicht halten werden; denn wäre etwas anderes für unsere Gegend tauglich, so würden es unsere Vorältern längst eingeführt haben. Er verhielt sich allen solchen Vorschlägen gegenüber ablehnend.

Darum glaubte Georg den Müller, wenigstens was seine Person betraf, trösten zu können, und sprach zu ihm: „Kann schon sein, daß unsere jungen Köpfe unsere Gemeinde ruiniren würden, aber sie haben noch lang nicht die Gewalt dazu; und so lang Ihr, Heumüller und die anderen Gemeinderäthe und Ausschüsse die Leitung in der Hand haben, wird nicht so leicht ein Schaden über unser Dorf kommen. Und ich halte es ja durchaus nicht mit diesen Neuerern, sondern will alles

fortführen, wie ich es bei meinem seligen Vater gesehen und gelernt habe." Die Schmeichelei und diese Versicherung beruhigten offenbar den Heumüller ein wenig, jedoch besiegt war er nicht.

„Weißt Georg", sprach er weiter, „bevor ich in Betreff der Marie Ja sage, muß ich auch wirklich sehen, ob Du das auch hältst, was Du nun gesprochen hast, darum wollen wir über die Heiratssachen erst wieder nach der neuen Bürgermeister- und Ausschußwahl reden; denn diese Wahl wird über den ferneren Fortbestand oder Untergang unseres Dorfes entscheiden, je nachdem die Erfahrenheit der Alten oder die Unklugheit und Uebereiltheit der jungen Hitzköpfe den Sieg davon trägt. Bis dahin sehe ich auch, wie Du es in Deinem Hauswesen und in Deiner Wirthschaft zu halten gedenkst. Da hast Du auch Zeit vor Dir, um von Marie zu erfahren, ob sie die Deine werden will oder nicht".

„Wenn Ihr es so haben wollt, Heumüller, so ist es mir recht und ich hoffe, daß Ihr auch nach dieser Zeit nichts an mir werdet auszusetzen haben. Behüt' Euch Gott, Heumüller". Und damit nahm Georg seine Mütze, die bei seiner letzten Rede, die er vor dem Heumüller hielt, schon ruhig gewesen wie eine Mühle ohne Wasser, in seine rechte Hand und verließ die Mühle. Im Blumengarten vor der Mühle sah er, es überfiel ihn plötzlich ein gelinder Schrecken, des Müllers Töchterlein Marie, eine ziemlich hochgewachsene schlanke Gestalt, über welche die Burschen Erlendorf's und der Umgebung das einstimmige Urtheil fällten, Marie hatte keine Nebenbuhlerin, die ihre Schönheit verdunkeln könnte. In einem schneeweißen vollen Gesichte ein Paar blaue Augen, runde Wangen, die bei freudiger Erregung wie Pfirsiche roth wurden, ein trotziges, fast zu kleines Näschen; und der Mund mit seinen etwas aufgeworfenen Lippen war nicht das übelste aus dieser gelungenen kunstvollen Zusammenstellung. Einem Anderen gefiel wieder weniger die Vergißmeinnichtfarbe ihrer Augen als ihr reichliches rabenschwarzes Haar, das ihr in langen Zöpfen über den Nacken herunterhing. Marie arbeitete gerade bei den Blumenbeeten. Sobald sich Georg von seiner Ueberraschung erholt hatte, denn er meinte, Marie müße es ihm am Gesichte ablesen können, was er mit ihrem Vater gesprochen, und allerdings war sein Gesicht wieder den Rosen ähnlich gefärbt, grüßte er nun Marie mit einem „Grüß Gott, Marie! Recht fleißig!" — „Ein wenig, grüß' Gott, Georg!" war die kurze Antwort. War es Georg anfangs angenehm gewesen, daß sich Marie ziemlich weit entfernt vom Zaune aufhielt, weil er deshalb sich leichter

und eher wieder fassen konnte, so wäre es ihm nun doch lieber gewesen, hätte sie sich in der Nähe befunden, so hätte er von ihr vielleicht ein paar freundliche liebe Worte oder gar einige Blumen erhalten, von denen er zwar sonst kein besonderer Freund war, die ihm aber als Geschenk von solcher Hand doch werth und theuer gewesen wären. Einen Versuch wenigstens wollte er noch machen. Am passendsten hielt er dazu eine Schmeichelei, so schön sie herauszubringen in seiner Macht war.

„Du hast aber viele und schöne Blumen. Aber freilich, sie müßen schön sein, wenn sie die Marie anbaut."

„Es sind nicht viel und nicht gar schöne", sagte Marie heftig und ohne vom Boden, wo sie sich zu schaffen machte, aufzusehen, „und sie wären ebenso schön geworden, wenn sie der Georg angebaut hätte." Dieser merkte, daß seine Schmeichelei nicht günstig aufgenommen worden, und erwiederte nur kleinlaut: „Ah, das glaube ich doch nicht. Behüt' Dich Gott, Marie!"

„Behüt' Dich Gott!"

Georg ging nach Hause und war in Gedanken versunken, wie das nicht oft bei ihm vorkam. Zuerst staunte er sich selbst an, wo er den Heldenmuth hergenommen habe, zum Heumüller zu gehen und so ungenirt mit ihm zu reden, ja um seine Marie zu freien. Freilich — überlegte er dann auch das Resultat seiner ausgeführten Heldenthat, von der er in seiner Bescheidenheit dafür hielt, daß sie genügend gewesen wäre, etwa eine nicht unbedeutende Festung einzunehmen, so kam er zur Einsicht, den Heumüller habe er doch nicht bezwungen, wenigstens nicht ganz, und Marie hätte mit so einem kühnen Burschen auch freundlicher sein können; aber sie wußte ja nichts. Aber mit einem Streiche, tröstete er sich, fällt man keinen Baum.

2.

Nicht lang darnach kam eine Zeit, in der Georg schon einen Theil seiner Probe, welche der Heumüller mit ihm anstellen wollte, bestehen konnte. Wirklich hatten die jungen Hitzköpfe Erlendorfs sich durch das Zureden des Heumüller's nicht überzeugen lassen von ihren verfehlten Bestrebungen abzulassen und nicht dem Ruine Erlendorfs entgegenzuarbeiten. Sie ließen sich nicht aufhalten. An ihrer Spitze stand ein junger Bauer Namens Joseph Heufler, der gerade volljährig war. Diesen hatte sein Vater in eine landwirthschaftliche Schule gegeben, wo er manches ge-

lernt hatte, oder wie der Heumüller sich ausdrückte, wo er das Gift einer verderbenbringenden Wirthschaftsmethode in sich eingesogen, womit er nun auch sein Heimatdorf anstecken und vernichten werde. Die Altersgenossen Heufler's schenkten diesem Gehör, versuchten gleich ihm manches, was er ihnen gerathen, und da es sich bewährte — in den meisten Fällen wenigstens — so wurden er und sie in ihren Plänen immer kühner, was die alten Bauern nicht wenig verdroß, da ihnen das Abgehen von väterlichem Thun und Lassen als eine Revolution erschien, die zu keinem guten Ausgange führen könne. Nun aber gaben die Jungen sich schon nicht mehr zufrieden, auf eigenem Grund und Boden zu reformiren, sie wollten — gerade weil sie bei den Anderen Widerspruch fanden — auch auf Gemeindegründen nach ihren Ansichten wirthschaften. Dazu hatten sie ein Mitglied des Gemeindeausschusses für ihr Beginnen gewonnen. Es war dies der Rosenbauer, welcher ehrgeizig war, sich aber von den anderen älteren Gemeindegliedern nicht nach seinem wahren — natürlich nicht geringen Werth — geschätzt und respectirt sah, denn sonst hätte er ja müßen schon längst Bürgermeister sein, was er aber durch den Unverstand der Erlendorfer, oder wie er sagte, durch ihren Neid, noch nie gewesen. Der Rosenbauer sollte in der Sitzung des hohen Gemeindeausschusses von Erlendorf beantragen, es möge die Haide, welche Eigenthum der Gemeinde war und die zur Schafweide benützt wurde, vom nächsten Jahre an verpachtet werden, damit ein größerer Nutzen von diesem Boden erzielt werde, was dadurch geschehen könne, wenn die Pächter der Haide darauf Zuckerrüben bauen würden, deren Verkauf ein viel größeres Erträgnis als die Wolle der Schafe abwerfen würde. Der Rosenbauer war innerlich über diesen Antrag selber nicht erbaut, das schien ihm eine zu radicale Aenderung für Erlendorf; doch vor seinen ehrgeizigen Plänen mußten diese Gewissensbisse schweigen. Mit Hilfe der Jungen wollte er sich kühn über jung und alt hinweg an die Spitze der Gemeinde emporschwingen, und dann sei er der Herr, und das Regiment läge in seiner Hand — zum Aerger der Alten, die ihn so miskannten und hintansetzen. Als Bürgermeister konnte er außerdem, beschwichtigte er sich, manchen zu kühnen Plan der Jungen vereiteln und so doch noch Erlendorf auf dieser Welt in seinem Bestande erhalten.

Diese hochwichtige Sitzung, in welcher der Rosenbauer seinen, die Welt oder mindestens Erlendorf, erschütternden Antrag auf Verpachtung der Gemeindehaide stellen sollte, kam. Nichts ahnend waren die Ausschuß-

mitglieder, wie gewöhnlich zum Heumüller, denn dieser führte damals die Zügel der Regierung Erlendorfs, gekommen, welcher der Gemeindevertretung ein Zimmer mit großem Tische und einigen Bänken zur Verfügung stellte, allwo sie ihre weisen Berathungen abhalten und ihre staats- oder zum wenigstens dorfrettenden Beschlüße fassen konnten.

Die Sitzung schien einen ganz gewöhnlichen Verlauf nehmen zu wollen. Der Rosenbauer wunderte sich nur, daß ihn seine Collegen noch mit altgewohnter Freundlichkeit oder auch Unachtsamkeit behandelten und seinen geplanten Umsturzantrag nicht von der Stirne ablasen. Zum Schlusse der Sitzung mußte aber die Sache vorgetragen werden; nachdem schon alle laufenden Angelegenheiten Erlendorfs, wie der Ankauf eines neuen Stieres, die Regelung der nächtlichen Feuerwache, eine dem Nachtwächter zu ertheilende Rüge, weil er einmal verschlafen und nicht gerufen hatte, das Datum des Schafewaschens und der Schafschur abgethan und durch solonische Kraftsprüche und unsterbliche Beschlüße erledigt waren, räusperte sich der Rosenbauer nicht wenig und spuckte hinter dem Rücken seiner Nachbarn in heftiger Weise auf den Stubenboden. Das war in Erlendorf das Zeichen, daß nun etwas nicht Gewöhnliches kommen werde, und daß Einer eine nicht unwichtige Rede zu halten sich anschickt. Aller Augen und Ohren waren daher jetzt dem Rosenbauer zugekehrt, der in diesem Augenblicke gewiß nicht mit Recht hätte behaupten können, er finde in Erlendorf zu wenig Beachtung. Jetzt fand diese der Rosenbauer fast zu viel, und sie brachte ihn ein wenig in Verwirrung, besonders wenn er den gefährlichen Inhalt seines Antrages bei sich erwog. Fast hätte er ihn hinunterschlucken mögen, obwohl sein Vorbote, der Speichel schon heraus war; allein das ging schwer — und zudem, wo wäre denn seine Aussicht das Oberhaupt Erlendorfs zu werden! Er begann also langsam und feierlich: „Männer, ich habe noch einen Antrag. Wenn wir nämlich unsere Gemeindehaide besser als wie jetzt, wo sie nur als Schafweide benützt wird, verwerthen würden. Das könnte dadurch, meine halt ich, geschehen, wenn wir sie verpachten, wovon wir dann mehr einnehmen werden, als uns die Schafe jährlich Nutzen abwerfen."

Wie wenn eine Bombe in die Mitte des hohen Rathes von Erlendorf gefallen wäre, so wirkte die Staatsrede des Rosenbauer auf seine höchstgestellten Mitbürger. Einige fuhren von ihren Sitzen auf, schlugen auf den Tisch und fast Alle schrien durcheinander: „Unerhört! So etwas

ist noch nicht im Erlendorfer Gemeindeausschuß seit Beginn der Welt dagewesen! Also die einzig dastehende Gemeindeordnung unseres Dorfes soll umgestürzt werden! Welch' eine Schande für den Erlendorfer Gemeindeausschuß, daß ein Mitglied desselben sich getraut, in einer Sitzung solch' einen unsinnigen Antrag zu stellen! Schön von Euch, Rosenbauer, daß Ihr Euch von den jungen Sprudelköpfen für ihre widersinnigen und verderblichen Pläne gewinnen laßt. Wo habt Ihr denn Euren Verstand, Eure Erfahrung? Woher habt Ihr denn dann Eure grauen Haare herbekommen?"

Während es diese Fluth von unwilligen Aeußerungen auf den armen Rosenbauer von allen Seiten regnete, hatten sich seine Nachbarn auf der Bank alle entfernt, und er saß nun auf derselben ganz allein wie ein angeklagter armer Sünder, wider den Alle Anschuldigungen erhoben. Sein Muth und seine Weisheit, selbst sein Ehrgeiz ließen ihn im Stiche, und wer weiß, ob er nicht in diesem kritischen Augenblicke es über sich gebracht hätte, seinen Antrag zur Rettung seiner und des Dorfes Ehre wieder zurückzuziehen; denn zu sprechen versuchte er, aber in diesem lebhaften Stimmendurcheinander wurde er gar nicht gehört. Als Blitz und Donner dieses Gewitters so ziemlich nachgelassen hatten, suchte sich der Bürgermeister durch seine eigenartige Glocke, indem er nämlich mit der Faust mehrmal kräftig auf den Tisch schlug, und durch seine kräftige Stimme vernehmlich zu machen und rief: „Ich glaube über diesen Antrag brauchen wir gar nicht weiter zu verhandeln oder abzustimmen, denn das ist alles schon geschehen, die Sitzung ist geschlossen!" Wie der Nachhall eines vorübergezogenen Wetters gingen die Erlendorfer Senatoren aus der Mühle weg — nochmals kräftig ihr Veto gegen solch' ein Untergraben der Erlendorfer Ordnung wiederholend, wobei sie dem Rosenbauer wie einem Verurtheilten scheu aus dem Wege gingen. Dieser sah sich um seine entrüsteten Collegen gar nicht mehr um, sondern trachtete sobald als möglich aus der Mühle hinaus und nach Hause zu kommen. Dort hatte er, weil Sonntag war, den ganzen Abend Muße darüber nachzudenken, ob er einen klugen oder dummen Streich gemacht und was für Folgen es für ihn haben werde. Er konnte aber, je länger er nachdachte, desto weniger sich darüber ein sicheres Urtheil bilden und wollte warten, was für Früchte die Folgezeit für ihn zeitigen würde. Er hoffte die besten, die gewünschten.

Natürlich war bald das ganze Dorf voll von dem neuen Revolutionär, dem Rosenbauer und seinen verderblichen Gesinnungen und

Anschlägen, die aber von den wachsamen Vätern der Gemeinde gleich in ihrem Keime zur Ehre und zum Nutzen derselben gründlich erstickt worden waren. So rühmten sich die stolzen Wächter Erlendorfs selbst. Die „Jungen“ aber lachten ob der Sache, denn sie hatten diesen Ausgang vorausgesehen und sprachen nun offen davon, daß sie trotz der Misbilligung der „Alten“ auf ihrem Grund und Boden Zuckerrüben zu bauen beabsichtigten, ja, daß diejenigen, die selber ein Stück Haide besäßen, dasselbe umpflügen und zu Aeckern für Zuckerrüben herrichten würden. Damit war ein gewaltiger Zankapfel in das friedliche Dorf geworfen. Wollten die Jungen diese verwünschten Unglücksrüben, so nannten sie die Alten, schon durchaus bauen, um damit einen sehr unsüßen Untergang zu erleben, so sollten sie es zu ihrem Schaden; jedoch die Stücke Haide, die sich im Besitze einiger Jungen befänden, dürften sie nicht umpflügen, denn das wäre auch gemeinsamer Weidegrund für die zahlreichen Schafe des Ortes, und wohin käme die weitberühmte Schafzucht von Erlendorf, wenn dessen Weidegrund eine Einschränkung erführe? Der Rosenwirth, der erste Gemeinderath des Dorfes, der sich aber immer als „Gemeinderad“ unterschrieb — man wußte nicht, that er dies aus Bescheidenheit oder aus Hochmuth; die Jungen meinten aus Selbsterkenntnis thue er das, weil er nämlich das fünfte Rad am Wagen der Gemeinde sei —, dieser Rosenwirth hielt große Stücke auf sich selbst, wie es bei einem Gemeinderathe der Mustergemeinde Erlendorf auch ganz in der Ordnung war; dieser meinte nun, so lange er „Gemeinderad“ von Erlendorf sei, würden diese jungen Hitzköpfe die Gemeinde nicht in das gränzenlose Elend führen, in das sie offenbar mit ihren Absichten hinlenkten. Nie und nimmer würde er zugeben, daß der Ruhm und Reichthum seiner Heimat, die ansehnliche Schafzucht daselbst, eingeschränkt oder gar abgeschafft würde. Aehnlich sprachen andere ebenso gewichtige Stimmen Erlendorfs wie die des Rosenwirthes.

Um dieser Umsturzbewegung ein energisches Ende zu bereiten, wurden viele Sitzungen des Senates von Erlendorf gehalten. Doch so sehr sich die Weisen ihre Köpfe zerbrachen, sie konnten kein Mittel finden, ihre Jugend von ihrem eigensinnigen Treiben zu bekehren, oder sie zu zwingen es zu unterlassen. Als man endlich sah, daß Pflüge über die Haide, die im Privatbesitze Einzelner war, hinzogen, da beauftragte die Gemeindevorstehung den Schullehrer, es bis auf ein halbes Schaf genau auszurechnen, wie viele Stücke dieser nützlichen Thiere jeder Bauer

Erlendorfs gemäß seines Antheils am Besitze der Gemeindehaide und je nach der Größe seiner eigenen Haide halten dürfe. Das war der Antrag des besorgten „Gemeinderades", des Rosenwirthes, welcher erklärte, nie werde er sich dazu herbeilassen eine Schaar von Schafen, die abwirthschaftenden Leuten, die nicht einmal eine Handbreite Haide besitzen, gehören, mit seinem Grase zu füttern. Die Jungen mußten sich diesem Beschlusse fügen und ihren Schafstand verringern, weil sie keine eigene Haide mehr hatten; denn der Rosenwirth machte Miene, fremde Schafe, die in ungesetzlicher Zahl auf seine Haide kamen, durch kurzen gewaltsamen Proceß zu entfernen. Der Bürgermeister Heumüller war nun noch mehr unter die Propheten gegangen und sagte den baldigen Untergang des halben Dorfes mit großer Bestimmtheit vorher, wobei er außerdem das Beklagenswerthe hervorhob, daß die Zugrundegegangenen wahrscheinlich dann nicht einmal genug Wolle für Kleider übrig behalten werden. Der Rosenbauer führte ein eingezogenes Leben, denn in den hohen Rathssitzungen konnte er sich füglich nach seinem aufrührerischen Antrage und dem darauf folgenden Aufstande nicht mehr blicken lassen. Er verkehrte nur noch hie und da mit den Jungen, auf die er seine einzige Hoffnung für die Zukunft baute.

Georg wurde schon durch sein Versprechen, das er dem Heumüller gegeben, gehalten, wenigstens in der Stille der Partei der Alten sich anzuschließen und nach ihrem Recepte zu leben und die Wirthschaft zu betreiben, wollte er nicht jede Hoffnung, Marie zu gewinnen, verlieren. Freilich häuselten ihn seine Altersgenossen, die durch ihn die Zahl und Macht ihrer Gesinnungsgenossen vermehren wollten; aber Georg blieb taub gegen ihre Verführungsversuche und ließ sich lieber den Spott der Jungen gefallen, ehe er die Gunst des Heumüllers verscherzte. Diesen freute die Standhaftigkeit Georg's recht sehr und er hätte nach dem weiteren Bestehen dieser Proben nichts dagegen gehabt, Georg zu seinem Schwiegersohne zu machen, da er sich als der einzige von den jungen Bauern erwies, der sich nicht renitent gegen die Rathschläge der Alten erwies. Und einem getreuen Alten konnte der Heumüller seine blutjunge Marie doch nicht geben. So unbarmherzig hätte er nicht sein können. Leider konnte aber Georg nicht sagen, daß seine Bemühungen, sich in die besondere Gunst Mariens zu setzen, von einigem Erfolge gekrönt gewesen wären. Sie erwiderte seine Freundlichkeit wieder mit Freundlichkeit, aber nur kurz, da sie eben mit Allen gut und freundlich verkehrte, was ihr alle Herzen im Dorfe gewann. Aber größerer Erfolge als einiger guter Worte



konnte er sich nicht rühmen. Marie schien von der großen politischen Erregung Erlendorfs gar nichts zu merken und zu wissen; denn sie konnte mit den „Jungen" so heiter und fröhlich scherzen und lachen, als ob diese die besten Freunde ihres Vaters wären. Oder wollte sie durch ihre Zurückhaltung gegen Georg diesem vielleicht jeden Gedanken an sie aus dem Kopfe verscheuchen und ihm gar keine Hoffnung geben? Georg hatte manchmal diesen Einfall auch, und der drückte ihn dann mehr als die schwere Arbeit des Feldes. Er wurde noch einsylbiger und zurückgezogener als früher, in seinem ganzen Wesen drückte sich durch noch größere Ungelenkigkeit diese Niedergeschlagenheit aus.

3.

Eines Tages sah Georg beim Vorübergehen an der Mühle etwas Sonderbares. Einer der Jungen, gleichsam ihr Führer, Joseph Heufler, ging in die Mühle hinein. Aus welchem Grunde? Das war die schwer zu beantwortende Frage, die aber Georg gar so gern beantwortet haben wollte. Wird es vielleicht schon noch erfahren. Jedenfalls war es keine geringfügige Veranlassung, die jenen Besuch hervorrief. Heufler ging durch den Vorgarten, tritt in die Hausflur, wo er Marie findet, welche die Neugierde, die durch die nahenden Tritte war geweckt worden, herbeigelockt hatte. Joseph war über das unerwartete Zusammentreffen mit Marie nicht erschrocken, sondern eher erfreut und grüßte gleich Marie: „Grüß' Dich Gott, Marie; weißt Du warum ich komme?"

„Nein, grüß' Dich Gott, Joseph, das weiß ich nicht. Willst Du mit dem Vater etwas sprechen?"

„Freilich," erwiderte Joseph, „und zwar will ich Dich von ihm begehren, wenn Du nichts dagegen einwendest."

„Geh' weiter, Joseph", sprach Marie mit hellem lustigen Lachen, „Du bist heute gut aufgelegt und treibst mit mir einen Spaß und dann sage ich Dir, daß ich Dich nicht mag." Und damit lief Marie davon, wobei sie aber so fröhlich lachte, daß Joseph daraus erkennen konnte, diese Abweisung sei nicht so ernst zu nehmen.

Er ging zum Müller hinein.

„Grüß' Euch Gott, Heumüller!" begrüßte er diesen.

„Grüß' Dich Gott, was führt Dich denn zu mir? Was bringst Du?"

„Bringen thue ich nichts," erwiderte Joseph. „Ich komme in einer anderen wichtigen Angelegenheit."

„Das hätte ich mir zwar so denken können", spöttelte der Heumüller, „daß Du nichts bringst, höchstens einen Rübensamen; das weißt Du aber, daß Du den bei mir nicht an den Mann bringst. Oder willst Du mich doch dazu bekehren? Dann spare Deine Worte, das wäre vergebliche Mühe."

„Tröstet Euch, Heumüller", beruhigte Joseph den Müller, der sich zur ungelegenen Zeit ihrer Gegnerschaft erinnerte, „ich will Euch mit allen diesen Dingen nicht im mindesten belästigen, denn aus einer ganz anderen Ursache bin ich gekommen. Ihr kennt mich und mein Haus und mein Vermögen, und ich wollte Euch fragen, ob Ihr mir nicht Eure Marie zum Weibe geben wollt."

Wenn einer dem Heumüller gesagt hätte, er solle freiwillig vom Bürgermeisterthrone heruntersteigen und ihn einem Anderen überlassen, so hätte er vielleicht kein solch' verwundertes Gesicht gemacht, wie auf die Worte Josephs hin. Doch er war bald wieder gefaßt und war der Meinung, nur mit Hohn dürfe solch' ein Freier behandelt werden.

„Ah, das ist schön! Ist das wirklich Dein Ernst, oder willst Du Dir mit mir einen Scherz erlauben? Sonst immer der Gegner des um die Gemeinde so bekümmerten Bürgermeisters, dessen Fürsorge man ganz vernichten will, und nun will man dessen Liebstes haben. Das kann nicht Dein Ernst sein, Joseph? Oder doch? Und glaubst Du denn, Dir könnte ich ruhigen Herzens meine Marie anvertrauen? Du kennst ja meine Ueberzeugung, daß ich dafürhalte, ihr Neuerer werdet mitsammt euren Neuerungen gar bald aus Erlendorf verschwunden sein. Und da sollte ich Dir meine Tochter geben?"

„Wie aber, Heumüller, wenn Ihr Euch irren würdet," wendete Joseph ein, „wenn wir nur Gutes unternehmen und auch zu einem guten gelungenen Ende fortführen, werdet Ihr dann auch noch auf Eurer glänzend widerlegten Meinung beharren?"

„Aber, Joseph," sprach mitleidig der Heumüller, „sieh' doch meine Haare an, die schon grau werden — und das durch lange Erfahrung. Und da meinst Du, ich täusche und irre mich? Laßt Euch nur nicht durch kleinwinzige Erfolge verleiten zu glauben, ihr habt recht und wir irren."

„Ich sehe, Heumüller," sagte Joseph sich erhebend und zum Fortgehen sich anschickend, „es wäre schade, wenn ich weiter ein Wort in der Sache, die mir so sehr auf dem Herzen liegt, verlieren würde. Aber wenn ich einen bedeutenden Erfolg errungen haben werde, will ich Euch wieder

um Eure Marie bitten. Dann ist Eure vorurtheilsvolle Meinung widerlegt, und es fällt der Grund Eurer abschlägigen Antwort fort. Behüt Euch Gott, Heumüller,"

„Wenn Du in dieser Zeit erst kommen wirst," sprach lächelnd der Heumüller, dann Joseph werden wir über diese Sache heute wohl das letztemal geredet haben. Behüt' Dich Gott!"

Betrübten Herzens ging Joseph aus der Mühle. Als er durch den Vorgarten ging, war Marie da — diesmal absichtlich. Sie war sehr neugierig zu wissen, ob Joseph früher zu ihr im Scherze oder im Ernste gesprochen, daß er um ihre Hand anhalten werde, und welche Antwort ihr Vater darauf ertheilt habe. Einstweilen hatte sie auch im Stillen Betrachtungen angestellt über ihre beiden Freier, und der Vergleich dauerte nicht lang, so schlug er zu Ungunsten des etwas linkischen Georg aus, der es auch durch seine äußerliche Erscheinung mit Joseph nicht aufnehmen konnte. Denn Georg hatte auf seinem kräftigen Körper einen nicht kleinen Kopf mit rasirtem braunem Gesichte und kurzen Haaren sitzen, während Joseph mittelmäßiger Mannesgröße war, mit ausdrucksvollerem Gesichte, die Oberlippen bebartet, die Stirne von schwarzen etwas gelockten Haaren überschattet.

„Nun," scherzte Marie, als Joseph am Garten vorüberkam, „ist schon alles in Ordnung gebracht?"

„Nein, noch nicht," erwiderte der zum Scherzen nun nicht gelaunte Joseph, „aber später will ich doch noch einmal, oder wenn es sein muß auch noch öfter um Deine Hand anhalten, bis ich mein Ziel erreiche. Dir wird es wohl recht sein, nicht wahr, Marie?"

Diese hatte die Botschaft Josephs auch mit Trauer vernommen, aber auf die letzte Frage Joseph's hin, lächelte sie, und reichte ihm schnell einen Blumenstrauß, den sie bisher hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte, als Antwort hin, wonach sie schnell durch den Garten in die Mühle, ohne ein Wort zu sagen, sich entfernte.

Joseph hatte ihre Antwort in der Hand und noch dazu in schönster Form, und auch an Deutlichkeit ließ sie kaum etwas zu wünschen übrig; denn Joseph sah mit verständigem freudigem Blick ein paar Rosen mit Vergißmeinnicht und brennender Liebe in das Büschlein zusammengebunden, also mußten sie zusammengehören, und an wen diese Sprache gerichtet war, darüber hatte Joseph auch keine Zweifel mehr. Das war heilender Balsam und ein Trost auf den wenig tröstlichen Bescheid des Heumüllers.

Doch auch diesen trachtete er zufrieden zu stellen und nahm sich vor ihn gründlich von seinen Vorurtheilen zu heilen und ihn so zu entwaffnen.

Georg erfuhr natürlich von der Werbung Joseph's, aber auch von der abschlägigen Antwort, die er sich geholt, und das war kein geringer Stolz für Georg und belebte seine Aussichten, die er sich machte, nicht wenig. Doch vorsichtig mußte er nun sein, dem Heumüller ja nicht im Geringsten zu misfallen.

Der Streit, der sich in Erlendorf um Schafe, Haide, Weide und Rüben u. dgl. drehte, dauerte immer fort. Ja, die Jungen gingen in ihrer Bosheit so weit, eine neue und dazu gewichtige Streit-Frage auf das Tapet zu bringen. Erlendorf lag nämlich an der Gränze eines Bezirkes. Der Nachbarbezirk baute eine Straße bis an die Gränze des Erlendorfer Gebietes. Diese hörten davon nicht gern: „und wenn sie schon in unserem Bezirke und in unserem Gemeindegebiete gemacht werden soll", sagten die Alten, „so soll sie auf dem jetzigen alten Weg gebaut werden". Damit war jedoch der Jngenieur nichts weniger als einverstanden, denn der alte Weg führte ganz unten im Thale am Bache und war daher allen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das hieße das Geld hinauswerfen, sagte er, und dann wäre dennoch keine ordentliche, stets fahrbare Straße vorhanden. Die neue Straße müße auf mäßiger Höhe angelegt werden, damit sie practisch sei. Die Jungen waren damit einverstanden, wie die Alten sagten, deshalb, weil die neue Straße durch die besten Aecker der Alten hindurchführen würde; obwohl auch die Jungen etwas von ihrem Grunde verlieren sollten, was sie als Opfer für die gute allgemeine Sache gern thun wollten. Die Alten sträubten sich gewaltig und die Gemeindevertretung faßte den einmüthigen erleuchteten Beschluß: Entweder wird die neue Straße auf dem alten Wege angelegt, oder durch Erlendorf wird gar keine neue Straße hindurchführen. Jst im Grunde genommen auch keine gar so große Nothwendigkeit vorhanden, indem durch Jahrhunderte die Erlendorfer diesen Weg mit Nutzen gebrauchten" ... wenn auch manchmal im Frühjahre oder Herbste nach langen Regentagen das Wasser in großen Lachen darauf stand, so daß daraus Löcher entstanden, in denen manche Wagen halb versanken und kaum zum herausbringen waren, während minder glückliche ihren Jnhalt, oder gar ihre Jnsassen in den Bach hineinleerten. Aber diese jungen unzufriedenen Sprudelköpfe wollten alles anders und besser als ihre Väter haben!

Und so kam es, daß der Nachbarbezirk seine Straße bis an Erlendorfs Gränze fertigstellte, womit die Straße einstweilen ihr Ende erreichte, oder richtiger, in ein bei starkem Regenwetter unpassirbares Kothmeer mündete. Die Einigkeit und der Friede wurde durch all' das in Erlendorf wenig gefördert. Der Heumüller sammt seinen Mithelfern in der Gesetzgebung Erlendorfs mußte all' seine Geisteskräfte nun stets doppelt anspannen, seine Wachsamkeit vergrößern, damit ja jeder Schade, den die ruhelosen jungen Hitzköpfe über Erlendorf durch ihren Unverstand und ihre Unklugheit, die nun schon an Bosheit streifte, bringen konnten, glücklich abgewendet werde. Georg ging dieser hohen Politik aus dem Wege und ließ sich selbst die höhnischen Stichelreden seiner Altersgenossen gefallen, ohne mit ihnen Gemeinschaft in verpönten Dingen zu haben, damit er nicht im entferntesten in den Geruch eines Jungen käme und dadurch des Heumüllers Gunst verlöre. Diese schien ihm sicher zu sein. Ob auch die Mariens? das schien ihm nicht so gewiß, weil er dafür gar keinen Anhaltspunkt hatte, das zu glauben. Hie und da sah er Marie mit einer Rose oder einem Vergißmeinnicht oder gar mit brennender Liebe, und manchmal schmeichelte er sich diese oder jene Blume wäre für ihn bestimmt und würde ihm gegeben werden; aber darauf wartete er immer umsonst. Wohl aber verstand Joseph den Sinn dieser von Marie getragenen Blumen, und hätte er ihn nicht verstanden, das zutrauliche Lächeln Mariens oder gar ihre Lippen würden ihm dieses Misverständnis gelöst und ihn so aufgeklärt haben, daß er sich über diese Blumen und deren Bedeutung, ja sogar über die geheimsten Gedanken und Gefühle in Mariens Herzen in der vollkommensten und erfreulichsten Gewißheit befand. „Harren wir nur aus", tröstete er Marie, „endlich wird auch dein Vater nachgeben, nachdem ich ihm Beweise von der Irrigkeit seines Urtheils über mich und meine Wirthschaft gebracht". Und daß Marie mit dem Vorschlage Josephs ganz einverstanden sei, das sagte ihm in deutlicher Weise ihr Mund und ihre Augen.

4.

Jetzt nahte für Erlendorf ein ungemein kritischer Augenblick; es war die Zeit vor der Thüre, wo eine neue Gemeindevertretung für Erlendorf zu wählen war. Dabei offenbarten sich die Jungen in ihrer größten Verworfenheit. Sie hatten die Verwegenheit, im vollen Ernste



die Absicht auszusprechen, den alten bewährten Weisen des Dorfes entgegenzutreten und bei der Wahl selber als Candidaten auf dem Kampfplatz zu erscheinen, ja deren geheiligte Sitze wollten sie in ihrer maßlosen Tollkühnheit einnehmen, nachdem sie deren frühere Inhaber durch die Wahl entthront hätten. Entsetzliches unerhörtes Beginnen! Da war das Pflanzen der Unglücksrüben nur ein Kinderspiel dagegen gewesen. Die alten trauten beim ersten Vernehmen dieser unglaublichen Schauermähre ihren Ohren nicht, und mancher bildete sich ein, er wäre taub oder im hohen Grade schwerhörig geworden und frug deswegen nochmals, um zu erfahren, ob diese fürchterlichen Worte wahrhaft oder nur eine Täuschung des kranken Gehöres gewesen seien. Leider waren sie reine, freilich im ersten Augenblicke ganz unfaßbare Wahrheit gewesen. Solch' eine Selbstüberhebung und Auflehnung war aber schon himmelschreiend! Die Jungen sollten aber nicht triumphiren! Wir bleiben die Alten, sagten sich die Alten, und halten zusammen und werden uns die Jungen nie überstimmen. Retten wir Erlendorf! Wäre doch jammerschade um das schöne Dorf, unseren Geburtsort. Was würden diese Jungen daraus machen! Und stolz musterten die Alten die ansehnliche Zahl ihrer Streitkräfte. Das thaten auch die Jungen; aber weniger stolz, weil sie wirklich nicht viel Hoffnung auf Erfolg zu haben schienen. Der Rosenbauer erklärte freilich öffentlich seinen Abfall von den Alten, weshalb ihn diese wegen einer solch' treulosen Fahnenflucht für immer aus ihren Reihen ausschlossen, während sich der Rosenbauer damit tröstete, nun bald den Thron besteigen zu können, nach welchem er sich unter der Herrschaft der Alten so lang vergeblich gesehnt hatte.

Auch Georg wurde von den Jungen bearbeitet sicherlich mit ihnen zu stimmen; doch solch' ein Versprechen war weder durch ernstes noch durch scherzhaftes Zureden von ihm zu erlangen. Eher ließ er sich hänseln und als lediger Mann schon zu den alten Witwern zählen, bevor er — selbst um die Stelle eines Ausschußmitgliedes oder gar eines Gemeinderathes, ja um die höchste Bürgerkrone Erlendorfs hätte er das nicht gethan — sein Hoffen und Harren und Probehalten aufgegeben und dadurch auf den ersehnten Augenblick verzichtet hätte, die schöne Marie mit dem Myrthenkranze auf dem Haupte, bewundert von Allen und beneidet von Vielen, an seiner Seite zum Trau-Altare führen zu können. Ja die große Aufregung vor der Gemeindewahl war ihm nichts unangenehmes, sondern eine freudige Erscheinung, die ihm die

Zeit nicht mehr fern zeigte, wo er als erprobter echter unverfälschter Erlendorfer von altem Schrot und Korn vor den Müller wieder hintreten konnte, um nun stolz und siegesbewußt, da er die Prüfung so gut bestanden, dessen Tochter zur Ehe zu begehren. Da war gar keine Abweisung mehr denkbar. Und wenn er auf dem Kirchwege Marie begegnete, die sich da in ihrem himmelblauen Kleide und ihrer schwarzsammtenen Jacke ganz herrlich ausnahm, da ihr Köpflein daraus wie die Blüthe einer Blume aus ihrem grünen Blätterkelche gar frisch und zierlich emporragte, da nahm sich Georg zusammen, seine eleganteste Haltung, deren er fähig war, anzunehmen und mit dem Aufwande seiner ganzen Freundlichkeit und Liebe und aller seiner Bezauberungsmittel Marie zu grüßen und sie für sich einzunehmen. Es hätte gar niemand geglaubt, daß Georg so gut gelaunt sein könne, wie er sich zeigte, wenn er mit Marie redete. Ebenso hatte ihn fast niemand noch so freundlich lachen gehört, wie er das in Mariens Gegenwart that. Des Rosenbauers Anna, die nicht ungern selbst Georg zum Manne gehabt hätte, welcher Umstand ihre Zuneigung zu ihrer alten Kameradin der Marie, weil diese die begünstigte war, herabminderte, diese behauptete sogar, Georg's Augen leuchteten wie eine Kohle, wenn er mit Marie rede, welche Behauptung ihr aber nicht Alle glaubten, indem sie den Georg einer solchen Exaltation gar nicht für fähig hielten; und der Anna wurde die Sache so ausgelegt, daß sie die Marie sogar um ganz einfache freundliche Blicke aus Georgs Augen beneide. Georg sah und hörte von solch' eifersüchtigen und lieblosen Reden gar nichts, er sah nur Marie — in Wirklichkeit oder im Bilde in seinem Innern.

Aber etwas bemerkte Georg doch, nämlich daß er Marie nicht regelmäßig auf dem Kirchwege zur selben Zeit treffe, sondern sie manchmal früher, manchmal später sehe, ja daß sie manchmal zwar auch in Begleitung von Rosenbauers Anna, die sie zum Kirchgange immer abholte, kam, daß sich ihnen aber noch jemand zugesellt habe und zwar keine Kameradin, sondern ein Kamerad und noch dazu der gefährlichste, den es im ganzen Dorfe gab, nämlich der Heufler Joseph, bei dessen erstem Erblicken Georg ganz eigene verblüffte Blicke — diesmal waren es gewiß keine leuchtenden — machte. Ja wenn Anna jetzt auf ihre Begleitung gerade so genau achtgegeben hätte, wie sie auf Georg achtete, so hätte sie auf beiden Seiten leuchtende Augen, beredte Lippen, lachende Wangen gesehen, doch dafür schien sie nicht so viel Interesse wie für Georg zu haben;



höchstens daß sie sich einmal dachte: „Schau, diese Zwei scheinen ja nicht ungern mit einander zur Kirche, und selbst durch's Leben gehen zu wollen! Was da noch der Georg dreinzureden oder gar leuchtende Blicke dreinzuwerfen hat? Soll bei Anderen reden und seine Augen leuchten lassen, würde ihm auch mehr und eher nützen, als bei Marie". Joseph konnte es sich freilich nicht verhehlen, daß er nun als des Müllers Gegner bei der Wahl sich dessen Zuneigung nicht gewinnen würde; aber er vertraute doch der glücklicheren Zukunft und die rothen Blumen, wie die blauen Augen, wie auch die rosigen Lippen Mariens munterten ihn zum Ausharren auf.

Der Gemeindewahltag kam. Alle wußten, das sei der Entscheidungstag für Wohl und Wehe Erlendorfs. Die Alten kamen mit einer Miene als ob heute von ihrer Stimme die Rettung des Dorfes abhinge. Sie würdigten die Jungen, die mit einiger Zuversicht sich und ihre Pläne nun durchzubringen gekommen waren, kaum einiger Blicke, da sie wußten, deren Stimme war für sie verloren und damit auch für die gute Sache. Der Heumüller hatte aus der Schule die Tafel in das Sitzungszimmer bringen lassen und zur festgesetzten Stunde begann die Wahl und damit die Qual. Die Einzelnen brauchten freilich nicht mehr lang im Saale nach würdigen Candidaten für die Senatorenwürde Erlendorfs herumzusehen und zu suchen, denn von solchen wimmelte es. Aber auch damit zerbrachen sich die Wähler nicht den Kopf die Allerwürdigsten auszulesen und zu dieser unfaßbar hohen Würde zu erheben: das alles war nicht mehr nothwendig, denn jeder hatte dieses Geschäft offenbar schon Tage lang früher angefangen, um bei der Wichtigkeit desselben nicht schleuderhaft und voreilig und so schlecht dabei zu verfahren. Die Liste würdiger Erlendorfer, die jeder schon in der Hand hielt, war ein Beweis, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Wähler schon vor der Wahl sich mit diesem Geschäfte gründlich und mit Erfolg beschäftigt hatten und zwar mit gutem Erfolg, wie die Namenauslese bewies.

Die Stimmzettel konnten also bald eingesammelt werden, und nun begann der entscheidende Moment: das Zählen der Stimmen. Der Heumüller las die Namen, sein Nachbar zeichnete sie auf ein Blatt Papier und der „Gemeinderad" Rosenwirth schrieb sie oben auf der Tafel auf. Das that er in Zeichen, die nicht immer den Vorstellungen von den Buchstaben, wie die meisten sie haben, ganz glichen, was der

Rosenwirth selbst ahnen mochte und worauf ihn auch das Kichern eines Jungen, als er dessen Namen in einer Mischung von deutscher Keil- und Hieroglyphen-Schrift hinmalte, aufmerksam machte, weshalb er, da es sich nicht um eine private Schreibübung handelte, für das anwesende Publicum die große Fürsorge hatte, nach jeder solchen Leistung im außergewöhnlichen Schreibfache auch deutlich anzugeben, was dieses mystische Zeichen zu bedeuten habe, wodurch er den Jungen zu ganz eigenen scherzhaften Auslegungen dieser Runen Gelegenheit gab. Der Heumüller hatte diese Niederlage des Rosenwirthes vorausgesehen, da diese Schwäche eine allbekannte, wenn auch noch nie so offen producirte war, und deswegen hatte der Heumüller auch den Schullehrer zum Schriftführer einladen wollen, wodurch der ganzen Angelegenheit eine gewisse Weihe gegeben worden wäre. Aber der Heumüller drang mit seinem gutmeinten Vorschlag nicht durch, ja der Rosenwirth war darüber sogar etwas ungehalten und fühlte sich beleidigt, indem er sich beklagte, daß sogar die Alten sich schon selber um ihre Ehrenstellen bringen wollten, da er doch das Schriftführeramt schon mindestens ein halbes Dutzendmal bei den Wahlen, und zwar immer zur allgemeinen Zufriedenheit — nie war eine Klage laut geworden — geführt habe. Das Letztere war freilich wahr gewesen, aber es benahm der originellen Art und Weise nichts von ihrer eigenthümlichen Sonderbarkeit, mit der der Rosenwirth seines Amtes waltete, und das schien dem Heumüller doch nicht mehr ganz in der Ordnung zu sein. Als nämlich die Alten noch unter sich waren und als die unbestrittenen Herrscher von Erlendorf galten, da nahm sich der Rosenwirth bei den Gemeindewahlen gar nicht die Mühe schwerfällige Uebungen im Schreiben anzustellen und dabei recht fragliche Resultate dieser Kunst an das Tageslicht zu fördern, sondern er begnügte sich mit einigen leichtverständlichen Zeichen, die er den wenigen anwesenden Auserwählten ein- für allemal erklärte, und zu denen er dann eine solche Anzahl von Strichen hinzumachte, wie viel Stimmen für den Bezeichneten abgegeben wurden. So hatte er für den Heumüller einen Kreis gezeichnet mit einigen Radien in demselben, was er für ein Mühlrad ausgab, das also ganz gut den Heumüller repräsentiren konnte, oder mindestens dessen Namen. Den Schmied stellte ein im Zickzack geformtes Vieleck vor; der Rosenwirth gab nämlich diesen Trudenfuß für einen Ambos aus. Der Rosenbauer bekam gar ein heiliges Symbol, nämlich ein Kreuz, weil an der Ecke seines Hauses ein Kreuzbild angebracht war.

So umging unser Rosenwirth auf eine sinnvolle Art und Weise die schwere und langwierige Manipulation des Schreibens, und die Alten waren mit seinem Vorgange zufrieden, besonders da sie an seine Hacken und deren Bedeutung schon gewohnt waren. Natürlich hatte der Rosenwirth auch für sich ein Zeichen gewählt, und was war natürlicher, als daß er seinem Wirthshausschild auch hier nicht untreu wurde. Nur machte er sich die Sache sehr bequem, indem er die Rose sehr einfach und nur durch einen Kreis bezeichnete, was Manche dann für eine Nulle auszulegen wagten; ja noch boshaftere Leute meinten sogar, diese sei das entsprechendste Zeichen für den Rosenwirth. Es war nur gut, daß dem Rosenwirth diese so gänzliche Verkennung des Werthes seiner Persönlichkeit niemals zu Ohren kam.

Bei der jetzigen Wahl kamen nun gleich doppelt so viele Wähler wie früher, manchem darunter hatte er noch gar keine Zeichen ersonnen, auch konnte bei einer so großen Zahl leicht eine Verwechslung entstehen. Da also der Rosenwirth darauf bestand, daß er wieder die Stimmen auf der Tafel verzeichnen werde, und er auf dieses Amt auf keinen Preis verzichten wollte, so mußte er versichern, daß er diesmal die Namen der Gewählten auf die Tafel schreiben werde; denn die Jungen wären kritische Köpfe, vor denen man sich keine Blöße, noch den geringsten Anschein einer Unfähigkeit geben dürfte. Der Rosenwirth versprach sich ehrenvoll, zur allgemeinen Mehrung des Ruhmes der Alten, aus dieser Affaire ziehen zu wollen. Mit Schweiß im Angesichte ging er daher daran täglich eine Stunde auf der Rückseite der Tafel, die seine kleinen Schuldner verzeichnet enthielt, Schreibübungen anzustellen, um zum Rufe seiner Weisheit auch noch den eines Künstlers hinzuzufügen, und das noch dazu vor der ganzen wahlberechtigten Welt — Erlendorf's — vor den Jungen und vor den Alten. Doch was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. Der Erfolg, der durchaus den Ruhm des Rosenwirthes nicht vermehrte, lehrte dies. Das Kichern und die Interpellationen der Jungen, was diese oder jene Hahnenfüße zu bedeuten hätten, stürzten den Rosenwirth aus seinem stolzerträumten Himmel eines Weltrufes.

Aber seine Ueberhebung sollte noch mehr bestraft werden. Er zeichnete eifrig zu den Namen, die der Heumüller nannte, einen Strich nach dem andern; geschah dies bei einem Alten, so that er es schnell mit freudiger Miene; mußte er es bei einem der Jungen thun, so geschah es langsam

mit Widerwillen und mit saurem Gesichte. Als gar bei den Jungen sich die Zahl der Striche fast in gleichem Maße wie bei den Alten mehrten, da wich das Lächeln für immer aus seinem Angesichte; ja dieses wurde sogar desto finsterer in seinem Aussehen, je mehr es den Anschein hatte, die Jungen könnten mit ihren Stimmen den Alten nahe, wenn nicht gar gleich kommen. Der Heumüller und sein Nachbar zählten am Tische die verzeichneten abgegebenen Stimmen, der Rosenwirth that es oben bei der Tafel und zwar in geräuschvoller Weise, indem er mit der Kreide so heftig auf jedes verzeichnete Strichlein losschlug, daß die Tafel ächzte und zu den Strichen nun auch noch Punkte kamen. Leider war das Ergebnis des doppelten Zählens, und selbst das energische des Rosenwirthes, der wahrscheinlich dadurch noch die Stimmen seiner Gegner einschüchtern wollte, daß sie nicht zu viel seien, ganz und gar dasselbe, und zwar waren darnach für die Candidaten der Alten 30, für die der Jungen 31 Stimmen abgegeben worden. Als der Rosenwirth aus dem Munde des Heumüllers dieselben Ziffern vernahm, da wurde er vor Zorn roth und bleich, warf die Kreide, die solch' eine Unglücksthat verzeichnet hatte, zu Boden, daß sie in tausend Stücke zersprang, und rief: „Unmöglich! Das kann nicht mit guten Dingen zugegangen sein. Die Wahl ist ungiltig, weil sie ungerecht ist." Und damit rannte er zur Thüre hinaus, seiner nicht mehr mächtig, während die Jungen durch Zurufe gegen seine dictatorischen Behauptungen protestirten, die aber der Rosenwirth gar nicht anhörte, sondern fortstürmte. Der Heumüller war gefaßter. Allerdings hatte auch ihn wie die Alten dieses Ergebnis der Wahl sehr überrascht und nicht wenig ergriffen, so daß es im Lager der Alten sehr kleinlaut zuging, während die Jungen in Freude jubelten. Auch der Heumüller konnte gar nicht glauben, daß es mit dieser Wahl, nach einem solchen Ausgange, vollständige Richtigkeit haben könne; denn dadurch wäre Erlendorf auf den Kopf gestellt. Aber für null und nichtig konnte er selber die Wahl nicht erklären, das konnte nur der Bezirkshauptmann, er sagte daher: „Ich werde die Wahlacten zur Prüfung an die Bezirkshauptmannschaft abtreten, welche untersuchen wird, ob nicht diese Wahl, wie es mir sehr wahrscheinlich vorkommt, des einen oder des anderen Grundes wegen ungiltig ist und daher annullirt werden muß."

„Was ist ungiltig, unrichtig? Darf nicht für ungiltig erklärt werden, weil die Alten vom Throne kommen. Was wäre denn für ein Grund vorhanden?" Ein anderer von den Jungen erwiderte auf die letzte

Frage: „Wahrscheinlich wird man die Kratzfüße des Rosenwirthes als Ursache angeben, wegen der die Wahl nichts gelten solle". Gelächter und Beistimmung folgte diesem frivolen Einfalle, über welchen, wie auch über die anderen Aeußerungen, die Alten sich sehr aufhielten und meinten, die Jungen sollten ihrer großen Unerfahrenheit wegen schweigen, die Alten würden schon das Rechte wissen und treffen.

Weder das forschende Auge der Alten noch der fürsichtig wachende Blick der Behörde hatten an der vorgenommenen Gemeindewahl etwas entdecken können, was einen Grund abgegeben hätte sie für nichtig zu erklären. Niedergeschlagenheit war davon die Folge bei den Alten, Jubel bei den Jungen, die nun noch ein schwieriges Geschäft hatten, nämlich den würdigsten und tauglichsten aus ihrer Mitte zu ihrem und der Gemeinde Oberhaupt zu wählen. Der Rosenbauer hielt diese Sache eigentlich gar nicht für schwierig, sondern im vorhinein schon für gelöst, indem offenbar er als der älteste, also auch erfahrenste unter den gewählten Vertretern der Gemeinde, darauf den größten Anspruch hatte, die Weisheitsspitze dieser Versammlung von Weisen zu sein. Diese Ansicht fanden aber nicht alle von den Jungen so natürlich und selbstverständlich wie sie der Rosenbauer fand, sondern hatten sogar die ganz unnatürlichen Träume und dann selbst Gedanken und Absichten, selbst am geeignetsten für den Bürgermeisterthron von Erlendorf zu sein. Den Rosenbauer mochte man selbst bei den Jungen nicht recht, weil man seinen Ehrgeiz nicht vertragen konnte, und weil man fürchtete, er könnte als Bürgermeister Anwandlungen bekommen, zu den Alten sich hinzuneigen und am Ende die Sache der Jungen gar zu verrathen. Zum Glücke war bei den Jungen die Unbescheidenheit doch nicht gar zu sehr verbreitet, und die vernünftigsten wählten ihren Führer und Lehrer in wirthschaftlichen Fragen Joseph Heufler zum Bürgermeister. Der Rosenbauer soll darüber einige Wochen die Gelbsucht gehabt und bittere Reuethränen vergossen haben, daß er von den Alten zu den Jungen übergelaufen war, die nun deutlich bewiesen, daß sie ihn ebenso wenig werthschätzen konnten wie seine Altersgenossen, aus deren Gemeinschaft er aber durch seine Antheilnahme für die Jungen sich für immer ausgeschlossen hatte. Er ergab sich resignirt in sein Geschick; denn Undank, meinte er, sei der Welt Lohn, welche ja immer ihre Größen miskannt und nicht verdientermaßen geachtet habe. Am schwersten ertrug seinen Sturz der „Gemeinderad" — der Rosenwirth; dieser wüthete, schimpfte und schalt, so oft er daran dachte

oder erinnert wurde. Keiner von den Jungen durfte jemals mehr sein Wirthshaus betreten, dieses sollte bestehen, auch wenn das ganze Dorf zu Grunde gegangen wäre, und von Leuten, die sich und die Gemeinde ruinirten, indem sie vor den Reden gescheidter Menschen sich die Ohren zuhielten, wollte er gar kein Geld annehmen. Durch seine originelle kräftige aber sehr selten zutreffende Kritik des Thuns und Lassens der Jungen gab der Rosenwirth diesen, statt sie zu ärgern, wie er beabsichtigte, manchen Anlaß zur Heiterkeit.

Am stillsten fügte sich der Heumüller in den Wechsel der Dinge. Er war anfangs wohl betroffen und aufgebracht darüber; doch grollte und brummte er eine Weile und dann dachte er: „Leuten, denen nicht zu rathen ist, ist auch nicht zu helfen. Sie werden elend abwirthschaften und durch ihr Verschulden zu Grunde gehen, während wir verlästerten Alten uns über Wasser erhalten werden.“ Es that ihm natürlich leid, nun nichts mehr für die Gemeinde, um deren Wohl er wirklich besorgt war, thun zu können, besonders nichts dagegen machen zu können, als die Jungen daran gingen, ihre radicalen Pläne, da sie nun die Macht dazu in der Hand hatten, auch auszuführen, nämlich: die Straße auch durch das Gemeindegebiet von Erlendorf anzulegen; die Haide zu parcelliren und sie zu verpachten, worauf die Jungen auf dem gepachteten Grunde die gefürchteten Unglücksrüben anbauten, welche, wie der Rosenwirth behauptete, ihm bei ihrem Anblicke in den Augen so weh thäten und seine Galle sogar aufregten, daß er sie gar nicht sehen konnte, weshalb er durch diese Felder niemals hindurchging, sondern stets um sie, wie um einen Rabenstein, einen Umweg machte. Den Alten war es eine ausgemachte Sache, daß mit Beginn der Regierung der Jungen die Tage der Ehre, des Wohlstandes und des Glückes für Erlendorf gezählt waren.

5.

Georg hätte es allerdings lieber gesehen, die Alten hätten den Wahlsieg errungen. Da dies aber nicht der Fall war, so hatte er nun auch nicht viel dagegen, weil er glaubte, nun sei jede Verbindung des Heumüllers mit den Jungen gründlich abgeschnitten, und besonders hätte er mögen dem Joseph Heusler zu seiner Erhöhung zum Oberhaupte von Erlendorf gratuliren; denn dadurch hielt er ihn als seinen Nebenbuhler für gründlich beseitigt, da ihn der Heumüller als seinen ärgsten Gegner ansehen mußte. Georg hielt dafür, nun sei für ihn die Zeit der Ernte

und der Belohnung für seine gutbestandene Probe gekommen und wollte denn das Eisen schmieden, so lang es noch heiß war, weshalb er wieder an einem Sonntag Nachmittag seinen Freiersrock anzog und den Weg zur Mühle einschlug. Am Vormittage hatte er diesen Heldenentschluß gefaßt; denn er hatte sich zu viel ärgern müßen, als er am Kirchwege auf Marie wartete, um sie zu begleiten und ein paar liebe Worte von ihr zu erhaschen, und dann nicht blos Marie und Anna allein, sondern mit ihnen auch Joseph kommen sah, ja zu bemerken glaubte, das Lächeln Mariens bedeute ihre Freude die sie an der Begleitung des neuen jungen Bürgermeisters hatte. Das regte die Galle Georg's in dem Grade auf, daß er schleunig den Weg zur Kirche einschlug und sich vornahm diesen Tag Marie nicht einmal zu begrüßen, worüber sich diese hartherzige Undankbare am Ende nicht einmal kränkte. Diesem verdächtigen Spiele mußte ein Ende und zwar ein jähes, rasches bereitet werden. Zum letztenmal sollte heute Joseph mit Marie zur Kirche gegangen sein und ihr so freundliches Lächeln so nahe genossen haben. Daher am Nachmittag der ernste Gang zum Heumüller.

„Ah', grüß' Dich Gott, Georg," redete ihn der Müller an, „schön, daß doch einer von den Jungen auch noch in die Mühle findet, wirklich schön."

„Grüß' Euch Gott, Heumüller," grüßte Georg, der hinter diesen spöttischen Empfangsworten nichts Gutes witterte und deswegen sich vornahm, kühn sogleich auf sein Ziel loszusteuern, um den Spott des Müllers zurückzudrängen. „Warum thut Ihr mir denn Unrecht, mich zu den Jungen zu zählen. Habe ich die Prüfung, die Ihr mir auferlegt habt, nicht gut bestanden und muß ich nicht Eure vollständige Billigung finden? Weshalb ich auch Euch heute wieder um Eure Marie bitte, da ich Eure gesetzte Bedingung erfüllt habe." Das war eine heiße und schwere Rede gewesen die dem Georg den Schweiß auf die Stirne trieb, besonders wenn er das skeptische Gesicht, das der Müller beim Zuhören machte, betrachtete, was ihn bald aus dem Zusammenhange und außer Fassung gebracht hätte.

„Also Du willst wirklich nicht zu den Jungen gezählt werden?" fragte der Müller. „Das wäre mir recht; allein dann stimmt das schlecht damit überein, wenn man es mit den Jungen hält."

„Was?" platzte nun erregt der erschrockene Georg heraus. „Ich halte es mit den Jungen? Habe ich ein Stückchen Haide gepachtet? Habe ich eine einzige dieser vom Teufel gesäten Rüben gebaut? Bin ich in der Gemeindevertretung? Habe ich für dieselbe gestimmt?" Die Angst, daß

alles auf dem Spiele stand, daß die harte Probe ganz umsonst durchgemacht war, daß Marie für ihn verloren war, hatte Georg so viele Fragen eingegeben, die er heftig in kurzen Pausen, fast mit zorniger Betonung, denn er wähnte sich verleumdet, herausstieß, und dabei ließ er seinen neuen Hut nicht mehr schnelle Kreise beschreiben, sondern er agirte mit demselben in der rechten Hand, indem er heftig die Bewegung des Schlagens machte.

Der ganze Redestrom Georg's hatte den Heumüller nicht aus seiner Fassung gebracht, sondern ruhig erwiderte er: „Du hast das freilich alles nicht gethan; aber wer ist denn Schuld, daß nicht mehr wir, sondern die Jungen in der Gemeindevertretung sind? Mit einer einzigen Stimme waren sie uns nur voraus, und daß diese Stimme uns gefehlt hat, daran bist Du schuld. Ja, ja, lieber Georg, meinst Du, ich durchschaue dies Spiel nicht, das Du mit mir treiben willst? Mit mir willst Du es halten, weil Du mich zu Deinem Schwiegervater haben willst, und mit den Jungen willst Du es auch halten, weil sie Deine Freunde und Gesinnungsgenossen sind, darum bist Du, um ihnen nicht zu schaden — aber auch uns nicht zu nützen — von der Gemeindewahl weggeblieben. Oder habe ich nicht recht?"

Das waren zu viele Klagen auf einmal, die über den armen Georg, der wie vom Blitze gelähmt dasaß, hereinstürmten, auf die er nach der letzten Frage des Heumüllers nur ein dumpfes eiliges „Nein" hervorbrachte.

„So," begann der Heumüller von neuem, „willst Du am Ende gar noch leugnen, daß Du mit Absicht von der Wahl Dich fern gehalten hast?"

„Nein, das kann ich nicht leugnen und will es auch nicht," versetzte Georg darauf, „allein ich bin ja nicht der einzige gewesen, der sich daran nicht betheiligt hat, weil ich das für überflüssig hielt, indem ich nie geglaubt hätte, es könne die frühere Gemeindevertretung jemals einen anderen, und gar der jetzigen Platz machen." Daß auch Furcht vor den Jungen und deren Misfallen ihn von der Ausübung seines Rechtes abgehalten, davon schwieg Georg wohlweislich. Der Müller gab sich mit seiner Entschuldigung nicht zufrieden und sprach zu Georg: „Nun geschehen, ist geschehen. Du kannst das nächstemal auch ganz offenkundig zu den Jungen halten und für sie stimmen, Dich auch wählen lassen, ich werde Dich daran nicht hindern, denn Du kannst mein Schwiegersohn nicht werden."

„Aber Heumüller, erinnert Euch doch“ — zu dieser Einwendung raffte sich nun Georg auf, als er sah, die Sache nehme eine gefährliche Wendung — „Ihr habt mir ja Eure Marie versprochen, wenn ich die Bedingungen erfülle, die Ihr mir stelltet. Ich glaube, daß ich das vollständig genau befolgt habe.“ Angstschweiß bedeckte die Stirne Georg's, der mit Zagen die Antwort des Heumüllers erwartete.

„Das glaubst Du halt, daß Du alles erfüllt, was ich gewollt; aber ich glaube das nicht, und ich habe Dir schon früher von der Wahl gesagt, daß Du dabei nicht gehandelt hast, wie Du es nach meiner Ansicht hättest sollen. Damit Du Dich nicht noch einmal vertheidigst, so sage ich Dir, daß weder Du noch wahrscheinlich ein anderer von Erlendorf meine Marie bekommen wird. Denn wie die Sachen stehen, werdet Ihr recht schön nacheinander abwirthschaften, und der Gefahr einer solchen Schande will ich meine Marie nicht aussetzen.“

„Heumüller,“ frug Georg schnell, wobei er von seinem Stuhle sich erhob, „ist dies Euer letztes ernstes Wort?“

„Du weißt, Georg, ich handle sonst nicht gern und hier schon gar nicht. Behüt' Dich Gott!“

„Behüt' Euch Gott!“

Da war nun bei Georg ein schwerfälliger Gang zu beobachten. Hätte man ihn so aus dem Wirthshause gehen sehen, so wäre man auf ehrenrührige Gedanken gekommen. Sein Geist war aber nichts destoweniger umnebelt, und zwar von den Worten des Müllers, der den ganzen Zukunftstraum Georg's mit einem Worte vernichtet hatte. Also alle Geduld, alle Opfer waren umsonst gewesen! Marie war für ihn verloren, obwohl ihm nur eine Schwäche vorgeworfen werden konnte. Zu wem sollte er nun halten? Bei den Alten galt er nichts — und bei den Jungen noch weniger. Er wollte unverdrossen, soweit ihm dies möglich war, seine eigenen Wege gehen und ja nie mehr auf andere Menschen, sondern nur mehr auf sich bauen.

Dabei konnte er noch am nächsten Sonntag, an dem er natürlich nicht mehr den Begleiter Mariens machte, sondern sie durch sein Meiden tüchtig kränken und bestrafen wollte, sehen, daß diese ihn kaum beachtete, viel weniger, daß sie ob des Verlustes ihres ersten Freiers abgehärmt und traurig aussah; eher glaubte Georg aus dem Lachen Mariens, womit sie Joseph's, der sie schon wieder, und zwar unbehelligt begleitete, Angesicht nicht wenig erfreute und erheiterte und den entsprechenden

Gegenschein hervorzauberte, entdecken zu können, daß Marie sich über die Abweisung Georg's sehr leicht getröstet habe, und zwar, was noch mehr schmerzte, mit Joseph, der ihm nun schon auch früher mehr als er begünstigt und gelitten schien. Er mochte recht haben. Wofür er aber jetzt eher Augen hatte, das waren die freundlichen Blicke, womit Anna ihren Gruß begleitete und den seinen erwiderte, was Georg früher gar nicht aufgefallen war.

6.

Zwei Jahre waren mit dem Wasser des Erlenbaches vorübergeflossen — und Erlendorf stand noch — und dazu unverschuldet. Die Alten wurden, mit Ausnahme des zornigen Rosenwirthes, der nie irrte und fehlte, selbst wenn er mit der Nase die Erde berührte, an ihrer Prophetengabe irre. Die Zuckerrüben gediehen vortrefflich und warfen ihren Besitzern einen viel höheren Ertrag ab, als die Schafe es je thaten. Dabei fuhr auch die Gemeindecasse nicht übel. Auf der neuen Straße war es doch ein ganz anderes bequemes und sicheres Fahren, als auf der früheren Koth-Chaussée. Es hatte gar nicht den Anschein, als ob Erlendorfs Ende so bald zu erwarten wäre; denn die öffentlichen wie die Privatangelegenheiten waren in bester Ordnung. Die anfängliche Erbitterung hatte sich auch gelegt, indem selbst die Alten — aber versteht sich, nur unter sich — eingestehen mußten, die Jungen verständen auch etwas vom Regieren, natürlich hätten sie ja das niemand anderem abgeguckt und von niemandem gelernt als von den Alten, was für diese wieder ein Trost und Ruhm war.

Um diese Zeit hatten es Joseph und Marie für geeignet gehalten, auf den alten Heumüller auf's neue einen Sturm in ihrer Herzensangelegenheit zu versuchen. Es war eines Sonntags im Frühjahre, als Marie dem Joseph mittheilte, der heutige Sonntag sei am besten zur Ausführung ihres Vorhabens. Ihr Vater habe wieder die Gicht und sitze zu Hause beim Ofen und klage, er wolle bald seine Mühle einem Schwiegersohne übergeben, habe aber keinen, daran seien diese Jungen in Erlendorf Schuld mit ihrem Streit und Hader. Früher, erzählte Marie, habe er sie immer gefragt, ob sie denn nicht heiraten wolle, da sie das verneint habe, sagte er: „Ah, ich weiß schon, was an diesem ‚Nein‘ daran ist. Würde ich Dich fragen, ob Du den Heufler Joseph willst, da würdest Du nicht nein sagen. Aber Marie, das schlage Dir

aus dem Kopfe, das wird nie geschehen. Wäre das für den alten Bürgermeister nicht eine Schande? Und dann werde ich Dich Keinem geben, von dem ich Dich in ein paar Jahren blutarm wieder nach Hause bekomme." Diese Reden seien immer seltener geworden, endlich hätten sie ganz aufgehört, und es scheine der Vater nun keine so große Abneigung gegen die Jungen und gegen Joseph zu haben, sondern sei mit ihrem neuartigen Thun sogar ausgesöhnt, da er sich nicht von dessen Verderblichkeit, sondern von dessen Nutzen überzeugt habe. Joseph stimmte dem Plane Mariens bei und wollte Nachmittags kommen.

Der Heumüller saß in einem Großvaterstuhle am warmen Ofen und Marie las ihm zum Zeitvertreibe vor. Da hörte man das Klirren der Räder eines schnellen Wagens, weil die Straße zur Freude des Müllers vorüberführte — auch ein schlaues Bestechungswerk Joseph's — worauf der Müller sogleich Marie im Lesen unterbrach und sagte: „Schau Marie, wer da vorüberfährt, oder ob zu uns jemand kommt." Marie ging sogleich zum Fenster, aber nicht so sehr, um auf den Kommenden zu schauen, denn den wußte sie ja; als vielmehr die Röthe ihres Gesichtes, die durch ihr pochendes, von dem Wagengeräusch draußen heftig in Bewegung gesetztes Herz war verursacht worden, zu verbergen. Sie blickte durch eine Lichtung der Erlen, die zahlreich um die Mühle standen und that als ob sie eifrigst ausspähen würde. Endlich sagte sie im ruhigsten Tone, dessen sie jetzt in ihrer Erregung fähig war: „Mir scheint gar der Heusler Joseph fährt vorüber, — — oder er fährt ja gar herein in die Mühle."

„Ah," meinte der Müller heiter, was Marie für ein gutes Zeichen nahm, „jetzt scheint es Dir doch nicht mehr? Wird wahrscheinlich ein Geschäft mit mir abzuwickeln haben."

„Das kann schon sein," entgegnete Marie in unschuldigster Weise und es war ein Glück, daß der Müller seine Tochter nicht ansah, denn ihr Gesicht würde die Art des Geschäftes, das heute eben Joseph hieherführte, nur zu deutlich verrathen haben.

Joseph kam herein. Marie erwiderte nur mit einem Freudenblicke seinen Gruß und ging fort.

„Grüß' Euch Gott, Heumüller!"

„Grüß' Dich Gott, Bürgermeister," meinte der Müller mit einem Anfluge von heiterem Spotte, „das heißt, wenn es der schuldige Respect und Du es erlauben, daß ich zum Bürgermeister noch Du sage?"

„Das könnt Ihr immer, Heumüller, ja und daß Ihr es immer thun möget", rückte Joseph gleich tapfer heraus, „deswegen bin ich heute hier. Ihr könnet es mir ja glauben und wisset es, Heumüller, ich habe niemals eine Feindschaft gegen Euch gehabt — ich gestehe es, schon wegen Eurer Marie wäre mir das nicht möglich gewesen, und was Ihr das erstemal an mir auszusetzen hattet, das sehet Ihr, hat sich zu meinem Gunsten gewendet; denn Ihr habt gewiß auch nur einen Vortheil von der Straße, auf der wir jetzt so gut weiterkommen, und auf der ich jetzt so bequem zur Mühle gekommen bin. Und mein Vermögen hat sich in den letzten Jahren nicht verringert, sondern vermehrt. Darum glaube ich könnt Ihr mir meine neuerliche Bitte um Eure Marie nicht abschlagen, da Ihr außerdem diese fragen könnt, ob sie nicht mit meiner Bitte ganz und gar einverstanden ist." Das war eine hitzige Vertheidigungsrede gewesen, die Joseph für sich in eigener Vertretung gehalten hatte. Mit großer Begierde erwartete er nun den Richterspruch, den darauf der Heumüller fällen würde. Dieser hatte Joseph's Rede nicht unwillig angehört und meinte nun: „Schau, schau, das hätte ich mir nicht gedacht, Joseph, daß Du noch einmal um die Marie kommen würdest. Ich meinte, ich hätte Dir das letztemal diese Lust für immer ausgeredet und nach der letzten Wahl und allen diesen Sachen würdest Du Dir nicht mehr zu hoffen getrauen Marie zu bekommen. Du bist aber so ein rescher festwilliger Bursche, der mit Ausdauer seine Pläne verfolgt. Freilich habt Ihr mit Euren neuen Versuchen Glück gehabt und ich wünsche, daß Ihr es zu Eurem und der Gemeinde Nutzen weiter haben möget. Es ist auch mit Eurer Vertretung der Gemeinde wirklich so schlecht nicht, wie wir gefürchtet haben, daß es mit Euch kommen würde, und ich bin froh, daß ich Dich und nicht einen anderen schlechten und unverständigen Nachfolger erhalten habe. Aber was hast Du gemeint? Die Marie kann ich fragen, ob sie nicht auch ganz mit Deinem Begehren einverstanden sei? Nun warte, das will ich gleich thun. Sie soll dann die Entscheidung treffen. Marie, Marie!" Der Heumüller durfte nicht lang rufen, so war Marie da; ein Zeichen, daß sie sich nicht im fernsten Gemache der Mühle und ohne Interesse für das Geschäft Joseph's aufgehalten.

„Du, Marie," fragte diese der Müller so schelmisch blickend, als es ihm sein Alter noch gestattete, „der Joseph sagt, ich soll nur Dich fragen, Du wärest auch damit ganz einverstanden, wenn Du sein Weib würdest. Ist das wahr?" Tief erröthend senkte Marie ihren Blick auf

diese Frage zu Boden, nahm des Vaters Hand streichelnd mit ihrer und hauchte nur lächelnd: „Ja, Vater!"

„So," spöttelte der Müller, „so geschwind ist Dein Vorsatz vergessen, nicht zu heiraten? Aber ich habe es immer gesagt! So kommt nun meine Kinder und nehmet meinen Vatersegen, und zugleich gebe ich Euch den der Mutter, die ihn Euch gewiß auch vom Himmel aus spenden wird!" Und damit legte der Müller seine Hände auf die Häupter des vor ihm knieenden Paares, das sich liebevoll die Hände reichte und sich nach erhaltenem väterlichem Segen recht innig und vom Herzen küßte!

Die Kunde von der bevorstehenden Hochzeit Joseph's mit Marie machte fast keine geringere Wirkung, als die von dem Siege der Jungen bei der Gemeindewahl. Nur die Folgen davon waren verschieden. Waren damals Streit, Zank, Hader in die Gemeinde eingekehrt, so gab diese Versöhnung des alten und des neuen Bürgermeisters den Anstoß zur Wiederkehr von friedlichen Verhältnissen im Dorfe. Die nächste Wahl ergab die Wiederwahl der Hälfte der Alten, während die Jungen warten wollten, bis an sie auf ganz natürliche Weise diese Ehrenämter fallen würden.

Georg war mit dieser Wendung der Dinge auch ausgesöhnt, denn er und Anna hatten sich in der letzten Zeit genug Aufmerksamkeit geschenkt, um zur Einsicht zu kommen, daß sie miteinander leichter und besser durch's Leben gehen würden, als jedes für sich, und nun beeilte sich Georg, sich die Bestätigung dieser seiner Anschauung vom Rosenbauer und von dessen Tochter Anna zu holen. Zu seiner Freude waren sie ganz seiner Ansicht und Anna konnte ihre Jugendgespielin, die Marie, nun wieder so inniglich lieben, wie ehedem.

Vereins-Mittheilungen

Rechenschaftsbericht

der

XXXVI. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereines

abgehalten am 27. April 1883.

Unter dem Vorsitze des Herrn Vereins-Präsidenten Seiner Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert versammelten sich am 27. April 1883 die Mitglieder des Vereines im grünen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, um den Rechenschaftsbericht der Vereins-Direction über die Leistungen und die Gebahrung der Vereinsmittel im abgelaufenen Jahre entgegen zu nehmen, welcher nach Mittheilung der Tagesordnung durch Seine Excellenz den Herrn Präsidenten wie folgt vorgetragen wurde.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Bei der am 5. Mai 1882 stattgefundenen Ausschußsitzung hat die Constituirung der Vereins-Direction stattgefunden und wurden vom Ausschusse 10 Directoren gewählt, nämlich die Herren: Anton Böhm, Rudolf Brzezowsky, Franz Dohnel, Hermann Manz, Dr. Franz Pichler, Jacques Pollak, Dr. Isidor Proschko, Joh. Nep. Waldschütz, C. V. Weitmann und Don Gregor Zudrung.

Nachdem Herr Buchhändler Ludwig Mayer die Wahl abgelehnt hatte, wurde über Beschluß des Ausschusses Herr Wenceslaus Mayer von Festenwald zur Ergänzung berufen.

In der darauffolgenden Sitzung der Direction vom 5. Mai, fand die Wahl der zwei Vice-Präsidenten statt. Nachdem Baron Schwarz-Senborn theils wegen Gesundheitsrücksichten, theils wegen häuslicher Angelegenheiten sein Amt zurückgelegt hatte, bei welcher Gelegenheit ihm der Dank votirt wurde, wurde Herr Waldschütz zum ersten und Herr Dr. Proschko zum zweiten Vice-Präsidenten gewählt.

Die Geschäfte der Direction und des Ausschusses betreffen einestheils das Cassawesen, namentlich die Beschlußfassung über größere Unternehmungen z. B. Herausgabe des Jahrbuches, für welche ein jährlicher Credit von 1000 fl. genehmigt, nie aber erschöpft wurde.

Der zweite Hauptpunkt der Beschäftigung des Ausschusses und der Direction war die Mitgliederwerbung, worüber ich mir vorüberhalte, noch später ausführlich zu sprechen.

Ein anderer Punkt betrifft die Lesecirkel, wovon vorzüglich zwei Anträge bemerkenswerth, die gestellt worden sind. Der eine ging dahin, eine Auswahl von tauglichen Büchern zu treffen, welche geeignet wären, an die Lesecirkel hinausgegeben oder auch vom Verein empfohlen zu werden.

Dr. Proschko hat sich der höchst dankenswerthen Mühe unterzogen, ein Verzeichnis abzufassen, welches von der Direction benützt werden wird. Ein zweiter das Bücherwesen betreffender Antrag vom Director Weitmann ging dahin, Flugschriften, sowohl unterhaltenden als wissenschaftlichen Inhalts zur Vertheilung zu bringen. Er hat einen Prager ähnlichen Verein vor Augen gehabt, welcher seit einer Reihe von Jahren Vorträge solchen gemeinnützigen Inhaltes hinausgibt, welche Vorträge in mehreren Tausend von Exemplaren gedruckt und unter die Bevölkerung vertheilt werden. Für die große Wirksamkeit dieses Prager Vereins spricht es wohl, daß von den meisten dieser Vorträge keine Exemplare mehr zu bekommen sind. Das Directions- und Ausschuß-Mitglied Herr k. k. Hof- Verlags- und Universitäts-Buchhändler Manz hat sich erboten diese Sammlung dem Vereine vorzulegen, um sie als Vorbild zu benützen.

Ein weiterer Antrag des Directions-Mitgliedes Weitmann ging dahin, zur Gründung eines Dispositionsfondes zur Herausgabe solcher Bücher beizutragen und allenfalls die erste Herausgabe aus Eigenem zu bestreiten, wofür ihm, wie ich kaum zu sagen brauche, der besondere Dank ausgesprochen wurde. In's Leben getreten ist dieser Dispositionsfond noch nicht, er wird aber Gegenstand weiterer Berathungen im jetzigen Verwaltungsjahre sein.

Ich habe einen Punkt auf später verwiesen, die Mitgliederwerbung. In der General-Versammlung vom 18. April v. J. hat der Herr Regierungsrath Dr. Pichler beantragt ein Comité von fünf Mitgliedern zu bestellen, welches die besondere Aufgabe hätte, Mittel und Wege zu erfinden und der Direction vorzuschlagen, um die Zahl der Mitglieder, in welche alljährlich durch Tod und Austritt bedeutende Lücken gerissen werden, zu ergänzen. Ueber Antrag der Herren Weitmann und Böhm, welche in der General-Versammlung das Wort ergriffen, wurde beschlossen, dem Ausschusse die nähere Ausführung zu überlassen. Der Ausschuß hat sich mit dieser Ange-

legenheit am 5. Mai, 18. October und 15. December beschäftigt. In der Ausschußsitzung vom 5. Mai fand die Wahl dieses Comité aus fünf Mitgliedern statt. Gewählt wurden die Herren: Regierungsrath Dr. Pichler, Jacques Pollak, Cooperator Johann Pauholzer, Magistrats-Rath Böhm und Weitmann. Das Comité hat sodann eine Reihe von Sitzungen gehalten, in welchen diese Frage erörtert wurde, in der Sitzung vom 15. December v. J. wurden dann folgende Beschlüsse vorgeschlagen, die auch in der Direction Billigung erhielten.

Nachdem sich das Comité dahin geeinigt hatte, daß an Stelle der bis jetzt in Gebrauch gewesenen Einladung zum Beitritt von Mitgliedern eine neue Auflage nothwendig sei, in welcher die gegenwärtigen Verhältnisse des Vereins dargestellt werden, wurde die hiernach verfaßte Einladung vorgetragen und über Antrag des Herrn Referenten folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Einladung in vorliegender Fassung mit Berücksichtigung der gegenwärtigen Verhältnisse des Vereines wird angenommen;

2. Die Auflage der Einladung und des dazu gehörigen Mitglieder-Verzeichnisses wird in 1000 Exemplaren bestimmt, mit welcher Anzahl das Auslangen auf ein Jahr gefunden werden dürfte;

3. Die Art der Verbreitung u. z.:

a) Durch Veröffentlichung eines Aufrufes in den Zeitungen, wozu insbesondere die Herren Mauz, Brzezowsky und Dr. Proschko ihre Bereitwilligkeit zu Vermittlung erklärten,

b) durch Zusendung derselben an Persönlichkeiten, die voraussichtlich einen Erfolg hoffen lassen, und

c) durch persönliche Aufforderungen.

4. Die Fertigung der Einladung im Druck durch die ganze Vereins-Direction, d. i. das Vereins-Präsidium und die Herren Directions-Mitglieder.

Welchen Erfolg diese Maßregel gehabt, bin ich im Augenblicke nicht im Stande der Generalversammlung bekannt zu geben, weil der Zeitraum ein zu kurzer ist; dagegen haben einzelne Mitglieder des Comité sich in sehr erfolgreicher Weise bethätigt, wie überhaupt die Ansicht ausgesprochen werden muß, daß mit allgemeinen Einladungen und Aufrufen, mögen sie gedruckt oder geschrieben sein (weil man das Letztere für wirksamer hält), in einer von so vielen Interessen durchwühlten Stadt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, auf keinen Erfolg zu rechnen ist.

Ich erwähnte, daß zwei Mitglieder sich erfolgreich thätig erwiesen haben: Herr Pollak, welcher in der Frist von fünf Vierteljahren 32 Mitglieder dem Vereine zuführte (Beifall). Der Ausschuß hat sich veranlaßt gefunden, ihm bei zwei Gelegenheiten seinen Dank auszusprechen und ich bin überzeugt, daß die geehrte Generalversammlung dem beitreten wird (Zustim-

mung). Weiters hat Herr Magistratsrath Böhm vier Mitglieder gewonnen.

Ueberhaupt kann ich übergehend auf die Bewegung der Mitglieder doch die Thatsache hervorheben, daß in der letzten Zeit der Beitritt der Mitglieder größer gewesen ist als der Ausfall, wovon bekanntlich durch eine Reihe von Jahren das Gegentheil als ein trauriges Factum constatirt werden mußte. Durch den Tod und Austritt sind 36 Mitglieder ausgefallen, dagegen beigetreten 49, also 13 mehr, zwar sonst eine unglückliche Zahl (Heiterkeit), aber diesmal eine erfreuliche.

Nehmen wir hinzu die Mitgliederbewegung bis zum heutigen Tage, so stellt sich der Ausfall auf 56, dagegen der Beitritt auf 83, also ein bedeutendes Plus an Beitritt. Die Beitritte sind erfolgt größtentheils durch persönliche Werbung. Außer den Herren Pollak und Böhm haben sich besonders verdient gemacht die Herren Dr. Proschko mit 5, Brzezowsky mit 7, Riesler mit 7.

Eine sehr große Anzahl ist, was ich gleichfalls mit großer Befriedigung hervorhebe, in Folge der Publicationen namentlich des Jahrbuches beigetreten.

Das österreichische Jahrbuch, welches in diesem Jahre in seinen VII. Jahrgang erschienen ist, hat große Mannigfaltigkeit geboten; die Aufsätze, die es enthält, waren von Paul von Radics, Joseph Ritter von Tandler, Dr. Freih. von Helfert, Dr. Karl Lind, Cajetan Cerri, Karl Domanig, Dr. Isidor Proschko, Eugen Obermayer, J. C. Ackermann.

Der Verfasser, dessen Aufsätze seit einer Reihe von Jahren hindurch an der Spitze des Jahrbuches standen, erfaßt meist Fragen, die zeitgemäß sind, unser Vaterland berühren und auf das allerhöchste Kaiserhaus sich beziehen. Weiter enthält dasselbe Aphorismen von Tandler, gedankentief und regend, dann eine Rubrik „Nachlese", in welcher zum Ziele gesetzt wurde, Arbeiten von solchen Schriftstellern die der Vergessenheit anheimzufallen drohen, welche sie jedoch nicht verdienen, vorzuführen und sie in diesem Jahrbuche der Vergessenheit zu entreißen. Es sind Aufsätze, welche theils bereits gedruckt, aber in Tagesblättern erschienen sind und deshalb verloren gehen, theils ungedruckt sind. Ich constatire, daß sie vielfach Anklang gefunden haben.

Der Aufsatz von dem Herausgeber des Jahrbuches: „Ueber die confessionale Frage in Oesterreich 1848" ist die Fortsetzung von dem im Jahre 1881 begonnenen Aufsatze dieses Inhaltes. Dann „Ueber mittelalterliche Grabdenkmale" von Dr. Karl Lind, sehr reich illustrirt, die dritte Fortsetzung und der Schluß desselben Aufsatzes unter diesem Titel. Dann „Bausteine" von Cajetan Cerri; Erzählung von Karl Domanig „Der Schatzgräber",

ein psychologisches Fragment, dann eine Rubrik, welche eine stehende sein soll: „Oesterreicher in der Ferne". Es wurde schon in einem drittvorjährigen Jahrgang, aber nicht unter dieser Rubrik ein Aufsatz „Ein Wiener in Ostindien" (über den Bischof Athanasius Zuber) von Dr. Proschko gebracht, hier ein anderer Theil, welcher ein sehr großes Interesse bietet.

Es folgt ein Aufsatz „Zwei österreichische Schul-Comödien" von Obermayer und endlich „Die Fortschritte unserer Zeit", ein Aufsatz, der schon im Jahre 1881 in ähnlicher Richtung aufgenommen war und die neuesten Erfindungen vorzüglich mit Rücksicht auf die Haushaltung betrifft; zum Schlusse die geschäftlichen Mittheilungen.

Das Jahrbuch ist reich illustrirt und ich wiederhole, daß die Ausstattung desselben uns mehrere Mitglieder zugeführt hat, so daß wir hoffen können, daß dies in erfreulicher Weise für die Verbreitung unserer Vereinstendenzen wirken wird.

Das österreichische Geschichtswerk ist mit den letzten zwei Abtheilungen des dreißigjährigen Krieges von Prof. Gindely zum Abschluß gekommen. Ihre Direction hat geglaubt, dieses Geschichtswerk in einer geschmackvollen Ausstattung jenen Persönlichkeiten, denen der Verein seit Jahren zu großem Dank verpflichtet ist und die seine Interessen gefördert haben, zu übergeben. Diese Exemplare in schönen Einbänden wurden gewidmet: Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, Sr. kaiserlichen Hoheit dem erlauchten Kronprinzen Erzherzog Rudolph; dem Vertreter des Finanzministeriums, weil wir von diesem Ministerium bei vielen Gelegenheiten (Staatsdruckerei 2c.) Unterstützungen erfahren haben; dem gegenwärtigen Fürsterzbischof, weil wir von seinem Vorgänger und ihm eine Unterstützung durch eine Reihe von Jahren genießen. Es hat der Abschluß dieses Geschichtswerkes auch einen Gegenstand der Berathung in der Direction gebildet, nämlich in der Richtung: was zu thun sei, um die noch vorhandenen Exemplare, da manche Bände in ziemlich großer Anzahl vorhanden sind, zum Absatz zu bringen? Das Ergebnis dieser Berathung war eine entsprechende Preisherabsetzung, namentlich für die Mitglieder des Vereines. Es wurde beschlossen für Mitglieder, wenn sie sich an die Vereinskanzlei wenden, mögen sie das ganze Werk oder einzelne Bände abnehmen, den Preis von 30 kr. per Band festzusetzen, was gewiß ein minimaler Preis ist.

Sonst ist die „Oesterreichische Geschichte" in der k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung von Hölder per Band um 80 kr. zu haben. Außerdem haben sich die Herren Panholzer und Proschko bereit erklärt in öffentlichen Blättern für die weitere Verbreitung Sorge zu tragen.

Lesezirkel bestehen, nachdem in dem abgelaufenen Jahre kein solcher errichtet worden, 25, an welche das österreichische Jahrbuch und der achte

Band in drei Abtheilungen erfolgt wurden, außerdem wurden dem Kreisgerichts-Präsidium in Jičin für das Gefangenhaus 66 Bände und Hefte unentgeltlich überlassen.

Durch den Tod hat der Verein im abgelaufenen Jahre 1882 folgende 16 Mitglieder verloren:

Sr. Excellenz Dr. Theobald Rizy, Senats-Präsident des obersten Gerichtshofes,
Berthold Fröschl, Prälat des Stiftes Klosterneuburg,
Dr. Ignaz Schwarzwald, k. k. Hofrath,
Joseph Marherr, k. k. Sectionsrath,
Franz Kapp, k. k. Rechnungsrath,
Leopold Groner, k. k. Hofbuchbinder,
Joseph Klemm, Buchhändler,
Joseph Kleindl, k. k. Hofrath,
Dr. Joseph Aschbach, k. k. Professor,
Johann Nekola, kais. Rath,
Anton Höflmayer, k. k. pensionirter Beamter,
Karl Czermak, Privat,
Karl Baron Lederer-Trattnern, k. k. Ministerial-Secretär,
Wilhelm Tobiaschek, Ober-Ingenieur,
Dr. Med. Friedrich Fieber.

Die Geschäftsstücke, welche im Laufe des Jahres einliefen, waren 151, welche sämmtlich der Erledigung zugeführt wurden; darunter ist die Expedition mancher Geschäftsstücke sehr massenhaft, so daß eine ziemlich anstrengende Thätigkeit der Kanzlei in Anspruch genommen wurde.

Es gereicht mir zur Befriedigung, sowohl dem Herrn Beamten Georg Fischer die volle Anerkennung auszusprechen, und zwar in jeder Beziehung seiner Mühewaltung, ebenso was die treue Diensterfüllung des Vereinsdieners Lorenz Burian betrifft; desgleichen dem Ministerialbeamten Thomas Bauer, welcher die Kassa-Mitsperre übernommen hatte.

Zu besonderem Danke ist unser Verein verpflichtet Sr. Majestät dem Kaiser und allen Mitgliedern des Kaiserhauses, vor allem unserem erhabenen Protector und Schützer für die reichliche Unterstützung, durch welche sie im Jahre 1882 die Zwecke des Vereines zu fördern wußten.

Unter die besonderen Gönner gehört auch das Directionsmitglied Weitmann, welcher besondere Spenden dem Vereine gewidmet hat, wofür ihm auch der gebührende Dank zu Theil wurde.

Dank sei auch den Behörden, welche sich in mancher Gelegenheit dem Vereine wohlgeneigt erwiesen haben. Dank der Akademie der Wissenschaften

für die Ueberlassung ihrer Räumlichkeiten, die sie uns jährlich zur Abhaltung der Generalversammlung gewährt.

Ich wäre somit mit den Gegenständen, welche sich auf das Kalenderjahr 1882 beziehen, fertig. Es haben noch zwei Fälle sich ereignet, welche ich nicht verschweigen möchte, ein trauriger und ein freudiger.

Ein trauriger Fall ist der Todesfall, welcher in der Familie unseres erhabenen Protectors eingetreten ist und in der gesammten Bevölkerung eine so große Theilnahme gefunden hat. Maria Antoinette, mit ihrem vollen Namen Marie Antoinette Leopoldine Annunciata Anna Amalia Josepha Johanna Immaculata Thekla, war geboren 10. Januar 1858 zu Florenz.

Sie ist in den letzten Jahren Aebtissin des k. k. Theresianischen adeligen Damenstiftes auf dem Prager Schlosse geworden und hat sich in der allerletzten Zeit wegen ihrer Gesundheit nach Cannes in Frankreich begeben, wo sie am 13. April d. J. verschied.

Die Direction hat nicht gesäumt, an das großherzogliche Obersthofmeister-Amt ein Schreiben ehrerbietigsten Beileids zu richten.

Bevor ich Sie auffordere, unserer Theilnahme durch Erheben von den Sitzen tiefgefühlten Ausdruck zu geben, möchte ich um die Erlaubnis bitten, ein Gedicht vorzulesen, welches aus Anlaß dieses Todesfalles von Adolf Beck verfaßt und zuerst in der Salzburger Zeitung, dann der Wiener Zeitung erschienen ist.

(Nach Verlesung des Gedichtes [1]), das von den Anwesenden mit sichtlicher Rührung entgegengenommen wurde, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen, worauf der Vorsitzende fortfährt wie folgt:)

Das freudige Ereignis, mit welchem ich den Bericht schließe, ist das Fest des siebzigjährigen Geburtstages, welches der Herr Vicepräsident Waldschütz vor wenigen Tagen gefeiert hat.

Ich werde mir erlauben, den Text der Adresse, welche ihm durch drei Mitglieder der Direction Proschko, Weitmann und Pollak überreicht worden ist, vorzulesen. Ich war verhindert bei der Überreichung zu erscheinen, habe aber im Laufe des Tages meine persönlichen Glückwünsche überbracht. Die Adresse lautet:

„Das wohl seltene Glück der Erreichung jenes Zeitabschnittes, welcher „den Rückblick über ein vielfach äußerst thätiges, für den Staat und die „menschliche Gesellschaft ersprießliches Wirken mit vollster Genugthuung „gewährt, bietet dem Ausschusse des österr. Volksschriften-Vereines einen „höchst willkommenen Anlaß, Euer Wohlgeboren am heutigen Tage zur „Feier Ihres zurückgelegten 70. Lebensjahres zu begrüßen und im Hinblick

[1]) Abgedruckt an der Spitze des vorliegenden Bandes.

„auf diesen wahrhaft patriotischen Verein, dem Sie seit seinem Bestande als „Mitglied, seit 1852 als Directions- und Ausschußmitglied und seit 1857 „als Vicepräsident angehören, in dankender Anerkennung der demselben stets „gewidmeten eifrigsten und gedeihlichen Thätigkeit die Gefühle der Hochachtung „und Verehrung zum gebührenden Ausdruck zu bringen.

„Möge es Euer Wohlgeboren gegönnt sein, dieses schöne und edle „Streben und Wirken in der Mitte der zum Bunde vereinten Männer des „österr. Volksschriften-Vereines noch lang zu pflegen und die Interessen „des Vereines auch ferner mit ungebrochener Kraft zu fördern."

Hierauf erwiderte Herr Waldschütz:

„Ich danke, ich bin tief ergriffen von diesem Zeichen der allgemeinen Anerkennung und fühle nur zu gut, daß ich sie nicht in dem Maße verdient habe. Dank Sr. Excellenz als auch den Ausschußmitgliedern, und allen anderen Herren für die Unterschriften, welche sie auf die Adresse gesetzt haben. Wenn mir Gott es verleiht, so werde ich alle meine Kräfte dem Vereine widmen."

* * *

Hierauf wurde über Ersuchen des Präsidenten durch den Vereinsbuchführer, Herrn Oberrechnungsrath Franz Dohnel jener Theil des Rechenschaftsberichtes über die Gebahrung der Vereinsmittel vorgetragen, wie folgt:

Hochgeehrte Versammlung!

Mit Beziehung auf den bereits in Ihre Hände gelangten gedruckten Rechnungs-Abschluß für das Sonnenjahr 1882 erlaube ich mir noch einige statistische Angaben über den Stand der Vereins-Mitglieder, die Gebahrung mit den Vereins-Mitteln und die außerordentlichen Beiträge hier anzuführen.

Mit Ende des Jahres 1881 zählte unser Verein 326
Mitglieder, im Laufe des Jahres 1882 und in den ersten vier Monaten 1883 sind 62
neu beigetreten daher in Allem 388
Von diesen sind jedoch durch Austritt 11 und durch Tod 9 zusammen . 20
in Abfall gekommen, demnach gehören dem Vereine bis zum heutigen Tage 368 ordentliche Mitglieder an.

Die reinen Baar-Einnahmen vom
Jahre 1882 per . . . . 2762 fl. 40 kr.
gegen jene vom Jahre 1881 per . . . . 2122 „ 44 „
ergeben eine Mehr-Einnahme von . . . . 639 „ 96 „
welche durch den namhaften Zuwachs an neuen Mitgliedern und den erhöhten Zufluß von außerordentlichen Beiträgen motivirt erscheint.

Dagegen erscheinen die reinen Baar-Ausgaben des Jahres 1882 per . . . . 2298 fl. 31 kr.
gegen jene des Jahres 1881 per . . . . 2389 „ 74 „
niedriger um . . . . 91 „ 43 „
welche Minder-Ausgabe wegen ihrer Unbedeutendheit wohl kaum einer Begründung bedarf.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens pro 1882, welches laut der dießjährigen Vermögens-Bilanz . . . . 4607 fl. 72 kr.
beträgt, mit dem reinen Activ-Vermögen pro 1881 im Betrage von . . . . 4966 „ 50 „
ergibt sich die Differenz von . . . . 358 „ 78 „
als eine Verminderung des Vermögens, welche dadurch begründet ist, daß im Jahre 1882 für Schriftsteller-Honorare um 270 fl. mehr verausgabt, hingegen an Erlös für verkaufte Bücher um 237 fl. 78 kr. weniger eingenommen worden sind.

Sowohl die Rechnung, als auch die Kasse des Vereines für das Jahr 1882, wurde durch das in der letzten General-Versammlung gewählte Revisoren-Comité bestehend aus den Herren: Eduard Ritter von Escherich, k. k. Hofrath und Ferdinand Karl Edlen von Manussi, kaiserlicher Rath einer eingehenden Prüfung, beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut des von diesen beiden Herren der Vereins-Rechnung beigefügten Revisions-Befundes ddto 12. März 1883 die erstere auf Grund der dazu gehörigen Rechnungs-Belege vollkommen richtig, und die letztere nicht nur hinsichtlich des baren Geldes, sondern auch der vorhandenen Werth-Effecten in bester Ordnung befunden.

An außerordentlichen Beiträgen sind dem Vereine von höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und anderen Gönnern 1030 fl. zugeflossen, welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. k. apost. Majestät, dem Kaiser Franz Joseph I. fl. 100.—
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . „ 30.—
„ „ „ „ „ Maria Anna in Prag . „ 15.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Carl Ludwig . „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor „ 20.—
„ „ „ „ „ „ Ferdinand Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Vereins-Protector . „ 50.—
„ „ „ „ „ „ „ Albrecht . . . „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm . . . „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ „ Rainer . . . . „ 10.—

Von Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Rainer	„	10.—
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth	„	5.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich	„	15.—
„ „ königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Württemberg	„	5.—
„ „ Durchl. dem souvr. Fürsten Herrn Johann von und zu Liechtenstein	„	200.—
„ „ Durchl. dem Herrn Johann Adolf Fürsten von Schwarzenberg	„	10.—
„ „ fürstlichen Gnaden dem Herrn Erzbischof Ganglbauer in Wien	„	50.—
„ „ Gnaden dem Herrn Prälaten Berthold Fröschl in Klosterneuburg	„	11.—
„ „ Excellenz dem Herrn Grafen Folliot de Creneville	„	10.—
„ „ „ „ „ „ Karl von Grünne	„	10.—
„ „ „ „ „ „ Franz von Nadasdy	„	20.—
„ dem h. k. k. Ministerium des Aeußeren	„	100.—
„ „ „ Ministerraths-Präsidium	„	100.—
„ „ „ n. ö. Statthalterei-Präsidium	„	150.—
„ „ Herrn Grafen von Herberstein	„	5.—
„ Sr. Excellenz Freiherrn von Hoffmann	„	10.—
„ Herrn Freiherrn von Teuffenbach in Salzburg	„	4.—
„ „ Hofrath Freiherrn von Columbus	„	5.—
„ „ „ Geringer	„	5.—
„ „ „ Industriellen V. E. Weitmann	„	25.—

* * *

Der Vereins-Präsident fragt an, ob jemand etwas über den Rechenschaftsbericht oder den Finanzbericht zu bemerken hat?

Da dies nicht geschieht, nehme ich an, daß die General-Versammlung hiemit das Absolutorium ertheilt. Für das Jahr 1883 wurden gewählt als Rechnungs-Revisoren Hofrath v. Escherich und Edler v. Manussi. Als Ersatzmann Regierungsrath Krauß.

Während des Scrutiniums für die Neuwahlen in den Ausschuß wurde vom Herrn Regierungsrath Dr. Proschko ein von der Versammlung mit großen Beifall aufgenommener Vortrag über die Türkenbelagerung Wien's im Jahre 1683 gehalten und zum Schluße dieses Vortrages ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät den Kaiser und das Allerhöchste Kaiserhaus ausgebracht, wozu die Versammlung unter Erhebung von den Sitzen einstimmte.

Nachdem die Wahl von 10 Ausschußmitgliedern an Stelle der alljährlich Ausscheidenden und weiterer 3 an Stelle der Verstorbenen und resignirten Mitglieder vorgenommen war, wurde das Ergebnis derselben durch den Herrn Präsidenten kundgemacht:

Es wurden die Herren:

Johann Kraus,
Anton Böhm,
Joseph Böhm,
Dr. Isidor Proschko,
Dr. Ernst Chimani,
Rudolf Brzezowsky,
Franz Dohnel,
August Rosiwal,
Alois Freudhofmair,
Ferdinand Hummel,
Dr. Joseph Mattis,
Eduard Wagner,
Gustav Amon Ritter von Treuenfest

als Ausschüsse gewählt.

Nach der kundgemachten vorstehenden Ergänzungswahl besteht der Vereins-Ausschuß aus nachstehenden Mitgliedern:

Herr Waldschütz Joh. Nep., k. k. pens. Beamter und Hausbesitzer,
" Don Zudrung Gregor, Probst und Pfarrer in Mariahilf,
" Dr. Pichler Franz, k. k. Regierungsrath,
" Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant,
" Pfeifer Egid, Cooperator am Schottenfeld,
" Escherich Eduard, Ritter von, k. k. Hofrath,
" Pichler Alfons, k. k. Rechnungs-Offizial,
" Riefler Alois, k. k. Ministerial-Beamter,
" Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor,
" Manussi Ferdinand Karl, Edler von, kais. Rath,
" Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler,
" Don Marcus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael,
" Weitmann V. E., Industrieller,
" Seidl Franz, kais. Rath,
" Panholzer Johann, Cooperator bei St. Peter,
" Riefler Franz, Dr. der Medicin,
" Mayer von Festenwald Wenzel, k. k. Oberl. a. D.
" Kraus Johann, k. k. Regierungsrath,

Herr Böhm Anton, Magistratsrath,
„ Böhm Joseph, Volksschuldirector,
„ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath a. D.
„ Dr. Chimani Ernst, k. k. Staabsarzt,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer,
„ Dohnel Franz, k. k. Militär-Oberrechnungsrath in Pension,
„ Rosiwal August, Communallehrer,
„ Freudhofmeir Alois, Kirchendirector bei den Salesianerinnen,
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer,
„ Dr. Mattis Joseph, Advocat,
„ Wagner Eduard, Magistratsrath,
„ Amon Ritter von Treuenfest Gustav, k. k. Arcieren-Leibgarde-Rittmeister.

Verzeichniß
der im Jahre 1883 dem Vereine beigetretenen Mitglieder:

Fräulein Marherr Elise, Privat in Wien.
Herr Obernhumer Macarius, Capuzinerpriester in Wien.
„ Schindler Anton, Hausbesitzer in Wien.
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten in Wien.
„ Molitor Rudolf, Apotheker in Wien.
„ Eichinger Johann, Cafetier in Wien.
„ Coglievina Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Wien.
„ Zsolnay Ferdinand, Lederhändler und Hausbesitzer in Wien.
„ Künast A. W., Buchhändler in Wien.
„ Groisberger Ludwig, Stiftspriester in Lilienfeld.
„ Egger Berthold, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg.
„ Ševčik Franz B., Professor in Wien.
„ Hersan Michael, Pfarrer bei Maria Treu in Wien.
„ Maurer Joseph, Cooperator bei St. Joseph in Wien.
„ Oberleitner Franz, Pfarrer in St. Pankraz in Oberösterreich.
„ Katschthaler Johann, Dr., Priesterhaus-Director in Salzburg.
„ Fischer Ignaz, Polizei-Agent in Wien.
„ Barvitius A. V., Architect in Prag.
„ Fraberger Andreas, Priester des Stiftes Zwettl.
„ Mattis Joseph, Dr., Advocat in Rudolfsheim.
„ Böhm Franz, Dr., Concepts-Practicant der k. k. Statthalterei in Wien.

Frau Rögler Anna, Hausbesitzerin in Wien.
„ Tisch Anna, Privat in Wien.
Herr Helmreich R., Ingenieur in Wien.
„ Hruby Johann, Pfarrer in Jalub, Mähren.
„ Scheimpflug Karl, Dr., k. k. Finanz-Secretär in Sarajevo.
„ Manzeneder Thomas, Chorherr in Reichersberg Oberösterreich.
„ Heinz Augustin, „ „ „ „
„ Altwirth Petrus, „ „ „ „
„ Frötschner Sebastian, Exprovinzial der Franciscaner in Wien.
„ Höllerl Adolf, Buchhalter in Wien.
„ Lang Jakob, Privat in Fünfhaus.
„ Pascher Joseph, Cooperator in Reindorf.
„ Mechtler Michael, Religions-Professor in Rudolfsheim.
„ Renner Moriz, Offizial im k. k. Ministerium des Innern.
„ Fellinger & Hassinger, Kunststicker in Wien.
„ Süß Norbert, Theologie-Professor in Klosterneuburg.
„ Landsteiner Karl, Ehren-Domherr und Consistorialrath in Wien.
„ Benda Franz, Director des Piaristen-Collegiums.
„ Brendler Anton, Rector des Löwenburg'schen Convicts.
„ Rungger Andreas, k. k. Professor und Vice-Rector des Piaristen-Collegiums in Wien.
Direction des k. k. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirke in Wien.

Auszug aus den Statuten des österr. Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz.

Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Oesterreichischer Volksschriften-Verein“ und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben können, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3.

Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, sowie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes.

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitg gedruckten Schriften;
e) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5.

Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Oeffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines.

Der Verein besteht aus den Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7.

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder.

§. 8.

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden österr. Währ.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschusses zu unterziehen.

Jeder andere selbständige, ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschusses des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist.

§. 12.

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel.

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahresbeiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu.

Inhalt.

Der geneigte Leser wird ersucht auf Seite 220 Z. 11 v. o. statt der Namen „Distl oder Diestel" zu setzen: P. Hermann Dichtl.

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.


Stanford University Libraries
3 6105 005 491 720

DATE DUE			


Digitized by Google

1877, S. 182 bis 251.

Pfundheller J.: Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206 bis 272.

— Aus den Octobertagen des Jahres 1848; 1879, S. 169 bis 241.

Proschko J. Dr.: Johannes Keppler in Ober-Oesterreich; 1878, S. 163 bis 178.

— Ein Wiener in Ostindien während der indo-britischen Revolution; 1880, S. 133 bis 172.

— Inkognito, Historische Erzählung: 1882, S. 199 bis 229.

Pütz E., von: Aus dem kleinen Walserthale; 1881, S. 228 bis 241.

Radics P. v., Die Orientfahrten der Habsburger; 1882, S. 1 bis 16.

— Krain's Huldigungen für das Haus Habsburg. Ein Erinnerungsblatt zur 600jährigen Jubelfeier des Landes Krain; 1882/83, S. 1 bis 25.

Stamm F., Dr.: Die hochgebornen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173 bis 181.

— Oesterreich, der Kern der Donauländer; 1878, S. 31 bis 60.

— Allerlei Wohnungen im Hause Oesterreich; 1880, S. 36 bis 70.

Steinebach F.: Funken unter der Asche; 1879, S. 224 bis 304.

Stifter A.: Gedichte; 1882, S. 17 bis 26.

Tandler Jos., Ritter von Tannenheim: Aphorismen; 1883 S. 26 bis 29.

Mitglieder des Vereines erhalten dieses Jahrbuch alljährlich als unentgeltliche Vereinsgabe.

Frühere Jahrgänge kosten, und zwar von 1877 bis 1881, per Band 70 kr.

Die Bände 1882 und 1883 2 fl.

Der vorliegende Band 1884 3 fl.

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.